08(2

~~2182~~
1731

Le(b)108 (2

1379594451

Staatliche
Bibliothek
Passau

F. P. Attenkofers Leihbibliothek
In Landshut.

Emil,

oder

über die Erziehung.

Drittes Buch.

Wiewohl die ganze Periode des menschlichen Lebens bis an die Jünglingsjahre hinan eine Zeit der Schwachheit ist: so gibt es doch in dieser Periode einen Punkt, wo das Wachsthum der Kräfte das der Bedürfnisse überflügelt hat, wo das im Wachsen begriffene thierische Wesen, zwar noch wirklich schwach, jedoch verhältnißmäßig stark erscheint. Seine Bedürfnisse haben sich noch nicht alle entwickelt, und so erscheinen seine vorhandenen Kräfte mehr als zulänglich, um den Bedürfnissen, die es hat, zu gnügen. Als Mann würde es sehr schwach erscheinen; als Kind betrachtet, ist es sehr stark zu nennen.

Woher entsteht die Schwäche des Menschen? Aus der Ungleichheit, die zwischen seiner Kraft und seinen Wünschen stattfindet. Unsre Leidenschaften sind es, die uns schwächen, weil wir, um sie zu befriedigen, mehr Kräfte haben müßten, als uns die Natur gegeben hat. Vermindert darum eure Wünsche, das ist eben so viel, als ob ihr eure Kräfte vermehrtet. Denn wer mehr vermag, als er begehrt, behält Kräfte übrig, und ist unbestritten

41971/2144

ein starkes Wesen. — Hier hebt also die dritte Periode der Kindheit an, von der ich nun zu sprechen habe. Ich muß fortfahren, diesen Status Kindheit zu nennen, weil die Sprache eines eignen Ausdrucks ermangelt, um ihn zu bezeichnen; denn zwar ist dieser Zeitabschnitt dem Jünglingsalter nahe, allein doch noch nicht die Periode der physischen Reife.

Im zwölften und dreizehnten Jahre entwickeln sich die Kräfte der Kinder weit schneller als ihre Begierden. Denn die heftigste, die furchtbarste aller Begierden hat sich noch nicht angemeldet, auch das Organ davon ist noch nicht ausgebildet, es scheint darauf zu warten, daß der Wille es zwingt, hervorzutreten. Wenig empfindlich gegen die widrigen Einflüsse der Luft und der Jahreszeiten, trotzt ihnen das Kind ohne peinliches Gefühl; seine wachsende innere Gluth dient ihm statt warmer Kleidung; sein Appetit statt der Würze; alles was nur zu nähren vermag, wird von diesem Alter für gut befunden; ist das Kind schläfrig, so legt es sich auf die Erde und schläft. Kurz es sieht sich durchaus von alle dem, was ihm nöthig ist, umgeben; kein eingebildetes Bedürfniß macht ihm Qual; der Wahn hat noch keine Gewalt über dasselbe; seine Begierden gehen noch nicht weiter, als seine Arme reichen; es vermag nicht blos, sich selbst zu gnügen, es hat sogar mehr Kräfte, als es braucht. Und dies ist die einzige Zeit des Lebens, wo dies der Fall ist.

Ich merke schon den Einwurf. Man wird zugeben, daß das Kind nur so viel Bedürfnisse habe, als ich statuire; aber man wird leugnen, daß es die Kraft habe, die ich ihm vindicire; man wird nicht bedenken, daß ich nur von meinem Zöglinge spreche; nicht aber von jenen wandelnden Puppen, welche nur aus einem Zimmer in das andere spazieren, die das Feld nur in einem Treibhause bauen und papierne Lasten tragen. Man wird mir

entgegnen, daß sich männliche Kraft auch nur mit der Mannbarkeit zeige, daß nur ihre Lebensgeister, bereitet in den für sie eigens eingerichteten, und durch den ganzen Körper verbreiteten Gefäßen, den Muskeln die Festigkeit, Thätigkeit, Spannkraft und Elastizität geben, welche erst die Kraft bedingen. Allein das ist Stubenphilosophie; ich aber berufe mich auf die Erfahrung. Ich sehe auf euren Dörfern große Jungen arbeiten, brachen, pflügen, volle Weinfässer aufladen, fuhrwerken, so gut wie ihre Väter; man würde sie für ausgewachsene Leute halten, wenn der Ton ihrer Stimme sie nicht verriethe. In unsern Städten selbst sind die jugendlichen Gesellen, namentlich Grob-Schmiede, Zeug-Schmiede, Huf- und Waffen-Schmiede fast eben so kräftig, wie ihre Meister, und würden eben so gewandt sein, wenn man sie in Zeiten geübt hätte. Gibt es zwischen beiden, wie ich selbst zugebe, einen Unterschied, so ist er, ich wiederhole es, viel unbedeutender, als der Unterschied, welcher zwischen den verzehrenden Begierden eines Mannes und den eingeschränkten Wünschen eines Kindes sich vorfindet. Im Uebrigen ist auch hier nicht blos die Rede von physischen Kräften, sondern vornehmlich von der Kraft und Fähigkeit des Geistes, der jene ersetzt oder auch leitet.

Dieser Zeitraum, wo das Individuum mehr vermag, als es begehrt, ist zwar nicht die Epoche seiner absolut größten Stärke, aber er ist, wie schon erwähnt, der Zeitabschnitt seiner relativ größten Kraft. Er ist im ganzen Leben die herrlichste Zeit, die Zeit, welche nie wiederkehrt, eine sehr kurze Zeit, um so kürzer, wie wir in der Folge sehen werden, als viel darauf ankommt, sie wohl anzuwenden.

Was soll aber das Kind mit diesem Uebermaße von Vermögen und Kräften machen, die jetzt im Ueberflusse da sind, und in einem spätern Alter ihm fehlen werden? Es wird sich bemühen,

Erwerbungen zu machen, die ihm bei kommendem Bedürfnisse nützen können; es wird, so zu sagen, den Ueberfluß seines gegenwärtigen Seins für die Zukunft aufschütten. Das kräftige Kind wird ein Magazin für den schwachen Mann anlegen; aber es wird seine Vorräthe nicht in Kisten, die man stehlen kann, nicht in Speichern, die ihm nicht eigenthümlich gehören, aufheben, sondern um sich seines Erwerbes recht versichert zu halten, wird es ihn in seinen Armen, in seinem Kopfe, in sich selbst aufbewahren. Das ist also die Zeit der Arbeit, des Unterrichts, des Einsammelns von Kenntnissen. Man bemerke aber ja, daß diese Bestimmung von mir nicht willkürlich getroffen wird, sondern daß die Natur selbst sie bezeichnet.

Der menschliche Geist hat seine Schranken. Es kann ein Mensch nicht nur nicht alles wissen, er kann auch nicht einmal das wenige menschliche Wissen umfassen. Weil das Gegentheil eines Irrthums eine Wahrheit ist, so ist die Anzahl der Wahrheiten eben so unendlich, wie die der Irrthümer. Es muß also hinsichtlich der zu lehrenden Gegenstände so gut wie über die dazu geeignete Zeit eine Berechnung stattfinden. Von den Kenntnissen, die unsrer Fähigkeit angemessen sind, sind einige fehlerhaft, andere unnütz, wieder andere dienen dazu, den Dünkel ihres Inhabers zu nähren. Nur die geringe Zahl derjenigen, die wirklich zu unserm Wohlsein beitragen, verdient die Nachforschung des Verständigen und taugt folglich für ein Kind, das man zum verständigen Manne machen will. Es kommt nicht darauf an, daß man von allem, was da ist, Kenntniß hat, sondern nur, daß man weiß, was nützlich ist.

Von dieser geringen Anzahl müssen hier noch diejenigen Wahrheiten abgerechnet werden, die man ohne einen schon ausgebildeten Geist nicht erwerben kann; ferner diejenigen, welche

schon eine Kenntniß der menschlichen Verhältnisse voraussetzen, die ein Kind sich noch nicht erwerben kann; endlich diejenigen, die zwar an sich wahr sind, aber dennoch ein unerfahrnes Gemüth verleiten, von andern Gegenständen eine fehlerhafte Ansicht zu gewinnen.

So sind wir also nun im Verhältniß zu den existirenden Gegenständen auf einen sehr kleinen Kreis beschränkt; dieser Kreis aber bietet nach Maßgabe des kindlichen Geistes noch ein unermeßliches Feld dar! O du Dunkelheit, die du auf dem menschlichen Verstande lagerst, welche verwegene Hand möchte es wagen, deinen Schleier zu lüften? Welche Abgründe sehe ich, unsers eiteln Wissens willen, um diesen jungen Unglücklichen herum gähnen! O du, der ihn auf solche gefährliche Abhänge führen, der vor seinen Augen den heiligen Vorhang der Natur zurück schlagen will, erzittere! Versichere dich zuvörderst seines und deines Kopfes; besorge, daß es dem einen oder dem andern, vielleicht allen beiden schwindlich werden könnte. Fürchte die anziehende Truggestalt der Lüge, die platzenden Seifenblasen des Hochmuthes. Erinnere dich, erinnere dich ohne Unterlaß, daß nur der Irrthum verderblich sei, das aber noch keine Irrung zu nennen ist, wenn man nichts weiß, sondern nur, wenn man etwas zu wissen glaubt.

Die Fortschritte des Zöglings in der Geometrie können euch zum Prüfsteine und zum sichern Maßstabe der Entwicklung seiner Geisteskräfte dienen. Sobald er aber unterscheiden kann, was nützlich ist und was nicht, so wird es nöthig, die äußerste Behutsamkeit und Kunst anzuwenden, um ihn für speculative Beschäftigungen zu gewinnen. Wollt ihr z. B. daß er zwischen zwei gegebenen Linien eine mittlere Proportionale finde, so macht es anfänglich so, daß er sich gedrungen fühlt, ein Viereck zu finden, welches einem gegebenen Rechtecke gleich sei. Soll er zwei proportionelle

Mittellinien finden, so müßte ihm zuvor die Aufgabe von der Verdoppelung des Würfels recht interessant gemacht werden &c. Man bemerke, wie wir uns nach und nach den moralischen Begriffen nähern, vermöge der wir Gutes und Böses unterscheiden. Bis hierher haben wir nur das Gesetz der Nothwendigkeit gekannt; jetzt nehmen wir schon Rücksicht auf das Nützliche; bald werden wir auf das kommen, was geziemend und gut ist.

Die verschiedenen Fähigkeiten und Kräfte belebt ein und derselbe Naturtrieb. Der Thätigkeit des Körpers, der sich zu entwickeln sucht, folgt die Thätigkeit des Geistes, der sich zu unterrichten strebt. Anfangs wollen die Kinder sich blos austummeln, später werden sie neugierig. Diese Neugierde, gut geleitet, ist der Sporn für das Alter, bei dem wir jetzt angekommen sind. Laßt uns nur immer die von der Natur her stammenden Neigungen von denen unterscheiden, die von unsern fixen Ideen herrühren. Es gibt einen Wissensdurst, der nur darin seinen Grund hat, weil man für einen Gelehrten angesehen sein will; es gibt aber auch einen, der aus einer natürlichen Wißbegierde entspringt, die sich über alles erstreckt, was den Menschen nah oder fern interessiren kann. Der angeborne Trieb nach Wohlbefinden, und die Unmöglichkeit, diesen Trieb vollkommen zu befriedigen, bestimmen den Menschen unaufhörlich, neue Mittel hierzu aufzufinden. Das ist der erste Grund zur Wißbegierde; ein dem menschlichen Gemüthe ganz natürliches Prinzip, dessen Entwicklung jedoch nur nach Verhältniß unsrer Leidenschaften und unsrer Einsichten erfolgt. Setzt einen Mathematiker mit seinen Instrumenten und Büchern auf einer wüsten Insel mit der Versichrung aus, daß er den Rest seiner Tage dort allein zubringen müsse; er wird sich wenig mehr mit dem Weltenbaue, den Gesetzen der Anziehung, oder der Differenzialrechnung abgeben. Er wird vielleicht in seinem Leben

kein einziges Buch mehr aufschlagen; aber nicht nachlassen wird er, seine Insel in allen Winkeln zu untersuchen, und wenn diese auch noch so groß wäre. Verweisen wir darum aus unserm ersten Unterrichte alle die Kenntnisse, zu denen der Mensch von Natur keine Neigung hat, und beschränken wir uns blos auf diejenigen, zu deren Erforschung uns der Naturtrieb auffordert.

Die Erde ist eine solche Insel für das Menschengeschlecht. Der Gegenstand, welcher uns am meisten in die Augen fällt, ist die Sonne. Sobald als wir darum aus uns herauszugehen beginnen, werden unsre Beobachtungen entweder den einen oder den andern der beiden obigen Gegenstände treffen. Auch handelt das ganze philosophische Lehrsystem beinahe aller uncultivirten Völker einzig und allein von erträumten Eintheilungen der Erde oder über das göttliche Wesen der Sonne.

Welch' ein Sprung! wird man vielleicht ausrufen. Vor einem Augenblicke noch waren wir blos mit dem beschäftigt, was uns berührt, was uns unmittelbar umgibt, und siehe! auf einmal durchschweifen wir den Erdball, und fliegen bis an die äußersten Enden des Universums! Dieser Sprung ist die Folge von dem Zunehmen unsrer Kräfte und der Neigung unsers Geistes. In dem Stadium der Schwäche und der Unzureichenheit drängt die Sorge für unsre Selbsterhaltung uns auf uns selbst zurück; in dem Stadium der Kraft und Stärke aber treibt das Verlangen, unser Wesen auszudehnen, uns hinaus aus uns selbst, und heißt uns so weit, als nur immer möglich, hinaus streben. Aber die Welt des Geistes ist uns noch unbekannt, und so reicht unser Gedanke nicht weiter als unser Auge; unser Verstand dehnt sich nur mit dem Raume aus, den er durchmessen kann.

Laßt uns unsre Vorstellungen in Begriffe umwandeln, aber nicht auf einmal von sinnlichen Gegenständen auf die moralische

Welt überspringen. Nur durch die ersteren sollen wir zu den anderen gelangen. Während der ersten Thatäußerungen des Geistes sollen immer die Sinne seine Führer sein. Kein anderes Buch, als die Welt, kein anderer Unterricht, als Thatsachen! Das Kind, welches liest, denkt nicht, es liest eben nur; es unterrichtet sich nicht, es lernt nur Wörter.

Macht euren Zögling auf die Erscheinungen der Natur aufmerksam; ihr werdet ihn dadurch bald wißbegierig machen. Aber, um seine Wißbegierde zu nähren, dürft ihr nie eilen, sie zu befriedigen. Stellt die Fragen seiner Fähigkeit gemäß, und überlaßt ihm die Auflösung. Er soll nicht dadurch Kenntnisse besitzen, daß ihr sie mitgetheilt habt, sondern dadurch, daß er sie selbst aufgefunden hat; er soll sein Wissen nicht erlernen, sondern erfinden. Setzt ihr nur irgend einmal in seinem Geiste die Autorität an die Stelle der Vernunft, so wird er die Vernunft nie mehr brauchen, er wird fortan nur noch der Spielball von andrer Leute Dafürhalten sein.

Ihr wollt das Kind in der Geographie unterrichten, und schafft nun Erd- und Himmelskugeln, Landcharten herbei. Was für Maschinerie! Wozu alle diese Repräsentanten! Warum beginnt man nicht damit, ihm den Gegenstand selbst zu zeigen, damit er wenigstens wisse, wovon man mit ihm spreche?

Es ist ein schöner Abend, man geht mit ihm an einen bequemen Ort spazieren, dahin, wo der Gesichtskreis frei ist, um die untergehende Sonne vollständig zu beobachten, und bemerkt die Gegenstände, die die Stelle ihres Untergangs wieder finden lassen. Am andern Morgen möchte man frische Luft schöpfen und begibt sich an den gestrigen Ort, bevor noch die Sonne aufgeht. Man bemerkt, wie sie sich schon vorher durch die feurigen Strahlen ankündigt, die sie vor sich her sendet. Die Feuerstelle vergrö-

ßert sich, der ganze Osten scheint in Flammen zu stehen; der Glanz ist so gewaltig, daß man das Gestirn schon lange, bevor es sich zeigt, erwartet. Jeden Augenblick glaubt man, es müsse erscheinen; endlich erblickt man sie. Ein strahlender Punkt tritt wie der Blitz hervor und erfüllt alsbald den ganzen Raum. Der Schleier der Nacht fällt und verschwindet. Der Mensch erkennt seinen Wohnplatz wieder, und findet ihn verschönt. Das Grün hat während der Nacht neue Frische erhalten, der junge Tag, der es erleuchtet, die ersten Strahlen, die es vergolden, zeigen es uns bedeckt mit einem Netze blitzenden Thaues, der in unsre Augen Licht und Farbe zurückstrahlt. Die Vögel vereinigen sich in Chöre und begrüßen in Wettgesängen den Vater des Lebens. In diesem Augenblicke schweigt nicht ein einziger. Ihr Gezwitscher ist noch heimlich, gezogener und süßer als den Tag über; es liegt darin noch das träumerische Gähnen eines friedlichen Erwachens. Das Zusammentreten aller dieser Gegenstände macht auf die Sinne einen Eindruck von Frische, der bis in das innerste der Seele dringt. Hier gibt es eine halbe Stunde Begeisterung, der kein Mensch widersteht. Das Schauspiel ist so groß, so schön, so lieblich, daß keiner bei kaltem Blute zu bleiben vermag.

Voller Begeisterung, die der Lehrer fühlt, möchte er sie dem Kinde mittheilen; er glaubt es dadurch aufzuregen, indem er es aufmerksam macht auf die Gefühle, die ihn selbst bewegen. Reine Thorheit! Das Leben dieses Natur-Schauspieles wohnt blos in des Menschen Herzen; um dasselbe zu schauen, muß man es fühlen. Das Kind sieht die Gegenstände an, aber die verknüpfenden Beziehungen kann es nicht wahrnehmen, es kann die schöne Harmonie ihres Ineinanderwirkens nicht herausfühlen. Um den Gesammteindruck zu empfinden, der mit einem Male aus allen diesen Empfindungen entspringt, dazu gehören Erfahrungen, die das

Kind noch nicht erworben, Empfindungen, die es noch nicht erfahren hat. Wie soll es die Frische eines schönen Morgens genießen, wenn es nicht einmal vorher eine beträchtliche Zeit dürre Haiden durchwanderte, wenn kein glühender Sand seine Füße verletzte, wenn die erstickende Hitze, welche von den von der Sonne getroffenen Felswänden zurückprallt, ihn niemals erschöpft hat? Wie soll der Duft von Blumen, der Reiz des Grüns, der feuchte Dunst des Thaus, der weiche und sanfte Tritt auf einer Rasenmatte seine Sinne bezaubern? Wie soll der Gesang der Vögel in ihm Gefühle der Lust wecken, sobald ihm die Gewalt der Liebe und des Vergnügens noch unbekannt sind? Mit was für Freudengefühlen soll es die Geburt eines schönen Tages begrüßen, wenn seine Einbildungskraft ihm nicht die Gefühle vorzumalen im Stande ist, mit denen man einen solchen Tag ausfüllen kann? Endlich wie soll es von der Schönheit eines Naturschauspieles ergriffen werden, wenn es die Hand noch nicht kennt, die es auszuschmücken Sorge getragen hat?

Führt mit dem Kinde keine Gespräche, die es nicht verstehen kann; keine Beschreibungen, keine hochtrabenden Worte, keine Redefiguren, keine poetische Sprache! Jetzt ist noch nicht von Gefühl und Geschmack die Rede. Man bleibe dabei, deutlich, einfach, kalt zu sein; die Zeit, wo ihr eine andere Sprache anzunehmen habt, wird nur zu bald kommen.

Erzogen im Geiste meiner Grundsätze, daran gewöhnt, alle seine Hilfsmittel sich selbst zu verschaffen, und nicht eher an jemand anders sich zu wenden, als bis er seine Unzulänglichkeit wahrgenommen hat, untersucht mein Zögling jeden neu erblickten Gegenstand lange Zeit, ohne etwas darüber zu sagen. Er ist ein Denker und kein Frager. Begnügt euch also damit, ihm zu rechter Zeit die Gegenstände vorzuführen; denn, wenn ihr seine Wiß-

begierde gehörig beschäftigt seht, richtet eine kurze Frage an ihn, die ihn auf den Weg leitet, den Knoten zu lösen.

Nachdem ihr, bei obiger Gelegenheit, mit ihm die aufgehende Sonne recht betrachtet habt, nachdem ihr ihm die Gebirge und die übrigen benachbarten Gegenstände an jener Seite habt bemerken lassen, nachdem ihr ihm nach Herzenslust darüber habt schwatzen lassen: so schweigt einige Augenblicke, wie einer, der nachsinnt, und dann sprecht zu ihm: „Ich dächte, gestern Abend wäre die Sonne dort untergegangen, und diesen Morgen ging sie hier auf! Wie mag denn das zugehen?“ Weiter setze man nichts hinzu. Wenn er Fragen an euch thut, so antwortet nicht darauf, sprecht von etwas anderem. Ueberlaßt das ihm selbst, und seid versichert, er werde daran denken.

Um ein Kind an Aufmerksamkeit zu gewöhnen, und eine sinnliche Wahrnehmung recht eindringlich zu machen, muß man es einige Tage in Ungewißheit lassen, bevor man es aufklärt. Findet es den Grund zu Obigem nicht auf die eingeleitete Art, so gibt es ein Mittel, sie ihm noch begreiflicher zu machen, und dies Mittel ist, die Frage umzudrehen. Wenn es nicht weiß, wie die Sonne von ihrem Untergangspunkte nach dem Aufgangspunkte hingelangt, so weiß es wenigstens, wie sie von ihrem Aufgangspunkte zu ihrem Untergangspunkte kommt, seine Augen allein schon belehren es darüber. Man erläutere darum die erste Frage durch die zweite. Euer Zögling ist entweder ein ganz vernageltes Kind, oder die Vergleichung ist so klar, daß sie ihm nicht entschlüpfen kann. Das ist seine erste Lektion von dem Weltgebäude.

Da wir immer nur langsam von sinnlichem Begriffe zu sinnlichem Begriffe übergehen, und darin uns lange Zeit mit einem und ebendemselben vertraut machen, bevor wir einen andern aufnehmen, da wir endlich unsern Zögling nie zwingen, aufmerksam

zu sein: so liegt zwischen dieser ersten Lektüre und zwischen der Kenntniß von dem Laufe der Sonne und der Gestalt der Erde ein großer Zwischenraum. So wie aber alle scheinbaren Bewegungen der Himmelskörper auf einem und demselben Grunde beruhen, so daß die erste Beobachtung auf die übrigen alle leitet, so bedarf es weniger Mühe, wenn auch vielleicht mehr Zeit, um von der täglichen Bewegung auf den Gedanken an Verfinsterungen zu kommen, als um Tag und Nacht gehörig zu begreifen.

Indem die Sonne sich um die Erde bewegt, beschreibt sie einen Kreis, und jeder Kreis muß einen Mittelpunkt haben, das wissen wir schon. Diesen Mittelpunkt können wir nicht sehen, denn er befindet sich im Mittelpunkte der Erde. Aber man kann auf ihrer Oberfläche zwei einander entgegengesetzte Punkte bemerken, die dem Mittelpunkte entsprechen. Ein Stab, durch diese drei Punkte gehend, und auf beiden Seiten bis in den Weltraum verlängert, stellt die Weltachse und die der täglichen Bewegung der Sonne vor. Ein runder Kreisel, der sich auf seiner Spitze bewegt, stellt den um seine Achse kreisenden Himmel vor. Die beiden Spitzpunkte des Kreisels sind die zwei Pole. Das Kind wird einen der Weltpole kennen lernen wollen; ich zeige ihm denselben im Schwanze des kleinen Bären. Nun haben wir auch ein Vergnügen für die Nachtzeit; nach und nach machen wir uns mit den Sternen vertraut, und hieraus entsteht die erste Neigung, die Planeten kennen zu lernen, und ihre Constellationen zu beobachten.

Wir haben die Sonne um S. Johannis aufgehen sehen; wir wollen sie auch zu Weihnachten oder an einem andern schönen Wintertage aufgehen sehen; denn man weiß ja, daß wir nicht faul sind, und daß es ein Spiel für uns ist, der Kälte zu trotzen. Ich trage Sorge, daß wir diese zweite Beobachtung an demselben

Orte anstellen, wo wir die erste gemacht haben; und mittelst einiger Gewandtheit im Vorbereiten auf Bemerkungen könnte einer oder der andere ausrufen: Oho! das ist lustig! die Sonne geht nicht mehr an ihrem alten Platze auf! dort sind unsre ehemaligen Merkzeichen, und jetzt steigt sie hier empor 2c. Es gibt also einen Aufgangspunkt für den Sommer, und einen Aufgangspunkt für den Winter 2c. — Hier, mein junger Lehrer, bist du nun auf dem Wege. Diese Beispiele mögen hinreichen, um dir deine Sphäre recht deutlich anzugeben, wenn du das Weltgebäude selbst zur Erklärung des Weltgebäudes, die Sonne selbst zur Erklärung der Sonne anwenden willst.

Ueberhaupt bediene dich nie eines bildlichen Zeichens statt der Sache selbst, außer wo es unmöglich ist, dieselbe zum Beweise beizubringen. Denn das Bild verschlingt die Aufmerksamkeit des Kindes, und läßt es die dadurch repräsentirte Sache aus dem Auge verlieren.

Die Himmelskugel (Armillarsphäre) scheint mir eine übel zusammengesetzte und in schlechten Verhältnissen ausgeführte Maschine zu sein. Dieser Wirrwarr von Kreisen und diese abenteuerlichen Figuren, die man darauf anbringt, geben ihr das Ansehn eines Zaubergürtels, und regen den Geist des Kindes auf. Die Erde ist viel zu klein, die Kreise zu groß, es sind ihrer zu viele. Einige, z. B. die Coluren, sind ganz unnütz; jede Kreislinie ist breiter als die Erdkugel. Die Stärke der Pappe gibt ihnen ein Ansehen von Körperlichkeit, so daß die Kinder sie wirklich für existirende massenhafte Ringe halten können. Erklärt ihr aber dem Kinde, diese Kreise seien nur fingirt, so bekommt es gar keine Idee von dem, was es sieht, sieht überhaupt gar nichts ein.

Wir verstehen es nie, uns in die Sphäre der Kinder zu versetzen; wir gehen nicht auf ihre Ideen ein, wir leihen ihnen die

unsrigen: so gehen wir stets nur unsern eigenen Folgerungen nach, und häufen mit den Kettengliedern der Wahrheit zugleich Abschweifungen und Irrthümer in ihrem Kopfe an.

Man streitet sich bei dem Unterrichte in den Wissenschaften über die Wahl der analytischen oder synthetischen Methode. Es ist nicht immer nöthig, sich für eine oder die andere zu entscheiden. Zuweilen kann man bei ein und derselben Untersuchung analytisch und synthetisch zugleich verfahren, so daß das Kind selbst nur zu entwickeln glaubt, während man es doch durch die wirklich docirende Methode weiter führt. Bedient man sich daher beider zu gleicher Zeit, so können sie sich gegenseitig zum Beweise dienen. Indem man auf einmal von zwei verschiedenen Punkten ausgeht, ohne daß das Kind gewahr wird, daß es dasselbe Ziel verfolgt, so würde es beim Zusammentreffen überrascht werden, und dies könnte nur eine sehr angenehme Ueberraschung sein. Ich würde z. B. die Geographie bei ihren beiden Endpunkten angreifen, würde Maß und Lage ihrer einzelnen Theile mit der Lehre von den Bewegungen der Erdkugel verknüpfen, und damit bei unserm Wohnorte anfangen. Unterdessen, daß das Kind sich mit dem Umschwunge beschäftigt, und sich dabei an den Himmel versetzt, führt es auch auf die Erde, so wie zu deren Eintheilung, und zeigt ihm zuvörderst seinen eignen Wohnplatz.

Seine beiden ersten geographischen Hauptpunkte mögen die Stadt sein, woher das Kind ist, und das Landhaus seines Vaters. Darauf folgen die Orte, die zwischen beiden liegen, darnach die Flüsse der Nachbarschaft, endlich die Beschauung der Sonne, und das Verfahren, sich zu orientiren. Hier ist der Punkt der Wiedervereinigung. Es entwerfe sich selbst eine Charte von diesem allen; eine ganz einfache Charte, die anfänglich nur von den obigen zwei Orten gebildet wird, zu denen es nach und nach die

andern hinzusetzt, so wie es deren Entfernung und ihre Lage gegen einander anzugeben weiß. Man wird dabei schon gewahr werden, welchen Vortheil man dem Kinde damals gesichert hat, als man es veranlaßte, seine Augen als Maßstab gebrauchen zu lernen.

Demohnerachtet wird man das Kind ein wenig leiten müssen, aber nur wenig, und ohne daß es davon etwas gewahr wird. Täuscht es sich, so läßt man es geschehen, ohne seine Irrthümer zu verbessern; man erwarte in aller Ruhe den Zeitpunkt, wo es sie selbst finden und verbessern wird; höchstens nehme man bei einer günstigen Gelegenheit irgend etwas vor, wodurch es seinen Irrthum gewahr wird. Täuschte es sich nie, so würde es auch nie gut begreifen lernen. Uebrigens ist es von keinem Belang, die Topographie des Landes genau zu kennen, aber die Mittel muß es haben, sich darin unterrichten zu können; es kommt wenig darauf an, die Charten im Kopfe zu haben, wenn es nur weiß, was diese Charten vorstellen, wenn es nur einen deutlichen Begriff von der Kunst sie zu entwerfen hat. Hier zeigt sich schon der Unterschied zwischen dem Wissen anderer Kinder und der Unwissenheit meines Zöglings! Jene kennen die Charten auswendig, und meiner verfertigt sie. Das sind neue Ausschmückungen für sein Zimmer.

Denkt immer daran, daß der Geist meiner Lehrweise nicht darin bestehe, dem Kinde viele Dinge beizubringen, sondern immer mehr klare und richtige Begriffe in seinem Kopfe sich einbürgern zu lassen. Und wenn mein Zögling gar nichts wüßte, es sollte mich nicht kümmern, wenn er nur nicht auf Irrthümer geriethe; und ich pflanze nur Wahrheiten in seinen Kopf, um ihn vor Irrthümern sicher zu stellen, die er an deren Stelle aufnehmen würde. Die Vernunft, die Urtheilskraft entwickeln sich langsam; die Vorurtheile stürmen zu Haufen herbei; und davor muß man das Kind

schützen. Habt ihr dabei aber die Wissenschaft an sich im Auge, so begebt ihr euch auf ein Meer ohne Grund, ohne Ufer, voller Klippen; nie werdet ihr euch da behaupten können. Wenn ich einen Mann bemerke, der ergriffen von Liebe zur Wissenschaft, sich von ihrem Reize dahinreißen läßt, von einem Gegenstande zum andern eilt, ohne zu wissen, wo er einen Ruhepunkt machen soll, so meine ich ein Kind zu erblicken, das das Ufer entlang Muschelschalen sammelt, und nun beginnt, sich damit zu bepacken; erblickt es wieder neue, so wird es auch wieder gereizt, wirft von erstern weg, um neue aufnehmen zu können, und so fort, bis es zuletzt, nicht mehr wissend, wohin mit allen, oder welche es auswählen soll, alle wegwirft und leer davon geht.

Im ersten Stadium der Kindheit war die Zeit lang; wir suchten sie zu vertrödeln, weil wir fürchteten, sie übel anzuwenden. Jetzt findet grade das Gegentheil Statt, und wir haben nicht Zeit genug, alles Nützliche abzumachen. Vergeßt nicht, daß die Leidenschaften im Anzuge sind, und daß unser Zögling, sobald sie anklopfen werden, nur auf sie seine Aufmerksamkeit richten wird. Die Zeit des kalten, ruhigen Verstandes ist so kurz, verstreicht so schnell, wird zu so vielen andern nützlichen Dingen gebraucht, daß es eine Thorheit wäre, zu verlangen, sie solle hinreichen, das Kind auch noch zu einem Gelehrten zu machen. Es handelt sich nicht darum, das Kind in den Wissenschaften zu unterrichten, sondern ihm Geschmack an denselben beizubringen, und es dermaßen zu befähigen, daß es der Wissenschaft sich bemeistern kann, wenn dieser Geschmack mehr entwickelt sein wird. Dies ist ganz bestimmt ein Hauptgrundsatz einer guten Erziehung.

Jetzt ist auch die Zeit, wo das Kind nach und nach daran gewöhnt werden muß, einem und demselben Gegenstande anhaltende Aufmerksamkeit zu schenken. Nie aber darf Zwang, sondern

immer nur die Lust daran, oder das Verlangen darnach diese Aufmerksamkeit hervorbringen. Man muß große Sorgfalt darauf verwenden, daß diese Aufmerksamkeit dem Kinde nicht beschwerlich werde, und nicht bis zum Ekel gehe. Seid also stets auf der Hut, und was auch daraus entstehen möge, hört auf, bevor die Langeweile eintritt; denn es ist bei weitem nicht so wichtig, daß das Kind etwas lerne, als es wichtig ist, daß es nichts ungern thue.

Dringt das Kind selbst mit Fragen in euch, so antwortet ihm so viel, als nöthig ist, seine Wißbegier zu unterhalten, nicht aber, daß sie befriedigt wird; vorzüglich wenn ihr merken solltet, daß es nicht fragt, um sich zu belehren, sondern blos um herumzufaseln, und euch mit närrischen Fragen zu belästigen. Dann haltet auf der Stelle ein; sicher ist es ihm hier nicht mehr um die Sache zu thun, sondern einzig und allein, um euch seiner Fragherrschaft zu unterwerfen. Man muß dabei weniger auf die Worte Rücksicht nehmen, die es vorbringt, als vielmehr auf das Motiv, welches es zum Sprechen reizt. Diese Erinnerung, die bisher nicht so nöthig war, wird jetzt im höchsten Grade wichtig, sobald als das Kind anfängt, seine Vernunft zu brauchen.

Es gibt eine Kette allgemeiner Wahrheiten, vermöge welcher alle Wissenschaften an die allgemeinen Prinzipien geknüpft sind, und sich nach und nach daraus entwickeln. Diese Kette ist der Lehrgang des Philosophen. Bei uns handelt es sich darum nicht. Es gibt aber noch eine davon ganz verschiedene Kette, durch welche jedes besondere Object mit dem andern verknüpft ist, und die immer auf das folgende hinleitet. Es ist dies die geordnete Reihenfolge, welche die Aufmerksamkeit, die jeder Gegenstand beansprucht, durch eine fortlaufende Neugier unterhält, die Reihenfolge, der meist alle Menschen sich anschließen, und vor allem die, die für die Kinder taugt. — Um uns bei Entwerfung der Charten orien-

tiren zu können, mußten wir Mittagslinien ziehen. Die beiden Punkte des Durchschnitts zwischen mehrern gleichlangen Schatten, die man des Morgens und Abends anmerkt, bezeichnen eine vortreffliche Mittagslinie für einen dreizehnjährigen Astronomen. Allein diese Mittagslinien verwischen sich, es vergeht Zeit, sie wieder zu ziehen; sie machen nöthig, jeden Tag an einem und demselben Orte sich zu beschäftigen. So viel Mühe, so viel Zwang würde dem Kinde endlich lästig werden. Wir haben dies vorausgesehen; wir treffen darum auch im Voraus unsre Maßregeln darnach.

Aber da bin ich schon wieder bei meinen umständlichen und kleinlichen Einzelheiten. Leser, wohl vernehme ich euer Murren, aber ich biete ihm Trotz. Ich will den nützlichsten Theil dieses Buches eurem Ungestüme nicht aufopfern. Nehmt eure Maßregeln in Betreff meiner Umständlichkeit; denn auch ich habe die meinigen rücksichtlich eurer Klagen schon genommen.

Schon seit langer Zeit hatten wir, mein Zögling und ich, wahrgenommen, daß der Bernstein, das Glas, das Siegelwachs und andere Körper, wenn sie gerieben werden, Strohhälmchen anziehen, andere aber dies nicht thun. Zufälliger Weise finden wir auch einen Gegenstand, welcher eine noch auffallendere Eigenschaft besitzt, nämlich die, in einiger Entfernung, und ohne gerieben zu sein, Feilspäne und andere Stückchen Eisen anzuziehen. Wie lange hat uns diese Eigenschaft schon belustigt, ohne daß wir dahinter etwas weiteres finden konnten! Endlich entdecken wir, daß diese Eigenschaft sich auch dem Eisen mittheilt, wenn dies auf eine bestimmte Weise damit bestrichen worden ist. Eines Tages gehen wir auf einen Jahrmarkt*). Ein Taschenspieler lockt mit

*) Ich habe das Lachen nicht unterdrücken können, als ich die feine Kritik des Hrn. von Formey über diesen Satz las: „Dieser Taschenspieler — sagt er — der so versessen war auf die Bewundrung

einem Stückchen Brot eine Ente von Wachs an, die in einem Wasserbecken schwimmt. Wir sind voller Verwundrung, erklären aber demohnerachtet den Mann für einen Hexenmeister; denn wir wissen nicht, was ein Hexenmeister ist. Jeder Zeit von Wirkungen überrascht, deren Ursachen wir nicht kennen, sind wir nicht vorschnell im Urtheilen und verbleiben so lange ganz ruhig in unsrer Unwissenheit, bis sich uns Gelegenheit darbietet, sie zu verlassen.

Nach der Zurückkunft in unsrer Wohnung, setzten wir uns, durch das Plaudern über die Ente auf dem Jahrmarkte veranlaßt, in den Kopf, die Sache nachzumachen. Wir nehmen eine gute, magnetisch gemachte Nadel, bekleiden sie mit weißem Wachse, dem wir, so gut dies gehen will, die Gestalt einer Ente geben, so daß die Nadel durch den ganzen Leib geht, und die Spitze den Schnabel bildet. Nun setzen wir die Ente auf Wasser, nähern uns dem Schnabel mit einem Schlüssel, und sehen zu unsrer Freude, die sich leicht begreifen läßt, daß unsre Ente dem Schlüssel eben so folgt, als die auf dem Markte dem Stückchen Brote. In welcher Richtung die Ente auf dem Wasser halten bleibt, sobald man sie in Ruhe läßt, ist eine Beobachtung, die wir ein ander Mal werden anstellen können. Jetzt sind wir ganz mit unserm Gegenstande beschäftigt, und verlangen weiter nichts.

---

eines Kindes, und wie dessen Hofmeister vorpredigte, ist ein Phantasiestück aus der Welt des Emil." Der geistreiche Hr. v. Formey hat sich nicht einbilden können, daß dieser Mann über die Rolle, die er zu geben hatte, unterrichtet war; denn es ist in der That so, was ich nicht erwähnt habe. Aber wie viele Male habe ich denn nicht schon erklärt, daß ich nicht für Leute schreibe, denen man alles sagen muß!

(Dieser Hr. von Formey, den Rousseau schon in mehrern Anmerkungen abgefertigt hat, ist nämlich der Verfasser eines verdienter Maßen bald vergessenen Anti-Emil. Der Uebersetzer.)

Noch diesen Abend gehen wir wieder auf den Markt, ein zubereitetes Stückchen Brot in der Tasche; und sobald der Taschenspieler sein Kunststückchen gemacht hat, sagt mein kleiner Professor, der sich kaum halten kann, zu ihm, daß dies Kunststück leicht sei, und er es eben so machen wolle. Er wird beim Worte genommen. Sogleich zieht er sein Stück Brot, worin ein Stückchen Eisen verborgen ist, aus der Tasche hervor; das Herz pocht ihm, als er sich der Tafel nähert, fast zitternd hält er das Brot hin; die Ente kommt und folgt ihm; das Kind jauchzt und hüpft vor Freuden. Unter Händeklatschen, unter den Beifallsbezeugungen der Anwesenden, schwindelt ihm der Kopf; er ist außer sich. Der Taschenspieler, bestürzt, geht auf ihn zu und umarmt ihn, wünscht ihm Glück und bittet, ihn morgen noch einmal mit seiner Gegenwart zu beehren, indem er bemerkt, er wolle dafür sorgen, daß noch mehr Leute sich versammelten, seine Geschicklichkeit anzuerkennen. Mein kleiner Naturforscher wird stolz und will reden; aber ich verschließe ihm auf der Stelle den Mund, und führe ihn aus dem Bereiche der Lobeserhebungen hinweg.

Das Kind zählt bis zu Morgen die Minuten mit einer lächerlichen Ungeduld. Wem es nur begegnet, den ladet es ein; könnte doch das ganze Menschengeschlecht Zeuge seines Ruhmes sein! Unter Pein harrt es der bestimmten Stunde entgegen, es ist noch vor der Zeit reisefertig, es fliegt nach dem Schauplatze hin; der Saal ist schon ganz voll. Als er eintritt, entfaltet sich sein junger Muth. Es wird für nöthig gehalten, andere Kunststücke vorhergehen zu lassen; der Taschenspieler übertrifft sich selbst, er macht Dinge zum Erstaunen. Das Kind sieht von alle dem nichts; es trippelt hin und her, schwitzt, kommt kaum zu Athem. Es vertreibt sich die Zeit damit, sein Stückchen Brot in der Tasche mit ungeduldig zitternder Hand zu befingern. Endlich kommt die

Reihe an ihn. Der Künstler zeigt dies dem Publikum auf feierliche Weise an. Das Kind tritt etwas verschämt hervor, es langt sein Brot heraus .... Aber wie veränderlich ist der Menschen Loos! die Ente, gestern so zahm, ist heute ganz wild; anstatt dem Kinde den Schnabel zu zeigen, kehrt sie ihm den Rücken und flieht. Sie geht nicht an das Brot, und scheut die Hand, die es ihr mit eben der Sorgfalt, wie Tags vorher, reicht. Nach tausend vergeblichen und fortwährend belachten Versuchen beschwert sich das Kind, sagt, man habe es getäuscht, habe statt der erstern eine andere Ente untergeschoben, und verlangt nun vom Taschenspieler, Er selbst solle doch diese hier einmal anlocken.

Ohne zu reden nimmt der Taschenspieler ein Stückchen Brot, und hält es der Ente hin; augenblicklich schwimmt sie auf das Brot zu und folgt der Hand, die das Brot zurückzieht. Das Kind nimmt dasselbe Stück Brot; aber es gelingt ihm nicht besser als mit dem vorigen, es sieht ein, daß die Ente seiner nur spottet, und rings um den Rand des Beckens herumtanzt. Ganz verwirrt entfernt es sich endlich von der Bühne, und mag sich dem Gelächter nicht länger aussetzen.

Jetzt nimmt der Taschenspieler sogar das Brot, das der Knabe mitgebracht hat, und bedient sich dessen mit demselben Erfolge, wie des seinigen. Er zieht das Eisen im Angesichte aller Zuschauer heraus. Neues Gelächter auf unsre Unkosten! Darauf lockt er mit dem bloßen Brote so gut wie vorher. Ja er verrichtet ganz dasselbe mit einem andern Stück Brot, das durch eine dritte Hand vor den Augen aller Zuschauer abgeschnitten wurde. Er vollbringt dies sogar mit seinem Handschuhe, mit seiner Fingerspitze; er zieht sich endlich bis in die Mitte des Saales zurück, und erklärt mit dem diesen Leuten eignen marktschreierischen Tone, daß seine Ente nicht minder auch auf seine Stimme, wie auf seine Bewegungen

hören werde; er ruft ihr zu und die Ente gehorcht, er befiehlt ihr, rechts zu gehen, und sie geht rechts; herzukommen, sie schwimmt auf ihn zu; sich zu wenden, sie folgt. Die Bewegung erfolgt so prompt wie das Kommando. Je mehr der Beifall wächst, desto tiefer ist unsre Beschämung. Wir schleichen weg, ohne es merken zu lassen, wir schließen uns in unser Zimmer ein, ohne, wie wir uns vorgenommen hatten, mehr daran zu denken, aller Welt unsern Erfolg zu verkündigen.

Am folgenden Morgen klopft Jemand an unsre Thür. Es ist der Taschenspieler. Mit Anstand beschwert er sich über unsre Voreiligkeit. Er fragt, was er uns gethan habe, daß wir seine Künste hätten herabsetzen und ihn um seinen Broterwerb bringen wollen? Was lag denn so Wundersames in der Kunst, eine wachserne Ente zu sich her zu ziehen, daß man diese Ehre auf Kosten des Unterhaltes eines ehrlichen Mannes sich verschaffen wollte? Wahrhaftig, meine Herrn, besäße ich irgend eine andre Gabe, mich zu nähren, ich würde mich dieser nicht rühmen. Sie durften sich vorstellen, daß ein Mann, der seine Lebenszeit darauf verwandt hat, in dieser armseligen Kunst sich zu vervollkommnen, doch wohl mehr darin wissen muß als sie, die sie sich nur einige Augenblicke damit abgegeben haben! Habe ich ihnen nicht gleich das erste Mal meine Meisterschaft blicken lassen, so geschah dies nur, weil man sich nicht übereilen darf, unbesonnener Weise sein Wissen auszukramen. Ich bin immer besorgt gewesen, meine besten Kunststücke für eine gute Gelegenheit aufzusparen, und habe auch noch andere, womit ich jungen, voreiligen Leuten das Maul stopfen kann. Uebrigens, meine Herren, will ich von Herzen gern sie das Geheimniß lehren, das sie so ungemein überraschte, und möchte sie nur bitten, keinen Gebrauch zu meinem Schaden davon zu machen, und ein ander Mal etwas zurückhaltender zu sein.

Hierauf zeigte er uns seine Maschine, und zu unserm größten Erstaunen wurden wir gewahr, daß dieselbe in nichts weiter, als in einem starken und gut armirten Magnetsteine bestand, den ein unter der Tafel verborgenes Kind, ohne daß man es gewahr wurde, hin und her bewegte.

Der Mann packt seine Maschine wieder ein; und nachdem wir unsern Dank und unsre Entschuldigung dargebracht, wollen wir ihm ein Geschenk machen. Er schlägt es aus: „Nein, meine Herren, ich kann mit ihnen nicht so zufrieden sein, daß ich ein Geschenk annehmen dürfte; sie sollen gegen ihren Willen meine Schuldner bleiben; das sei meine Rache. Erfahren sie, daß es in jedem Stande Großmuth gibt. Ich lasse mir zwar meine Kunststücke, aber nicht meinen Unterricht bezahlen.“

Beim Weggehen wandte er sich namentlich an mich, und tadelte mich ganz laut. Ich entschuldige, sagte er, dies Kind sehr gern, es hat nur aus Unwissenheit gefehlt. Sie aber, mein Herr, der sie seinen Fehler kennen sollten, warum haben sie ihm denselben zugelassen? Da sie mit einander leben, so sind sie ihm Aufmerksamkeit und guten Rath schuldig. Ihre Erfahrung ist die Macht, die ihn leiten muß. Macht er sich einst, wenn er erwachsen ist, Vorwürfe über seine Jugendfehler, so wird er ohne Zweifel auch ihnen darüber welche machen, daß sie ihn nicht gewarnt haben*).

*) Ich müßte einen ziemlich stüpiden Lehrer voraussetzen, wenn er nicht in diesem Verweise eine von dem Hofmeister wörtlich eingegebene Instruction, auf seine Ansichten einzugehen, erblicken sollte! Hält man mich selbst denn für so stüpid, daß ich einem Taschenspieler diese Sprache, als die ihm eigenthümliche, in den Mund legen sollte? Den Beweis glaube ich geliefert zu haben, daß ich wenigstens das so mittelmäßige Talent besitze, die Leute dem Character ihres Standes gemäß sprechen zu lassen. Man

Er geht, und verläßt uns beide in nicht geringer Verwirrung. Ich mache mir Vorwürfe, meiner weibischen Nachgiebigkeit willen; ich verspreche dem Kinde, dieselbe ein ander Mal seinem Interesse aufopfern zu wollen, und es auf seine Fehler aufmerksam zu machen, bevor es sie begeht. Denn jetzt naht die Zeit, wo sich unsre Verhältnisse ändern werden, und wo der Ernst des Lehrers auf die Gefälligkeit des Spielgenossen folgen muß. Diese Veränderung darf nur allmählig erfolgen, man muß große Vorsicht anwenden, und zwar sehr lange vorher.

Tags darauf begeben wir uns wieder auf den Markt, um das Kunststück, dessen Geheimniß wir erfahren haben, noch einmal mit anzusehen. Wir nahen uns unserm magischen Sokrates mit tiefer Ehrerbietung. Kaum wagen wir die Augen zu ihm zu erheben. Er überhäuft uns mit Artigkeiten und weist uns einen Platz mit einer Auszeichnung an, die uns noch mehr demüthigt. Er gibt seine Vorstellungen, wie gewöhnlich; aber es kitzelt ihn, sich sehr lange bei dem Kunststück mit der Ente aufzuhalten, und oft blickt er mit einem entschlossenen Air auf uns hin. Wir wissen alles, aber wir rühren uns nicht. Wagte es mein Zögling, nur den Mund aufzuthun, so wäre er werth, mit Füßen getreten zu werden.

Alle die Einzelheiten dieses Beispiels haben mehr auf sich, als es den Anschein hat. Welche Lehren alle in dieser einen Geschichte! Welche vernichtenden Folgen zieht nicht diese erste Regung der Eitelkeit nach sich! Mein junger Erzieher, laure mit Sorgfalt auf diese erste Regung! Verstehst du es, auf dieselbe eine ähnliche Demüthigung, ähnliche Widerwärtigkeiten folgen zu lassen,

---

berücksichtige übrigens noch den folgenden Absatz zu Ende. Wäre dies sonst nicht ein quid pro quo, nach der Weise des Hrn. von Formey?

so sei versichert, daß lange Zeit keine zweite Regung folgen wird. Aber was für Zurüstungen! rufst du mir zu. Allerdings; und das alles, um uns eine Boussole zu bilden, die uns als Mittagslinie dienen soll.

Wir haben gelernt, daß der Magnet durch andere Körper hindurch wirkt, und nun haben wir nichts eiligeres zu thun, als eine Maschine zu machen, ähnlich der, die wir gesehen haben. Ein Tisch mit einem Loche im Blatte, ein ganz flaches, in diesen Ausschnitt passendes Becken, das einige Linien mit Wasser gefüllt ist, eine Ente, mit etwas mehr Sorgfalt gearbeitet, als die vorige u. s. w. Bei wiederholter Aufmerksamkeit auf den Rand des Beckens bemerken wir endlich, daß die Ente, wenn sie in Ruhe kommt, ungefähr immer in derselben Richtung stehen bleibt. Wir verfolgen diese Beobachtung, wir untersuchen diese Richtung, wir finden, daß sie vom Mittage gegen Mitternacht läuft. Mehr haben wir nicht nöthig, unsre Boussole ist erfunden, oder wird es sogleich sein. Nun sind wir auf dem Felde der Physik.

Es gibt auf der Erde verschiedene Klimate und verschiedene Abstufungen derselben. Der Wechsel der Jahreszeiten wird bemerkbarer, jemehr man sich den Polen nähert. Alle Körper ziehen sich bei der Kälte zusammen, und dehnen sich in der Wärme aus. Diese Erscheinung ist sehr augenfällig bei Flüssigkeiten, am bemerkbarsten aber bei spirituösen Stoffen. Da kommen wir auf den Thermometer. Der Wind trifft uns ins Gesicht, die Luft ist folglich ein Körper, ein Fluidum; man fühlt sie, ob es gleich kein Mittel gibt, sie zu sehen. Drückt ein umgekehrtes Glas in's Wasser, es wird das Wasser in demselben nicht ganz herauf treten, zum wenigsten dann nicht, wenn ihr der Luft keinen Ausgang verstattet habt. Die Luft ist also im Stande, Widerstand zu leisten. Taucht das Glas noch weiter unter, das Wasser wird zwar

der Luft noch mehr Raum abschneiden, aber ganz kann es den von ihr eingenommenen Raum nicht anfüllen. Die Luft kann also bis zu einem gewissen Punkte zusammengepreßt werden. Ein mit zusammengepreßter Luft angefüllter Ballon prallt mehr zurück, als wenn er mit einem andern Stoffe angefüllt wäre; die Luft ist also auch ein elastischer Körper. Liegt ihr ausgestreckt im Bade, und bringt den Arm horizontal über das Wasser, so wird er euch entsetzlich schwer vorkommen; die Luft ist also auch ein Körper von Gewicht. Setzt man die Luft mit andern Flüssigkeiten in Gleichgewicht, so kann man ihr Gewicht messen; daher der Barometer, der Heber, die Windbüchse, die Luftpumpe. Alle Gesetze der Statik und Hydrostatik lassen sich durch solche alltägliche Versuche auffinden. Ich möchte durchaus nicht, daß man aller dieser Dinge willen in einen Hörsal der Experimentalphysik sich begäbe. All der große Apparat von Instrumenten und Maschinen mißfällt mir. Das wissenschaftliche Gepräge tödtet die Wissenschaft. Alle diese Maschinen bringen das Kind in Verwirrung, oder ihr Anblick theilt und entzieht die Aufmerksamkeit, die der Schüler auf die damit angestellten Versuche verwenden sollte.

Wir werden uns alle unsre Apparate selbst machen, aber mit deren Anfertigung nicht eher beginnen, als bis wir die mit ihnen zu machenden Versuche angestellt haben; aber, wenn wir, wie durch Zufall, hinter eine Erfahrung gekommen sind, dann wünsche ich auch nach und nach das Instrument zu erfinden, das uns die gemachte Erfahrung bestätigen soll. Lieber mögen unsre Instrumente nicht so ganz vollkommen und genau sein, als daß unsre Begriffe von dem, was die Instrumente sein und leisten sollen, ungenau und unrichtig wären. Für meinen ersten Unterricht in der Statik sehe ich mich nicht erst lange nach künstlichen Wagen um; ich lege ein Stäbchen quer über eine Stuhllehne, ich messe

die beiden Arme des Stabes, wenn er im Gleichgewichte sich befindet, hänge nun bald gleiche, bald ungleiche Lasten an beide Enden, und indem ich das Stäbchen hin und herrücke, so viel dies des Gleichgewichts willen nöthig ist, finde ich endlich, daß das Gleichgewicht aus dem gegenseitigen Verhältnisse der Größe der Last zur Länge des Hebels bestehe. Begreift ihr nun, wie mein kleiner Physiker im Stande ist, eine Wage zu justiren, bevor er noch eine gesehen hat?

Ohne Widerrede erhält man viel deutlichere und bestimmtere Begriffe von den Dingen, wenn man sich dieselbe auf die angegebene Weise selbst erwirbt, als wenn man sie der Unterweisung eines andern verdankt; und abgesehen davon, daß man seine Vernunft nicht gewöhnt, sich sclavisch einer Autorität zu unterwerfen, macht man sie vielmehr fähiger, Verhältnisse zu finden, Ideen zu verknüpfen, Instrumente zu erfinden, als dies geschehen kann, wenn man dies alles nur so hinnimmt, wie es uns beigebracht wird, als wenn wir unsern Geist in gedankenlosem Nichtsthun verkümmern lassen, wie es mit dem Körper eines Mannes geschieht, der von der Dienerschaft stets bekleidet, angehost, bedient, und von seinen Pferden gefahren wird. Er verliert am Ende seine Kraft und die Anwendbarkeit seiner Glieder. Boileau rühmte sich, von Racine das schwere Reimen gelernt zu haben. Bei den mancherlei bewundernswerthen Methoden zur leichtern Erlernung der Wissenschaften wäre es sehr nöthig, daß uns Jemand eine Methode lehrte, die Wissenschaften unter Anstrengungen zu erlernen.

Ein sehr wesentlicher Vortheil dieser langsamen und mit Anstrengung verbundenen Forschungen besteht darin, daß der Körper, in Mitten der speculativen Studien in seiner Thätigkeit, die Glieder in ihrer Gelenkigkeit erhalten, die Hände unablässig zur Arbeit und zu Uebungen ausgebildet werden, die für den Mann einst

nützlich sind. Massen von Instrumenten sind erfunden worden, um uns in unsern Untersuchungen zu leiten, und die Unzureichenheit unsrer Sinne zu unterstützen; aber auch die Ausbildung derselben zu vernachlässigen. Der Winkelmesser erspart uns das Beurtheilen der Größe von Winkeln; das Auge, das Entfernungen mit Genauigkeit bestimmen würde, verläßt sich auf die Kette, die die Messung für dasselbe übernimmt; die Wage überhebt mich, das Gewicht, das ich durch sie kennen lerne, durch die Hand abzuschätzen. Je sinnreicher unsre Geräthschaften werden, desto gröber und unbehilflicher werden unsre Organe. Weil wir künstliche Hilfsmittel um uns her versammeln, finden wir keine mehr in uns selbst.

Allein wenn wir die Geschicklichkeit, die uns die Maschine ersetzen muß, auf Anfertigung von dergleichen verwenden, wenn wir den Scharfsinn, der erforderlich ist, um uns die künstlichen Werkzeuge entbehrlich zu machen, auf die Bereitung derselben richten: so gewinnen wir ohne irgend einen Verlust, wir verknüpfen Kunst und Natur, wir werden sinniger, ohne körperlich ungeschickter zu werden. Wenn ich, statt ein Kind an die Bücher zu fesseln, es in der Werkstatt beschäftige: so arbeiten seine Hände zum Vortheile seines Geistes. Es bildet sich zum Philosophen, während es ein Handwerker zu sein glaubt. Endlich hat diese Beschäftigung auch noch andere Vortheile, wovon ich später reden werde, und wir werden sehen, wie man von physikalischen Spielereien zu den wesentlichsten Verrichtungen des Menschen vorschreiten kann.

Ich habe schon gesagt, daß sich rein speculative Kenntnisse für Kinder nicht eignen, auch dann noch nicht, wenn sie sich dem Jünglingsalter nähern. Ohne sie darum in das Lehrgebäude der Naturkunde einzuführen, richte man es doch so ein, daß alle ihre

Erfahrungen sich durch eine Art von verwandtschaftlicher Entwicklung (Deduction) an einander reihen, damit sie dieselben durch Hilfe dieser Verkettung in ihrem Geiste ordnen, und sie nach Bedürfniß hervorrufen können. Denn es ist sehr schwer, vereinzelte Thatsachen und selbst dergleichen Vernunftschlüsse lange zu behalten, wenn man keinen Anhaltepunkt hat, wodurch man auf sie zurück geführt wird.

Bei dem Aufsuchen der Naturgesetze beginne man stets mit den allgemeinsten und in die Sinne fallendsten Erscheinungen, gewöhne auch seinen Zögling, diese Erscheinungen nicht für bloße Geburten unsrer logischen Folgerungen, sondern für Thatsachen anzusehen. Ich nehme einen Stein, ich thue, als wolle ich ihn in die Luft legen; ich mache die Hand auf, der Stein fällt herab. Ich finde, Emil ist aufmerksam auf mein Thun, ich sage zu ihm: Warum fiel denn der Stein herunter?

Welch' Kind sollte bei dieser Frage die Antwort schuldig bleiben? Keins, auch Emil nicht, ich müßte denn sehr sorgfältig darauf bedacht gewesen sein, ihn vorher so zu bearbeiten, daß er nichts zu antworten wüßte. Alle Kinder werden sagen, der Stein falle, weil er schwer ist. Und was ist denn schwer? Was fällt. Der Stein fällt also, weil er fällt? Hier bleibt mein kleiner Philosoph ganz stecken. Das ist seine erste Lection in der systematischen Physik; mag er davon nun für die Naturlehre etwas profitiren oder nicht, immer wird es für den Verstand ein vortheilhafter Unterricht gewesen sein.

In dem Maße, als das Kind an Verstande wächst, nöthigen uns andere Rücksichten, zu einer sorgfältigern Auswahl in seinen Beschäftigungen. Sobald das Kind in der Selbstkenntniß so weit gekommen ist, daß es die Bedingungen seines Wohlbefindens begreift; sobald es die Verhältnisse, trotz der Ausdehnung insoweit

aufzufassen vermag, daß es beurtheilt, was ihm davon etwas angehe und was nicht: so ist es auch im Stande, Arbeit und Zeitvertreib auseinander zu halten, und den Zeitvertreib nur als eine Erholung von der Arbeit zu betrachten. Nun können wirklich nützliche Gegenstände seine Studien ausfüllen, und man kann ihn vermögen, diesen Studien einen anhaltendern Fleiß zuzuwenden, als welchen er dem blos Angenehmen zu widmen hätte und widmen würde. Das immer sich erneuende Gesetz der Nothwendigkeit weist den Menschen bei guter Zeit auf Handlungen hin, die nicht immer angenehm sind, um nämlich Uebeln vorzubeugen, die ihm noch weniger gefallen würden. Das ist der Nutzen der Vorsicht und in dieser gut oder schlecht geregelten Vorsicht besteht alle Lebensklugheit und alles Elend der Menschen.

Jeder Mensch will glücklich sein. Aber um dahin gelangen zu können, muß man erstlich wissen, worin das Glück besteht. Das Glück des physischen Menschen ist so einfach, wie sein Leben: es besteht im Freisein von Leiden: Gesundheit, Freiheit, Besitz des Nöthigen sind seine ganzen Bestandtheile. Das Glück des moralischen Menschen ist ganz ein ander Ding: aber davon ist hier nicht die Rede. Ich kann nicht oft genug wiederholen, daß es nur physische Dinge sind, die die Kinder anzuziehen vermögen, vorzüglich aber die Kinder, in denen die Eitelkeit noch schlummert und die noch nicht durch Gift der Meinung angesteckt worden sind.

Wenn Kinder ihre Bedürfnisse im Voraus durchschauen, noch ehe sie ihnen fühlbar werden, so ist ihr Verstand schon weit vorgerückt, sie fangen an, den Werth der Zeit einzusehen. Alsdann kommt viel darauf an, sie zu gewöhnen, die Zeit auf nützliche Dinge zu verwenden; jedoch auf einen Nutzen, der ihrem Alter fühlbar und ihren Einsichten angemessen ist. Alles, was zur moralischen Ordnung gehört und auf das Wohl der Gesellschaft Be-

zug hat, darf ihnen nicht sobald vorgeführt werden, weil sie noch nicht im Stande sind, dies zu begreifen. Es ist eine Thorheit, von ihnen zu fordern, sich auf Dinge zu befleißigen, die man ihnen obenhin als etwas zu ihrem Wohle Gehöriges bezeichnet, ohne daß sie wissen, worin dieses Wohl bestehe, auf Dinge, die ihnen, nach unsrer Versicherung nützlich sein sollen, wenn sie erwachsen sind, ohne daß sie jetzt das geringste Interesse an diesem vorgeblichen Vortheil nehmen, weil sie ihn noch gar nicht begreifen können.

Nie thue das Kind etwas auf's bloße Wort; nie ist etwas gut für dasselbe, das es nicht selbst als solches herausfühlt. Ihr schiebt das Kind immer über seine Einsichten vor und glaubt dadurch Vorsicht für's Künftige angewandt zu haben, aber daran gerade mangelt es euch. Um es mit einigen eiteln Hilfskräften zu waffnen, von denen es vielleicht nie Gebrauch machen kann, raubt ihr ihm die Haupthilfsmacht des Menschen, den gesunden Verstand, gewöhnt es, sich stets leiten zu lassen, immer nur eine Maschine in Andrer Hände zu sein. Ihr wollt, es soll, so lange es noch klein ist, gelehrig sein; das heißt wollen, es soll, wenn es groß ist, leichtgläubig und ein Gimpel sein. Ihr predigt ihm ohne Unterlaß: „Alles, was ich dir befehle, ist zu deinem Besten; du bist aber noch nicht im Stande, dies einzusehen. Mir ist nichts daran gelegen, ob du thust oder nicht, was ich von dir fordere, es ist einzig und allein zu deinem Nutzen oder Schaden." Mit all' den schönen Reden, die ihr ihm haltet, um es verständig zu machen, bereitet ihr den erfolgreichen Eindruck derer vor, die einst im Mannesalter Geisterseher, Goldmacher, Marktschreier, Betrüger oder Narren allerhand Art an ihn richten werden, um ihn in ihre Schlingen zu locken oder zum Adepten ihres Aberwitzes zu machen.

Ein Mann muß eine Masse Dinge wissen, deren Nützlichkeit das Kind nicht begreifen kann; aber muß und kann denn ein Kind alles lernen, was dem Manne zu wissen erforderlich ist? Bemüht euch nur dem Kinde alles das beizubringen, was seinem Alter von Nutzen ist, und ihr werdet erfahren, daß seine Zeit damit mehr als ausgefüllt sei. Warum wollt ihr denn die Lehrgegenstände, die für das Kind geeignet sind, dadurch beeinträchtigen, daß ihr ihm die eines Alters aufdrängt, das er zu erreichen noch so wenig sicher ist? Aber, wendet ihr mir ein, wird es denn Zeit sein, das, was man wissen muß, zu lernen, wenn der Augenblick gekommen sein wird, wo man Gebrauch davon machen soll? Ich weiß es nicht; das weiß ich aber, daß es früher zu lernen unmöglich ist. Denn unsere eigentlichen Lehrer sind die Erfahrung und die Sinnesanschauung, aber nie empfindet der Mensch das, was den Menschen angeht, recht, außer wenn er selbst in solchen Verhältnissen gelebt hat. Ein Kind weiß, daß es bestimmt ist, ein Mann zu werden. Alle die Begriffe, die es sich von dem Stande des Mannes bilden kann, bieten ihm Gelegenheit zum Unterrichte; aber was die Begriffe über den Stand des Mannes anlangt, die über sein Fassungsvermögen gehen, so muß das Kind darüber in völliger Unwissenheit gelassen werden. Mein ganzes Buch ist nichts als ein fortlaufender Beweis von diesem Grundsatze der Erziehung.

Sobald als wir dahin gekommen sind, unserm Zöglinge einen Begriff von dem Worte *nützlich* beizubringen, haben wir einen großen Vortheil mehr errungen, um ihn leiten zu können; denn dies Wort spricht stark an, vorausgesetzt, daß es nur dem kindlichen Alter gemäß angewandt wird und daß das Kind die Beziehung davon auf sein gegenwärtiges Wohlsein klar durchschaut. Eure Kinder werden von diesem Worte nicht ergriffen, weil ihr

nicht bedacht gewesen seid, ihnen einen, ihren Fähigkeiten angemessenen Begriff davon beizubringen und weil andere statt ihrer es stets über sich nehmen, für ihren Vortheil zu sorgen, so haben sie nie nöthig, selbst daran zu denken, und sie wissen nicht, was das heißen soll: nützlich.

Wozu ist das gut? Dies wird von nun an das heilige, das entscheidende Wort zwischen ihm und mir bei allen Handlungen unsers Lebens sein. Das ist die Frage, die von meiner Seite unfehlbar allen seinen Fragen folgt, und die Masse alberner und abgeschmackter Fragen im Zügel halten wird, mit denen die Kinder unabläßig und unnützer Weise alle die belästigen, die um sie sind, mehr um über dieselben eine Art von Herrschaft auszuüben, als um irgend einen Gewinn daraus zu ziehen. Wer aber als den wichtigsten Unterrichtsgegenstand die Lehre erhalten hat, außer dem Nützlichen nichts wissen zu wollen, der fragt wie ein Sokrates. Er thut keine Frage, ohne sich von ihr den Grund anzugeben, weil er weiß, daß man darnach sich erkundigen wird, ehe man sie ihm beantwortet.

Seht, welch' ein mächtiges Werkzeug ich zur Leitung eures Zöglings in eure Hände lege. Da er von nichts die Gründe kennt, so ist er fast ganz auf das Schweigen verwiesen, sobald ihr nur wollt; ihr aber hingegen, in welchem Vortheile steht ihr nicht gegen ihn bei euren Kenntnissen und bei eurer Erfahrung, um ihn auf den Nutzen alles dessen hinzuweisen, was ihr ihm aufzugeben gedenkt! Denn, täuscht euch nicht dabei, diese Frage an ihn thun, heißt, ihn lehren, dieselbe seiner Seits auch an euch zu richten; und ihr dürft euch darauf verlassen, bei allem, was ihr ihm in der Folge vorlegen werdet, wird er nach eurem Beispiele nicht unterlassen zu fragen: Wozu ist denn das gut?

Das ist nun freilich wohl eine Schlinge, in die der Erzieher

nur zu leicht gerathen kann. Sucht ihr bei dieser Frage des Kindes euch nur aus dem Handel zu ziehen, gebt ihr ihm auch nur einen Grund an, der über seine Begriffe hinausgeht; so bemerkt es, daß ihr nur aus eurem Ideenkreise und nicht aus dem seinigen heraus eure Gründe nehmt und glaubt, das, was ihr sagt, sei wohl anwendbar auf euer Leben, aber nicht auf das seinige; es wird euch nicht mehr vertrauen und alles ist verloren. Allein wo gibt es einen Lehrer, der bei seinem Zöglinge gern stecken bleiben und Unrecht zu haben einräumen möchte? Alle machen es sich zum Gesetz, dies selbst dann nicht zuzugeben, wenn es wirklich an dem ist. Ich meines Theils würde mir vornehmen, sogar dann Unrecht haben zu wollen, wenn dies auch nicht der Fall wäre, sobald aber das Kind meine Gründe zu fassen nicht fähig wäre. So stünde mein Betragen stets fleckenlos vor seiner Seele, wäre ihm nie verdächtig, und ich würde mir, indem ich meine Fehler nicht verhehle, mehr Credit verschaffen, als die, welche ihre Fehler zu verdecken suchen.

Vor allem bedenket wohl, daß ihr nur selten in den Fall kommen werdet, ihm das anzubieten, was er zu lernen hat. Es ist an ihm es zu begehren, zu suchen, aufzufinden. An euch ist es, es seiner Fähigkeit anzupassen, sein Verlangen auf eine geschickte Art in ihm zu erwecken und ihm die Mittel zu dessen Befriedigung an die Hand zu geben. Hieraus ergibt sich, daß eure Fragen nicht eben häufig sein dürfen, wohl aber gut gewählt; und daß ihr darum, weil das Kind an euch viel mehr Fragen zu richten haben wird, als ihr an dasselbe, euch stets weniger blos gestellt, viel öfter aber in den Fall kommen werdet, ihm zu sagen: „Wozu ist denn das, was du mich fragst, zu wissen nützlich?

Da nun überdies wenig daran liegt, ob das Kind dies oder das lernt, wenn es nur das, was es lernt und die Anwendung

von dem, was es lernt, recht begreift: so gebt ihm auch gar keinen Aufschluß, sobald ihr ihm von dem, wovon ihr ihm eine Erläuterung geben wollt, nicht eine zu geben im Stande seid, die für dasselbe taugt. Sagt ihm ohne Bedenken: „Ich habe für dich keine treffende Antwort; ich war im Irrthume, wir wollen das lassen.“ Wäre nun euer Lehrgegenstand wirklich unrecht angebracht gewesen, so schadet es ja nichts, wenn ihr ganz und gar davon abgeht; wo aber nicht, so werdet ihr schon bei ein wenig Sorgfalt bald Gelegenheit finden, ihm die Nützlichkeit desselben recht anschaulich zu machen.

Auseinandersetzungen im Laufe von Gesprächen liebe ich nicht; die jungen Leute widmen ihnen wenig Aufmerksamkeit und bleiben wenigstens nicht attent. Sachen! Sachen! Ich kann es nicht oft genug wiederholen, daß wir den Worten zu viel Gewalt einräumen. Mit unsrer schwatzhaften Erziehungsweise bilden wir nichts als Schwätzer!

Wir wollen annehmen, daß mein Zögling, während ich mit ihm den Lauf der Sonne und die Kunst, sich zu orientiren, studire, mich auf einmal mit der Frage unterbricht: Wozu dient denn dies alles? Nun, was werde ich daran nicht alles für herrliche Unterhaltungen knüpfen!? Wie werde ich nicht diese Gelegenheit ergreifen, um bei Beantwortung der Frage das Kind über eine Masse nützlicher Dinge zu unterrichten, besonders wenn wir Zeugen bei unsrer Unterredung haben!? 1) Ich werde von den Nutzen

---

1) Ich habe gar oft bemerkt, daß man bei dem von Gelehrsamkeit strotzenden Unterrichte, den man den Kindern gibt, sich wenig darum bekümmert, ob er ihnen angemessen sei oder nicht, wenn er es nur für die anwesenden erwachsenen Personen ist. Ich bin wegen dieser meiner Behauptung völlig im Reinen, denn ich habe die Bemerkung an mir selbst gemacht.

des Reisens, von den Vortheilen des Handels, von den eigenthümlichen Producten jedes Klima's, von den Sitten der verschiedenen Völker, vom Gebrauche des Kalenders, von der regelmäßigen Wiederkehr der Jahreszeiten zum Vortheile des Ackerbaues, von der Schifffahrerkunst, von der Art sich auf dem Meere zurecht zu finden und seinen Lauf zu verfolgen, ohne daß man weiß, wo man sich befindet, sprechen. Politik, Naturgeschichte, Astronomie, sogar Moral und Völkerrecht werden in meine Erläuterung hineingezogen werden, damit ich meinem Zöglinge einen gewaltigen Begriff von all' diesen Wissenschaften und zugleich auch ein unbändiges Verlangen beibringe, sie zu erlernen. Und wenn ich nun dies alles werde gethan haben, so habe ich den Plunder eines richtigen Pedanten ausgepackt, von dem der Knabe auch nicht einen einzigen Begriff aufgefaßt hat. Er würde großes Gelüste haben, mich von Neuem zu fragen, wozu es dient, sich zu orientiren; aber er wagt es nicht, aus Furcht mich unwillig zu machen. Er findet seine Rechnung besser, wenn er sich stellt, als habe er das, zu dessen Anhörung man ihn gezwungen hat, verstanden. — Auf diese Art practiciren die eleganten Erziehweisen.

Unser Emil freilich, etwas bäuerischer erzogen und durch unsre mannichfache Anstrengung etwas schwerfällig im Begreifen geworden, hört auf das Alles gar nicht. Bei dem ersten Worte, das er nicht versteht, läuft er davon, er jagt durch das Zimmer und läßt mich allein dociren. Wir müssen also eine handgreiflichere Erklärung aussuchen, mein wissenschaftlicher Kramladen enthält für ihn nichts.

Wir beobachteten die Lage des Waldes, nördlich von Montmorenci, als er mich mit seiner unzeitigen Frage unterbrach: „Wozu dient das?" Du hast recht, antwortete ich, wir wollen mit Muße darüber nachdenken, und finden wir, daß diese Beschäf-

tigung zu nichts nützt, so nehmen wir sie nicht wieder auf; denn es fehlt uns ja nicht an nützlichen Zeitvertreiben. Wir nehmen darauf etwas anderes vor und von der Geographie ist diesen Tag über nicht mehr die Rede.

Am Morgen des andern Tages schlage ich ihm einen Spaziergang noch ehe wir gefrühstückt haben vor. Etwas Willkommneres kennt sein Wunsch nicht; zum Laufen sind Kinder immer bei der Hand und Emil hat gute Beine. Wir schlendern in den Wald hinein, wir durchstreifen die Wiesen, wir verlaufen uns, wissen endlich nicht mehr, wo wir sind und da wir zur Rückkehr Anstalt machen, können wir unsern Retourweg nicht wieder finden. Die Zeit verstreicht, die Hitze stellt sich ein, es hungert uns; wir feuern einander an, wir laufen vergebens hin und her; überall erblicken wir nur Wald, Holzwege und Lehden, aber keinen Punkt, um uns zurecht zu finden. Ganz erhitzt, abgemattet und ausgehungert, richten wir mit unserm Hin- und Herlaufen nichts aus, als daß wir uns nur noch mehr verirren. Wir setzen uns also nieder, um auszuruhen, um zu überlegen. Emil, den ich wie jedes andere Kind erzogen annehmen will, denkt an nichts, er weint. Er weiß nicht, daß wir uns vor dem Thore von Montmorenci befinden und daß nur ein gewöhnlicher Busch dasselbe uns verbirgt. Für ihn freilich ist das Dickigt ein Forst; ein Mensch von seiner Größe wird durch ein solch' Buschwerk gänzlich verschüttet.

Nach einigen schweigsamen Augenblicken frage ich ihn mit einer etwas unruhigen Miene: Mein lieber Emil, wie wollen wir's nun anfangen, um wieder herauszukommen?

Emil (schweißtriefend und heiße Thränen weinend):

Ich weiß es nicht. Ich bin erschöpft; mich hungert, mich dürstet; ich kann nicht mehr fort.

Johann Jacob:

Glaubst du denn, daß ich mich besser befinde, wie du? und meinst du, daß ich anstehen würde zu weinen, wenn ich nur von meinen Thränen frühstücken könnte? Hier handelt sich's aber nicht um's weinen, sondern um's zurecht finden. Laß uns doch nach deiner Uhr sehen, welche Zeit es ist?

Emil:

Es ist Mittag und ich bin noch nüchtern.

Johann Jacob:

Wahr! es ist Mittag, und noch nüchtern!

Emil:

Ach! was müssen Sie für Hunger haben!

Johann Jacob:

Das Unglück ist nur, daß mein Mittagsbrod mich hier nicht aufsuchen wird. — Mittag! Gerade die Zeit, wo wir gestern von Montmorenci aus die Lage dieses Waldes betrachteten. Ja! wenn wir eben so von diesem Walde aus Montmorenci beobachten könnten? . . . . .

Emil:

Ja freilich! Aber gestern sahen wir den Wald, aber von hieraus erblicken wir die Stadt nicht.

Johann Jacob:

Leider! — Wenn wir vielleicht, um ihre Lage zu finden, sie gar nicht zu sehen brauchten? — —

Emil:

O Sie, mein Retter!

Johann Jacob:

Erwähnten wir nicht, der Wald läge . . . . .

Emil:

Nördlich von Montmorenci.

Johann Jacob:

Folglich muß Montmorenci liegen .....

Emil:

Südlich vom Walde.

Johann Jacob:

Wir haben ja ein Mittel am Mittage den Norden aufzufinden.

Emil:

Ja, die Richtung des Schattens.

Johann Jacob:

Aber der Süden?

Emil:

Ja, wie das anfangen!?

Johann Jacob:

Nun der Süden ist dem Norden gerade entgegengesetzt.

Emil:

Das ist wahr; man darf nur die dem Schatten entgegengesetzte Richtung nehmen! O, da ist der Süden, da ist der Süden! sicher liegt Montmorenci nach dieser Seite hin; wir forschen nach dieser Seite hin.

Johann Jacob:

Du kannst recht haben; wir wollen diesen Fußsteig durch's Holz einschlagen.

Emil (in die Hände klopfend und ein Freudengeschrei erhebend):

Ach! Ich sehe Montmorenci! Hier liegt es ganz offen vor uns. Auf zum Frühstück, zum Mittagsessen; lassen Sie uns eilig gehen; die Astronomie ist doch zu etwas gut!

Merkt wohl, wenn er auch das Letztere nicht ausspräche, er würde es doch denken, und es kommt nichts darauf an, wenn nur ich es nicht ausspreche. Seid übrigens versichert, daß er die Lec-

tion dieses Tages Zeitlebens nicht vergessen wird. — Hätte ich ihm hingegen dies alles in seinem Zimmer nur ahnen lassen, so würde meine Rede des andern Tages wieder vergessen gewesen sein. So lange als möglich muß man durch Thaten reden, und nur sagen, was man nicht machen kann.

Der Lehrer wird von mir die Grobheit nicht erwarten, ihm von jedem Unterrichtsgegenstande ein Beispiel geben zu wollen; aber mag auch sonst wovon die Rede sein, nie kann ich den Lehrer genug erinnern, seine Beweismittel der Fähigkeit des Zöglings anzupassen; denn, noch einmal sei es gesagt, das Uebel liegt nicht darin, daß der Knabe etwas nicht versteht, sondern darin, daß er glaubt es zu verstehen.

Ich erinnere mich, daß ich einst einem Kinde Geschmack an der Chemie beibringen wollte. Nachdem ich ihm mehrere metallische Niederschläge gewiesen hatte, erklärte ich ihm die Bereitung der Dinte. Ich belehrte es, daß ihre Schwärze von den in's Unendliche getheilten Eisentheilchen herrühre, die durch Vitriol entbunden, durch ein flüssiges Kali niedergeschlagen würden. Mitten in meiner gelehrten Auseinandersetzung hielt mich mein kleiner Schelm auf einmal mit der Frage an, die ich ihm gelehrt hatte: ich war in großer Verlegenheit.

Nachdem ich ein wenig nachgesonnen hatte, griff ich zu meiner Vertheidigung. Ich ließ aus dem Keller des Hausherrn Wein holen und desgleichen auch eine andere Sorte zu acht Sous von einem Weinschenken. Ich that eine Auflösung fixen Kali's in ein kleines Fläschchen, nahm die beiden Weinsorten[2]) vor mich hin und wendete mich also an den Knaben:

---

2) Bei jeder Auseinandersetzung, die man dem Kinde geben will, dient eine kurze, augenfällige Vorbereitung sehr, die Aufmerksamkeit zu spannen.

Man verfälscht viele Lebensmittel, um sie besser erscheinen zu lassen, als sie sind. Diese Fälschungen täuschen das Auge und den Gaumen; aber sie sind schädlich und die verfälschte Sache wird, ungeachtet ihres lockenden Scheines, weit verdorbener als vorher.

Vor allem fälscht man die Getränke und namentlich die Weine, weil die Verfälschung schwieriger zu entdecken ist und dem Betrüger mehr Vortheil abwirft.

Die Fälschung herber und saurer Weine geschieht durch Glätte. Die Glätte ist ein Bleipräparat. Blei mit Säuren versetzt gibt ein sehr süßes Salz, das den herben Geschmack des Weines ändert, aber ein Gift für die ist, die ihn genießen. Es ist also von Wichtigkeit, bei Weinen, die verdächtig scheinen, ehe man sie genießt, zu wissen, ob sie Blei-Glätte enthalten oder nicht. Nun merke auf, wie ich hinter diese Entdeckung komme.

Der Traubensaft enthält nicht blos einen feurigen Geist, wie du aus dem Branntweine, den man davon gewinnt, sehen kannst; er enthält auch noch eine Säure, wie du aus dem Weinessig und Weinstein, den man daraus zieht, schließen kannst.

Die Säure aber hat Verwandtschaft mit metallischen Substanzen und vereinigt sich bei der Auflösung mit ihnen, um ein zusammengesetztes Salz zu bilden. So z. B. der Rost, der nichts anderes ist, als Eisen, durch eine Säure aufgelöst, die in der Luft oder im Wasser enthalten ist. So auch der Grünspan, der nichts als durch Säure aufgelöstes Kupfer ist.

Eben diese Säure aber hat noch mehr Verwandtschaft mit den Kaliarten, als mit metallischen Substanzen, so daß durch den Hinzutritt der ersteren zu einem zusammengesetzten Salze, deren ich oben Erwähnung that, die Säure gezwungen wird, sich von dem Metalle, mit dem sie sich verbunden hatte, zu trennen, um sich mit dem Kali zu vereinigen.

Nun bildet die metallische Substanz, befreit von der Säure, die sie gebunden hielt, einen Niederschlag und täubt die Flüssigkeit.

Führt also einer von diesen Weinen Bleiglätte bei sich, so hält seine Säure dieselbe gebunden. Schütte ich nun flüssiges Kali hinzu, so zwingt dies die Säure, die Glätte fahren zu lassen, und sich mit ihm zu verbinden. Das Blei erscheint nun nicht mehr gebunden, sondern wieder als Blei, trübt die Flüssigkeit und setzt sich endlich auf dem Boden des Glases.

Ist aber kein Blei[3]), auch sonst kein anderes Metall in dem Weine, so vereinigt sich das Kali ruhig mit der Säure[4]); alles wird in der Auflösung verharren und kein Niederschlag erfolgen.

Nun schüttete ich von meinem flüssigen Kali nach und nach in die beiden Gläser. Der Wein aus dem Hause blieb klar und durchsichtig, der andere wurde im Augenblicke trübe und nach Verlauf einer Stunde sah man deutlich, wie sich das Blei an dem Boden des Glases angesetzt hatte.

Siehst du, hub ich darauf an, das ist natürlicher, reiner Wein, den man trinken kann, und jenes verfälschter, der vergiftet. So etwas entdeckt man durch dieselbe Wissenschaft, nach deren

---

3) Es sind zwar nicht alle Weine, welche von den Pariser Weinschenken ausgeschenkt werden, mit Bleiglätte versetzt, allein dennoch selten von Bleie frei; weil die Gefäße und Gemäße dieser Kaufleute mit diesem Metalle belegt sind, und der Wein, wenn er in das Maaß geschenkt wird, über das Blei hinwegläuft, oder darin stehen bleibt und stets einen Theil davon auflöst. Es ist befremdend, daß ein offenbarer und gefährlicher Mißbrauch von der Polizei geduldet wird. Doch richtig, reiche Leute trinken ja solchen Wein nicht, sind darum wenig in Gefahr, vergiftet zu werden.

4) Die vegetabilische Säure ist sehr sanft. Wäre es eine mineralische Säure, die sich noch wenig ausgebreitet hätte, so würde die Vereinigung nicht ohne Aufbrausen geschehen.

Nutzen du mich fragtest. Der, welcher genau weiß, wie die Dinte gemacht wird, kann auch die geschmierten Weine herausfinden.

Ich war mit meinem Beispiele sehr zufrieden und wurde indessen doch inne, daß es auf das Kind keinen Eindruck gemacht hatte. Es bedurfte einiger Zeit ehe ich erkannte, daß ich nichts als eine Albernheit begangen hatte. Denn, abgesehen davon, daß ein zwölfjähriger Knabe meiner Auseinandersetzung unmöglich folgen konnte, so war die Nützlichkeit dieser gemachten Versuche gar nicht bis zu seinem Verstande vorzudringen im Stande, weil er beide Weine gekostet und beide für gut befunden hatte, also mit dem Worte: Verfälschung, nicht den Begriff verband, den ich so gut erklärt zu haben glaubte. Die anderen Wörter: ungesund, Gift hatten auch keinen Sinn für ihn; es ging ihm damit, wie mit der Geschichte von dem Arzte Philipp: und das ist der Fall bei jedem Kinde.

Die Verwandtschaft zwischen Ursachen und Wirkungen, deren Verknüpfung wir nicht wahrnehmen, das Gute und das Schlechte, wovon wir keinen Begriff haben, die Bedürfnisse, die wir nie gefühlt haben, sind für uns von keinem Belang. Es ist unmöglich, uns durch sie für etwas einzunehmen, das auf sie Bezug hat. Man sieht im funfzehnten Jahre das Glück eines Weisen gerade so an, wie im dreißigsten Jahre die Herrlichkeit des Paradieses. Wenn man beides nicht genau kennt, wird man wenig für dessen Erwerbung thun, und selbst wenn man es kennete, würde man dennoch wenig dafür thun, wenn man nicht ein Verlangen darnach hätte, wenn man nicht fühlte, daß es unserm Ich convenirte. Es ist zwar ein Leichtes, ein Kind zu überreden, daß das, was man ihm lehren will, nützlich sei; aber das will nichts heißen, wenn man es nicht zu überzeugen weiß. Vergebens billigt oder verwirft unsere kalte Vernunft etwas, nur die Liebe zur Sache

treibt uns zur That und wie kann man für etwas leidenschaftlich eingenommen sein, das man noch nicht kennt?

Bringt nie etwas vor, was dem Kinde nicht einleuchtend ist. So lange die Menschheit ihm etwas beinahe ganz Fremdes ist, kann es sich auch nicht bis auf den Standpunkt des Mannes erheben, zieht darum seinetwillen den Mann zum Kinde herab. Redet, wenn ihr auch an das denkt, was ihm in späteren Jahren nützlich sein kann, dennoch nur von dem mit ihm, dessen Nutzen ihm gegenwärtig schon einleuchtet. Uebrigens auch nie Vergleichungen mit andern Kindern; keine Nebenbuhler, keine Wetteiferer, selbst im Laufen nicht, sobald als das Kind schon seine Vernunft brauchen kann. Hundert Mal lieber will ich, das Kind möge nichts lernen, als daß es Etwas aus Eifersucht oder Eitelkeit lerne. Aber alljährlich werde ich die Fortschritte bemerken, welche das Kind gemacht hat; ich werde sie mit denen in dem folgenden Jahre zusammenstellen; werde ihm sagen: Du bist um so und so viel Zolle gewachsen; siehst du, den Graben dort konntest du überspringen, diese Last konntest du tragen; so weit einen Stein werfen; bis dahin in einem Athem laufen ꝛc., nun wollen wir sehen, was du jetzt leistest. Ich sporne es also, ohne es auf Jemand eifersüchtig zu machen. Es wird sich übertreffen wollen; es soll es: ich sehe keinen Nachtheil davon, wenn es sich selbst nacheifert.

Ich hasse die Bücher; man lernt aus ihnen nur über Dinge sprechen, die man nicht versteht. Man erzählt, Hermes habe die Elemente der Wissenschaften auf Säulen eingegraben, um seine Entdeckungen vor einer Ueberschwemmung sicher zu stellen. Hätte er sie den Köpfen der Menschen wohl eingeprägt, so würden sie sich durch mündliche Ueberlieferung erhalten haben. Wohlbearbeitete Gehirne sind die Gedächtnißtafeln, in die sich die menschlichen Kenntnisse am dauerndsten eingraben.

Sollte es denn kein Mittel geben, die mancherlei in so vielen Büchern verstreuten Lehren zusammen zu fassen und unter einem allgemeinen Gesichtspunkte zu vereinigen, der leicht zu übersehen wäre, das weitere Eingehen interessant machte, und, selbst für die Jugend ein Reizmittel abzugeben im Stande wäre? Wenn man einen Standpunkt auffinden könnte, auf welchem sich alle natürlichen Bedürfnisse des Menschen auf eine dem Geiste des Kindes wahrnehmbare Weise zeigten, und auf dem die Mittel, diese Bedürfnisse zu befriedigen, sich allmählig mit derselben Leichtigkeit entwickelten; so müßte man durch die lebendige und naturgetreue Bezeichnung dieses Standpunktes der kindlichen Einbildungskraft die erste Uebung geben.

Glühender Philosoph, ich sehe schon deine Einbildungskraft sich entflammen. Mache dir aber keine Ungelegenheiten. Der Standpunkt ist schon gefunden, schon bezeichnet und, ohne dir unrecht zu thun, viel besser, als du solchen angeben würdest, wenigstens viel treuer und einfacher. Müssen wir einmal durchaus Bücher haben, nun so gibt es schon eins, daß, nach meinem Dafürhalten die gelungenste Abhandlung über naturgemäße Erziehung enthält. Dies Buch wird das erste sein, das Emil lesen soll: es wird lange Zeit hindurch seine ganze Bibliothek ausmachen und auch späterhin einen ausgezeichneten Platz in derselben behaupten. Es wird der Text sein, dem alle unsere Unterhaltungen in der Naturwissenschaft nur als Commentar dienen werden. Es wird bei unserer Weiterbildung der Prüfstein für die Höhe unseres Urtheils werden, und, so lange unser Geschmack nicht verdorben ist, wird uns das Lesen dieses Buches immer Vergnügen machen. Und wie heißt dies Wunderbuch? Ist es der Aristoteles? Plinius? Büffon? Nein! es ist Robinson Crusoe.

Robinson Crusoe, allein auf seiner Insel, des Beistandes

gleichartiger Wesen, und aller künstlichen Werkzeuge beraubt, aber besorgt für seinen Unterhalt und seine Erhaltung und sich sogar eine Art Wohlbefinden verschaffend. — Dieser Robinson ist ein interessanter Gegenstand für jedes Alter, den man zumal den Kindern durch tausend Mittel angenehm machen kann. Seht ihr nun, wie die wüste Insel, welche uns vorn nur als Gleichniß diente, jetzt in die Wirklichkeit eintritt! Es ist dies, ich weiß es wohl, nicht der Standpunkt für den Gesellschaftsmenschen, ohne Zweifel darf es auch nicht Emils Standpunkt sein; aber von diesem aus soll er alle übrigen Verhältnisse beurtheilen lernen. Das sicherste Mittel, sich über Vorurtheile zu erheben und seine Urtheile nach den wahren Verhältnissen der Dinge zu bestimmen, ist, sich an die Stelle eines allein stehenden Menschen zu setzen, und von allem so zu urtheilen, wie dieser Mensch in Rücksicht auf seinen eigenen Nutzen davon urtheilen muß.

Dieser Roman, aber gesäubert von allem ihm beigegebenen Gewäsch, beginnt mit Robinsons Schiffbruche Angesichts seiner Insel und endigt mit der Ankunft des Schiffes, das ihn von da abholt. Er wird für Emil während der ganzen Epoche, von der hier die Rede ist, Vergnügen und Unterricht zugleich sein. Ich wünsche, daß ihm der Kopf ganz davon brumme, daß er sich unaufhörlich mit seinem Schlosse, seinen Ziegen, seinen Pflanzungen beschäftige; daß er und zwar nicht aus Büchern, sondern von den Gegenständen selbst, bis in's Einzelne alles das lerne, was er in einem ähnlichen Falle wissen muß; daß er sich selbst für den Robinson ansehe; daß er sich in Felle gekleidet erblicke, eine große Kappe, einen gewaltigen Sarras tragend, kurz den ganzen abenteuerlichen Anzug der Figur, bis auf den Sonnenschirm, den er wohl nicht nöthig haben dürfte. Ich möchte, daß er sich der Maßregeln willen Unruhe machte, die zu nehmen sind, wenn dies

und das zu mangeln beginnt, daß er das Benehmen seines Helden einer Untersuchung unterwerfe; daß er zu erfahren sich bemühe, ob derselbe nichts unterlassen habe, ob nicht hätte besser gemacht werden können; daß er genau dessen Versehen bemerke, daß er daran lerne, in ähnlichem Falle nicht in denselben Fehler zu gerathen. Denn ganz bestimmt wird er darauf ausgehen, sich ein ähnliches Etablissement einzurichten: So etwas ist das wahre Luftschloß dieses harmlosen Alters, in dem man keine andere Glückseligkeit kennt, als das Nothwendige und die Freiheit.

Welche Anhaltepunkte bietet nicht diese Traumwelt einem geschickten Lehrer, wenn er sie erst dann hervortreten zu lassen verstand, wo er sie benutzen konnte! Das Kind, beschäftigt, sich ein Magazin für seine Insel anzulegen, wird auf's Lernen vielmehr brennen, wie der Lehrer auf's Unterrichten. Es wird alles wissen wollen, was ihm nützlich ist, aber auch weiter nichts als dieses. Nun werdet ihr es nicht mehr anzutreiben nöthig haben, sondern es zurückhalten müssen. Im Uebrigen wollen wir uns beeilen, es auf der Insel einzurichten, so lange es noch seine Glückseligkeit darauf beschränkt; denn es naht die Zeit, wo, wenn es auch noch auf derselben leben mag, es doch nicht mehr allein dort wird leben wollen und wo Freitag, der ihn jetzt noch nicht einmal fehlt, ihm nicht lange mehr genug sein wird.

Die Ausführung von solchen natürlichen Kunstfertigkeiten, wozu ein einziger Mensch hinreichend erscheint, führt zum Nachdenken über diejenigen Leistungen des Gewerbfleißes, wozu die Mitwirkung der Hände Mehrerer erforderlich ist. Erstere können Einsiedler, Wilde ausführen; aber Letztere können nur durch Vereine hervorgerufen werden und machen Zusammenwirken nothwendig. So lange man nur das physische Bedürfniß kennt, ist jeder Einzelne sich selbst genug. Die Einführung des Entbehrlichen aber

macht die Theilnahme Anderer und die Vertheilung der Arbeit unumgänglich nothwendig; denn, während ein Mensch, der allein arbeitet, nur erwirbt, was zu seinem Unterhalte erforderlich ist, gewinnen hundert Menschen, die einander in die Hände arbeiten, so viel, daß zweihundert davon leben können. Sobald es daher noch Menschen gibt, die nichts thun, muß das Zusammenwirken der Arbeitenden die Unthätigkeit der Nichtsthuenden übertragen.

Eure größte Sorgfalt muß darauf gerichtet sein, daß ihr alle Vorstellungen von gesellschaftlichen Verhältnissen, welche euer Zögling nicht zu fassen fähig ist, von seinem Geiste fern haltet. Zwingt euch aber die Verwandtschaft der Kenntnisse, ihm die Unabhängigkeit der Menschen von einander vorzuführen, so zeigt ihm dieselbe wenigstens nicht von der moralischen Seite, sondern wendet dafür anfänglich alle seine Aufmerksamkeit auf den Gewerbfleiß und die mechanischen Künste, wodurch die Menschen einander nützlich werden. Geht von Werkstatt zu Werkstatt mit ihm, laßt es aber nicht geschehen, daß er eine Arbeit beobachte, ohne selbst Hand an's Werk zu legen, oder daß er sie verlasse, ohne die Beschaffenheit von alle dem, was da gemacht wird, oder zum wenigsten von dem, was er beobachtet hat, genau zu wissen. Deswegen aber geht selbst an die Arbeit, gebt ihm überall ein Beispiel. Um aus ihm einen Meister zu machen, so seid überall Lehrling, und bedenkt, daß eine Stunde Arbeit ihn mehr unterrichten wird, als ein ganzer Tag Erklärung.

Man würdigt im gemeinen Leben die verschiedenen Beschäftigungen in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrem wahren Nutzen. Diese Würdigung richtet sich sogar gerade nach der Unnützlichkeit, und das ist ganz in der Ordnung. Die nützlichsten Beschäftigungen sind diejenigen, die am wenigsten lohnen, weil die Zahl der Arbeitsleute, sich nach dem Bedarf der Menschen richtet, und weil

die Arbeiten, deren Jedermann bedarf, nothwendig einen Preis halten müssen, den auch der Arme erschwingen kann. Diejenigen wichtigen Leute hingegen, die man nicht Handwerker, sondern Künstler nennt, arbeiten einzig für müssige und reiche Leute, setzen einen willkührlichen Preis auf ihre Tändeleien; und weil der Werth solcher eiteln Arbeiten blos auf Einbildung beruht, so macht ihr Preis selbst einen Theil des Werthes aus und man schätzt sie nach Verhältniß ihrer Kosten. Das Aufheben, was der Reiche davon macht, liegt nicht in ihrem Nutzen, sondern darin, daß der Arme sie nicht bezahlen kann. „Ich will nur Güter besitzen, um die mich das Volk beneidet." *)

Was wird aus euren Zöglingen werden, wenn ihr sie diese thörichten Vorurtheile annehmen lasset, wenn ihr sie sogar begünstigt, wenn sie euch z. B. mit mehr Respect in den Laden eines Goldschmidts, als in die Werkstatt eines Schlossers gehen sehen? Was für ein Urtheil sollen sie über das wirkliche Verdienst der Künste und den wahren Werth der Dinge sich bilden, wenn sie den Preis, den die Phantasie schafft, im Widerspruche mit dem Preise finden, den der wahre Nutzen bestimmt, wenn sie sehen, daß die Sachen, je mehr sie kosten, desto weniger taugen? In dem Augenblicke, wo ihr solche Ideen in ihrem Kopfe werdet Platz ergreifen lassen, gebt nur eure ganze übrige Erziehung auf; und wenn ihr euch noch so sehr abmüht, sie werden wie alle Welt erzogen erscheinen. Ihr habt vierzehn Jahre Mühe verloren!

Emil ist bedacht, seine Insel zu versorgen und wird die Sachen in einem anderen Lichte erblicken. Robinson würde mehr Wesens aus dem Kramladen eines Zeugschmidts gemacht haben,

---

*) Nolo habere bona nisi quibus populus inviderit. Petronius.

als über allen seidenen Firlefanz. Ersterer würde ihn als ein sehr ehrwürdiger Mann, der Seidenhändler als ein winziger Marktschreier erschienen sein.

„Mein Sohn ist bestimmt, unter Menschen zu leben, er wird nicht mit Weisen, sondern mit Thoren zu thun haben. Er muß also ihre Thorheiten kennen, denn sie wollen darnach behandelt sein. Die Bekanntschaft mit dem wahren Werthe der Dinge mag ihren Nutzen haben, aber die Kenntniß der Menschen und ihrer Urtheile hat einen noch größern; denn in der menschlichen Gesellschaft ist der Mensch dem Menschen das wichtigste Werkzeug und der ist der Weiseste, der sich dieses Werkzeuges am besten zu bedienen versteht. Wozu nützt es, den Kindern einen Begriff von einer total erträumten Einrichtung beizubringen, die ganz das Gegentheil von der eingeführten ist, nach der sie sich doch geniren werden müssen? Lehrt sie erstlich klug sein, und dann mögt ihr sie über die Thorheiten Anderer urtheilen lassen."

Dies sind die Trugschlüsse, nach welchen die falsche Klugheit der Väter verführt, ihre Kinder zu Sclaven der Vorurtheile zu machen, damit diese ja fortwuchern und die Kinder selbst das Spielwerk des unvernünftigen Haufens werden, den sie zum Werkzeuge ihrer Leidenschaften zu machen gedachten. Was muß man nicht vorher alles für Sachen kennen lernen, ehe man den Menschen kennen lernt! Der Mensch ist das letzte Object, das der Weise studirt und ihr wollt euch herausnehmen, ihn dem Kinde obenan zu stellen! Laßt sie unsere Ansichten doch erst würdigen lernen, ehe ihr ihnen dieselben aneignen wollt. Heißt das eine Thorheit einsehen, wenn man sie für Vernunft nimmt? Um weise zu sein, muß man das, was unweise ist, ausscheiden können. Wie aber will euer Kind die Menschen kennen, wenn es ihre Ansichten nicht zu beurtheilen, ihre Irrthümer nicht zu enthüllen versteht?

Es ist ein Unglück, zu wissen was die Menschen denken, wenn man nicht weiß, ob das, was sie denken, wahr oder falsch ist! Lehrt den Kindern also die Dinge an sich selbst kennen, und alsdann mögt ihr ihnen auch sagen, was dieselben in unseren Augen gelten. Auf diese Weise nur wird es das Meinen mit der wahrhaften Beschaffenheit vergleichen und sich über das Urtheil der Menge erheben können; denn man kennt die Vorurtheile nicht, wenn man sie annimmt, und wird keine Gewalt über die Menge üben, wenn man auf gleicher Stufe mit ihr steht. Fängt man damit an, das Kind in die Meinung der Menge einzuweihen, bevor man ihm gelehrt hat, sie zu würdigen, so seid versichert, daß sie die seinige werden wird, und daß ihr sie nicht wieder vernichten werdet, was ihr auch immer thun mögt. Ich denke, um einen jungen Mann urtheilsfähig zu machen, müsse man seine Urtheilskraft bilden, nicht aber unsere Urtheile ihm beibringen.

Man wird bemerken, daß ich bis jetzt mit meinem Zöglinge noch gar nicht über die Menschen gesprochen habe, er würde zu viel gesunden Verstand haben, um mich zu verstehen. Seine Beziehungen zu seiner Gattung sind ihm noch zu undeutlich, als daß er von sich auf Andere zu schließen vermöchte. Er kennt noch kein menschliches Wesen, als nur sich selbst und sich selbst kennt er in der That noch gar nicht. Aber wenn er auch nur sehr selten über sich urtheilt, so urtheilt er doch nicht anders, als richtig. Er weiß nicht, welche Stellung Andere einnehmen, aber seinen eigenen Platz kennt er und behauptet sich darauf. Anstatt der ihm unbekannten Gesetze, die die Gesellschaft zusammen halten, haben wir ihn mit den Banden der Nothwendigkeit gefesselt. Er ist jetzt noch beinahe nichts als ein physisches Wesen, laßt uns fortfahren ihn als solches zu behandeln.

Es liegt durch die augenfälligen Beziehungen, in denen die

Naturgegenstände und alle menschlichen Arbeiten zu des Kindes Nutzen, seiner Sicherheit, seiner Erhaltung und seinem Wohlbefinden stehen, in dessen Bereich, dieselben kennen zu lernen. So muß demnach das Eisen in seinen Augen einen viel größeren Werth haben, als das Gold und das Glas mehr als der Diamant. Eben so ehrt es einen Schuhmacher, einen Maurer mehr als einen Lempereur, le Blanc und alle Juweliere Europa's. Ein Pastetenbäcker ist in seinen Augen eine ganz vorzüglich wichtige Person, und er gäbe die ganze Akademie der Wissenschaften für den geringsten Zuckerbäcker auf der Lombardenstraße hin. Die Goldarbeiter, die Graveurs, die Vergolder, die Sticker sind nach seiner Meinung nur Müßiggänger, die sich mit ganz unnützen Spielereien abgeben; es macht selbst aus der Uhrmacherei kein großes Wesen. Das glückliche Kind genießt seine Zeit, ohne ihr Sclave zu sein; es macht sich dieselben zu Nutz' und kennt ihren Werth nicht. Die Ruhe der Leidenschaften ebnet ihm das Dahinfließen der Zeit und macht ihm ein Werkzeug entbehrlich, sie nach dem Bedürfnisse einzutheilen[6]). Indem ich ihm eine Uhr beilege und wie ich ihn oben weinen ließ, dachte ich mir meinen Emil als ein ganz gewöhnliches Kind, um mich verständlich zu machen und etwas nützliches sagen zu können; denn ein von andern so verschiedenes Kind als den idealen Emil würde man in keiner Hinsicht als Beispiel anführen können.

Noch gibt es eine nicht weniger natürliche und dabei sehr verständliche Rangordnung, mittelst welcher man die Künste, ver-

---

6) Die Zeit verliert für uns ihr Maaß, wenn unsere Leidenschaften den Lauf derselben nach unserer Willkühr regeln wollen. Die Uhr des Weisen besteht in der gleichmäßigen Fluthung und der Ruhe seines Gemüths. Ihm ist die Zeit immer gelegen, er kennt stets die rechte Stunde.

möge ihrer nothwendigen Beziehung zu einander betrachtet, so daß man die unabhängigste an den ersten Platz stellt und der den letzten Platz einräumt, welche von den meisten übrigen abhängt. Diese Reihenfolge, welche wichtige Betrachtungen über die Einordnung in der bürgerlichen Gesellschaft an die Hand gibt, ist der obigen ähnlich, unterliegt aber derselben Verkehrtheit in den Augen der Leute. Die Bearbeitung der rohen Producte nämlich erfolgt von Handwerkern, welche weder Ehre, noch Gewinn davon haben, je mehr diese aber unter den Händen sich umgestalten, desto mehr steigert die Handarbeit den Verdienst und die Ehrenhaftigkeit. Ich untersuche hier nicht, ob es wahr sei, daß mehr Kunstfleiß dazu gehöre und es mehr Anerkennung verdiene, wenn man den Stoffen durch die feinste Bearbeitung ihre letzte Form gibt, als wenn man sie durch die erste Bearbeitung blos zum Gebrauche für Andere zurecht macht; aber ich meine, daß überall die Kunst, welche am gemeinnützlichsten und am entbehrlichsten ist, ganz bestimmt auch die meiste Achtung verdiene, und daß diejenige, welche der wenigsten anderen bedarf, hierdurch noch einen Vorzug mehr vor den übrigen, mehr untergeordneten, habe, weil sie freier ist und an die Unabhängigkeit grenzt. Dies ist der richtige Maßstab für die Würdigung der Kunst und des Gewerbfleißes. Alles übrige ist Willkühr und beruht auf Einbildung.

Die erste und ehrwürdigste aller Künste ist der Ackerbau. Dem Schmiedehandwerke würde ich den zweiten, der Zimmerei den dritten Platz anweisen u. s. w. Ein Kind, daß durch die allgemeinen Vorurtheile noch nicht verführt ist, wird sicherlich eben so urtheilen. Wie viele wichtige Betrachtungen wird unser Emil darüber nicht übrigens noch aus seinem Robinson schöpfen?! Was wird er nicht für Gedanken haben, wenn er bemerkt, daß die Künste sich nur dadurch vervollkommnen, wenn sie sich wieder spalten,

wenn sie die Werkzeuge der einen und der andern in's Unendliche vervielfachen? Er wird bei sich selbst sagen: Alle diese Leute sind auf eine tolle Weise erfinderisch; man sollte glauben, sie zweifelten, ihre Arme und ihre Finger zu etwas benutzen zu können, so viele Werkzeuge erfinden sie, um jene entbehren zu können. Um eine einzige Kunst auszuüben, müssen ihnen tausend andere zu Diensten stehen; jeder Handwerksmann braucht eine ganze Stadt. Mein Kamerad und ich wir wollen unser Genie auf Ausbildung unserer Geschicklichkeit verwenden, wir wollen auf Werkzeug denken, das wir überall haben können. Alle diese auf ihre Talente so stolzen Leute in Paris würden auf unserer Insel als Ignoranten erscheinen und bei uns in die Schule gehen müssen.

Lieber Leser, halte dich hier nicht lange bei Betrachtung der körperlichen Uebungen und der Handfertigkeiten unseres Zöglings auf; sondern fasse in's Auge, welche Richtung wir seiner kindlichen Wißbegierde geben, bemerke den Verstand, den erfinderischen Geist, seine Voraussicht; erwäge, was für einen Kopf wir aus ihm machen wollen. Bei allem, was ihm zu Gesicht kommt, was er unternimmt, wird er genaue Kenntniß haben, wird er immer den Grund wissen wollen. Von Werkzeug zu Werkzeug wird er bis auf das erste zurückzugehen sich bemühen; er wird keine bloße Vermuthung gelten lassen; er würde sich sträuben etwas zu lernen, was Kenntnisse voraussetzte, die er noch nicht hat. Wenn er eine Stahlfeder machen sieht, wird er wissen wollen, in welcher Beschaffenheit der Stahl in den Bergwerken gewonnen wird. Wenn er die einzelnen Theile einer Kiste zusammenfügen sieht, wird er wissen wollen, wie man den Baum gefällt habe. Arbeitet er selbst, so wird er bei allem, was er angreift, zu sich sagen: Hätte ich dies Ge-

räth nicht, wie würde ich's nur anfangen, um mir etwas dergleichen dafür herzustellen, oder dessen Umgang zu heben?

Uebrigens erscheint bei allen Beschäftigungen, für die der Lehrer eine Vorliebe hat, als ein schwer zu vermeidender Irrthum der, daß man eine gleiche Neigung auch bei dem Kinde voraussetzt. Seht euch wohl vor, daß das Kind sich nicht langweile, ohne daß es euch dies gestehen mag, während das Vergnügen an einer Beschäftigung euch fortreißt. Das Kind muß sich ganz in den Gegenstand verlieren; aber ihr müßt nur in dem Kinde leben, es beobachten, es unablässig und unbemerklich belauschen, müßt alle seine Gedanken vorher kennen, denen den Vorsprung abgewinnen, die es nicht hegen soll, kurz es so beschäftigen, daß es sich nicht allein für die Arbeit fähig fühlt, sondern dabei auch durch die klare Einsicht in die Dienlichkeit seiner Arbeit erfreut wird.

Der Verkehr der Handwerke und Künste besteht in dem Umsatze der Industrieerzeugnisse, der der Kaufleute in dem von Waaren, der der Banquiers in dem von Gelde oder Papieren von Geldeswerth. Alle diese Begriffe sind faßlich, ihre ersten Elemente sind schon gefaßt, wir haben den Grund schon früh in dem Gespräche mit dem Gärtner Robert gelegt. Gegenwärtig bedarf es nur, diese Begriffe zu verallgemeinern und auf mehrere Beispiele auszudehnen, um ihm das Getriebe des Umsatzes an sich begreiflich zu machen und zwar versinnlicht durch die Details aus der Naturgeschichte, welche die eigenthümlichen Producte eines jeden Landes berücksichtigen, durch die Details der Künste und Wissenschaften, die auf die Schifffahrt Bezug nehmen, endlich durch die größeren oder geringeren Schwierigkeiten, welche der Waarentransport hinsichtlich der Entfernung der Handelsplätze von einander, hinsichtlich der Lage der Länder, der Meere, Flüsse u. s. w. bietet.

Keine Gesellschaft kann ohne Umtausch, kein Umtausch ohne

gemeinsames Maaß, kein gemeinsames Maaß ohne Gleichheit bestehen. So ist also eine vertragsmäßige Gleichheit, sei es unter Menschen oder Dingen, das erste Gesetz einer jeden Gesellschaft.

Die vertragsmäßige Gleichheit unter Menschen, durchaus unterschieden von der natürlichen Gleichheit, verlangt ein positives Recht, d. h. Regierung und Gesetze. Die politischen Kenntnisse eines Kindes sollen bestimmt und eng abgemarkt sein, es soll von Regierung im Allgemeinen nur wissen, was sich auf Eigenthumsrecht bezieht, weil es davon schon einen Begriff hat.

Die vertragsmäßige Gleichheit unter den Dingen hat zur Einführung des Geldes geführt. Denn das Geld ist nichts als das Maaß zur Vergleichung des Werthes verschiedenartiger Dinge; und in diesem Sinne ist das Geld das wahre Bindemittel der Gesellschaft. Als Geld aber kann jedes Ding gelten. Ehedem brauchte man das Vieh als solches; bei vielen Völkern gelten noch Muschelschalen dafür; in Sparta hatte man eiserne Münze, in Schweden kupferne; bei uns gilt Gold und Silber.

Gemeiniglich sind Metalle, des leichten Transports willen, als Tauschmittel eingeführt worden, und man hat diese Metalle in Münzen verwandelt, um das Abmessen oder das Abwiegen bei jedem Umtausche zu ersparen; denn das Gepräge auf der Münze ist nur die Bestätigung, daß das so und so bezeichnete Stück das und das Gewicht habe; und der Regent allein hat das Recht zu münzen, weil nur er mit Recht fordern kann, daß seine Bestätigung unter einem ganzen Volke Giltigkeit habe.

Erklärt man den Nutzen dieser Erfindung auf solche Weise, so begreift ihn auch der beschränkteste Kopf. Es ist schwer, ganz verschiedenartige Dinge, z. B. Tuch und Getreide, unmittelbar mit einander zu vergleichen. Ist aber ein gemeinsames Maaß eingeführt worden, wie eben die Münze ist, so darf der Fabrikant

sowohl wie der Oekonom nur den Werth der Gegenstände, die beide gegenseitig umsetzen wollen, nach dem obigen gemeinschaftlichen Maaße bestimmen. Wenn eine gewisse Quantität Tuch so und so viel an Geld Werth ist, und eine gewisse Quantität Getreide gilt eben so viel an Geld; so ergibt sich daraus, daß der Kaufmann, der das Getreide für sein Tuch erhält, einen ganz rechtlichen Tausch getroffen hat. Mit Hilfe des Geldes also kann man die verschiedenartigsten Dinge gegen einander abschätzen und mit einander vergleichen.

Man gehe jedoch nicht über diesen Punkt hinaus und lasse sich nicht auf die Erklärung der sittlichen Wirkungen dieser Einrichtung ein. Bei jedem Dinge muß man zuvörderst seinen Gebrauch recht verdeutlichen, ehe man auf den Mißbrauch hinweißt. Wollte man sich vornehmen, den Kindern auseinander zu setzen, wie die Werthbestimmungszeichen der Gegenstände die Dinge selbst dem Auge entrücken, wie das Geld alle Thorheiten menschlicher Einbildung erzeugt hat, wie die an Geld reichen Länder an allem Uebrigen arm sein müssen: so würde man das Kind wie einen Philosophen, ja wie einen durchaus lebensweisen Mann behandeln, man würde ihm zumuthen, Dinge zu verstehen, die selbst von wenig Weltweisen vollkommen eingesehen werden.

Welch' ein Reichthum von interessanten Gegenständen, auf den man die Wißbegierde eines Kindes lenken kann, ohne jemals die wesentlichen und materiellen Beziehungen zu verlassen, welche es zu fassen vermag, oder zuzugeben, daß in seinem Geiste eine einzige Idee auftauche, die er nicht klar durchschauen könnte! Die Kunst des Lehrmeisters aber besteht darin, seine Beobachtungen nie an Kleinigkeiten zu heften, die nichts an sich haben, sondern dem Kinde stets großartige Verhältnisse vorzuführen, die man kennen muß, um später über gute und schlechte Einrichtungen in der

bürgerlichen Welt richtig zu urtheilen. Man muß die Unterhaltungen, womit man es fesseln will, nach der geistigen Richtung, die man ihm gegeben hat, zu bemessen wissen. Eine Frage, die bei einem andern nicht einmal oberflächliche Aufmerksamkeit erregt hätte, wird meinen Emil ein halb Jahr lang quälen.

Wir gehen in einem reichen Hause zu Tische; wir treffen auf die Zurüstungen zu einem Gastgebote, Massen Menschen, Lakayen, Berge von Schüsseln, elegantes, feines Gedeck. All' diese Anstalten zu Vergnügen und Festlichkeit haben etwas Berauschendes, das den Kopf einnimmt, sobald man noch nicht daran gewöhnt ist. Ich vergegenwärtige mir die Wirkung, die dies alles auf meinen jungen Zögling äußern wird. Während nun die Schmauserei sich in die Länge zieht, während ein Gericht das andere verdrängt, während längs der Tafel hin tausenderlei Scherze ihr lautes Recht behaupten, flüstere ich ihm in's Ohr: Durch wie viele Hände mag wohl das Alles, was du hier auf der Tafel siehst, gegangen sein, bevor es hier aufgetragen werden konnte! Welch' eine Masse Ideen wecke ich nicht durch diese einzige Bemerkung in seinem Kopfe! Sofort sind alle Nebel des Wahnwitzes zerstreut. Er kehrt in sich, er denkt nach, er überrechnet, er macht sich zu schaffen. Während die durch den Wein, vielleicht auch durch die holde Nachbarschaft in Flammen gesetzten Philosophen albern reden und Kinderei treiben, sitzt er ganz allein in seinem Winkel und philosophirt: Er fragt mich aus; ich aber vermeide es, ihm zu antworten, ich vertröste ihn auf nachher; er wird ungeduldig, er vergißt Essen und Trinken, er möchte die Tafel aufgehoben sehen, um mit mir nach Herzenslust plaudern zu können. Was für Gegenstände für seine Wißbegierde! Wie viel Stoff für seinen Unterricht! Was wird er nicht mit seinem gesunden Urtheile, das sich durch nichts hat irre machen lassen, für ein Urtheil über die-

sen Aufwand fällen, wenn er findet, daß alle Regionen der Erde ihren Beitrag haben geben müssen, daß 20 Millionen Hände vielleicht lange Zeit beschäftigt waren, daß es vielleicht tausend Menschen das Leben gekostet hat, um auf einem einzigen Mittagsmahle ihm das auftischen zu können, dessen er sich am Abend auf seinem Leibstuhle wieder entledigen wird?

Forschet sorgfältig nach den leisesten Folgerungen, die er in seinem Inneren aus allen diesen Beobachtungen herleitet. Habt ihr ihn weniger sorgfältig beobachtet, wie ich fordere, so können seine Betrachtungen eine ganz andere Wendung nehmen, er könnte sich für eine hochwichtige Person in der Welt halten, weil er so viele Sorgfalt, um sein Mittagsmahl zu bereiten, sich vereinigen sieht. Wenn ihr aber diese Idealverbindung vermuthen müßt, so könnt ihr derselben zuvorkommen, noch ehe sie entsteht, oder wenigstens den Eindruck derselben sofort wieder vernichten. Da er bis jetzt noch die Dinge nur durch den materiellen Genuß sich zuzueignen weiß, so kann er auch nur nach ihren sinnlichen Beziehungen auf ihre Angemessenheit oder Unangemessenheit zu ihm schließen. Die Vergleichung eines ländlichen und einfachen Mittagsmahles, das durch Leibesbewegungen gehörig vorbereitet, durch Hunger, die Freiheit und die Freude gewürzt worden ist, mit einem solchen großartigen und zusammengesetzten Gelage, erscheint hinreichend, um ihn fühlen zu lassen, daß alle Zurüstungen des Gastgebotes ihm keinen reellen Nutzen bringen und sein Magen an dem Tische des Landmanns eben so befriedigt wird, wie an der Tafel des Finanziers; daß es also hier für ihn nichts mehr gab, als dort, was er wirklich sein nennen könnte.

Wir wollen uns nur einmal vorstellen, was in dem vorliegenden Falle ein Erzieher seinem Zöglinge sagen könnte: Rufe dir einmal beide Mahlzeiten vollständig in's Gedächtniß und ent-

scheide alsdann selbst bei dir, welcher du mit mehr Vergnügen beigewohnt, bei welcher du mehr Freude bemerkt, bei welcher du mit größerem Appetit gegessen, fröhlicher getrunken, herzlicher gelacht hast? Erinnere dich, wo man, ohne sich zu langweilen, am längsten bei Tische gesessen hat, wo es nicht nöthig erschien, durch frisches Auftragen neu zu beleben? Nun siehe auch auf ihren weiteren Unterschied; hier das schwarze Brot, das dir so gut schmeckte, hat der Landmann selbst erbaut, sein trüber und rauher, aber unverfälschter und gesunder Wein ist ein Gewächs seiner Berge; das Tischzeug ist aus seinem Flachse gewebt, den Frau, Töchter und Magd den Winter über spannen; nur von den Händen seiner Familie ist die Mahlzeit angerichtet worden; die nächste Mühle und der benachbarte Markt sind die Grenzen seiner ganzen Welt. In wie fern hast du denn nun eigentlich das wirklich genossen, was das Ausland, was Menschenhände dir auf der anderen Tafel mehr boten? Wenn dieser ganze Aufwand nichts dazu beigetragen hat, dich besser speisen zu lassen, was hast du denn nun da bei diesem Ueberflusse gewonnen? Was war es nun von dem allen, das so recht für dich war? Und wenn du nun der Herr vom Hause gewesen wärst, könnte man hinzusetzen, würde dir dann nicht alles noch fremder geblieben sein, weil das Streben, deine Genußmittel den Anderen recht in die Augen stechen zu lassen, dieselben dich würden vergessen haben? Du würdest die Mühe und Andere das Vergnügen gehabt haben.

Diese Darstellung mag sehr schön sein, aber für meinen Emil taugt sie nicht, sie übersteigt seine Fähigkeiten und man soll ihm keine Betrachtungen aufdringen. Also einfacher mit ihm gesprochen! Nachdem er obige beiden Erfahrungen gemacht hat, so sage ich eines Morgens zu ihm: Wo wollen wir heute speisen? Dort an jenem Silberberge, der drei Viertheile der Tafel einnimmt und

um die Beete von Papierblumen, die man zum Nachtische auf geschliffenem Glase bringt? unter den Frauen mit den großen Reifröcken, die dich wie eine Marionette behandeln, und behaupten, du habest etwas gesagt, was du nicht verstehest? oder lieber in dem Dorfe zwei Meilen von hier, bei den guten Leuten, die uns so freundlich aufgenommen und so gute Sahne vorgesetzt haben? Die Wahl Emils ist nicht zweifelhaft; denn er ist weder schwatzhaft noch eitel. Er kann den Zwang nicht ausstehen und alle unsere feinen Leckerbissen machen ihm kein Vergnügen; aber stets ist er bereit, wenn es auf's Land geht, und er liebt das herrliche Obst, die guten Gemüse, die fette Sahne und die guten Menschen zu sehr[7]). Auf dem Wege dahin verfällt er von selbst auf diese Betrachtung. Ich sehe ein, bemerkt er, daß alle die Menschen, die bei solchen großen Schmausereien beschäftigt sind, ihre Mühe recht umsonst anwenden, oder daß sie dabei unser Vergnügen selten im Auge haben.

---

7) Der Geschmack am Landleben, den ich bei meinem Zöglinge voraussetze, ist eine natürliche Folge seiner Erziehung. Da er übrigens nichts von dem läppischen und geschniegelten Wesen an sich hat, das den Frauen so gefällt, so wird er von ihnen auch weniger gehätschelt, als andere Kinder; folglich gefällt es ihm auch bei ihnen weniger und er wird auch in ihrer Gesellschaft weniger verdorben, weil er noch nicht im Stande ist, sie anziehend zu finden. Ich habe mich wohl in Acht genommen, ihm das Handküssen und fade Complimente zu lehren, sogar vermieden habe ich es, ihm von der Achtungsbezeugung, die den Damen vorzugsweise von den Männern zugestanden wird, zu unterrichten. Ich habe mir nun einmal zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht, von ihm nichts zu verlangen, wovon er den Grund nicht einsieht. Aber für ein Kind gibt es keinen triftigen Grund, ein Geschlecht anders zu behandeln, als das andere. Bei dieser Einfachheit bin ich ganz sicher, Herr meines Zöglings zu bleiben, und gewiß, daß die Weiber ihn mir nicht entreißen werden, um eine Puppe aus ihm zu machen.

Meine Beispiele lassen sich vielleicht nur auf einen einzigen Fall anwenden und sind in tausend anderen Fällen unpassend. Zieht man aber den Charakter derselben in Erwägung, so wird man sie auch nach Bedürfniß geschickt umzugestalten im Stande sein. Die Wahl dieser Beispiele hängt von der Kenntniß des eigenthümlichen Geistes jedes Kindes ab, diese Kenntniß aber verschafft uns die Gelegenheit, die wir dem Kinde geben müssen, sich zu zeigen. Man wird wohl nicht in dem Wahne stehen, als sei es möglich, in der Zeit von drei oder vier Jahren, die wir hier auszufüllen haben, auch dem allerfähigsten Kinde einen Begriff von allen Künsten und naturgemäßen Wissenschaften beizubringen, der das Kind befähigte, dieselben später von selbst zu erlernen. Allein, während wir auf diese Weise alle Dinge an seinem Auge vorüberführen, deren Kenntniß ihm wichtig ist, werden wir in den Stand gesetzt, seinen Geschmack, seine Anlage zu entwickeln, die erste Bekanntschaft mit den Dingen ihm zu verschaffen, zu denen es seine Neigung hinzieht, und den Weg zu finden, den wir einschlagen müssen, wenn wir seine Individualität unterstützen wollen. Ein anderer Vortheil von dieser Verbindung beschränkter, aber richtiger Begriffe ist der, daß sie sich ihm in ihrer Verwandtschaft, in ihren Beziehungen zu einander zeigen, daß sie in seinem Geiste alle an ihren Platz gestellt erscheinen, daß dadurch den Vorurtheilen in ihm begegnet wird, welche die Mehrzahl der Menschen zu Gunsten derjenigen Talente hegen, die sie pflegen, während sie gegen die eingenommen sind, die sie nicht beachten. Wer den geordneten Zusammenhang des Ganzen recht überschaut, kennt auch den Platz, wo jedes hingehört; wer einen einzelnen Theil genau und vom Grunde aus kennt, kann zwar ein gelehrter Mann sein; aber nur der erstere ist ein Mensch von klarem Urtheile; und man

wird sich erinnern, daß wir es mehr auf die Erwerbung der Urtheilskraft, als auf das Sammeln von Kenntnissen anlegen.

Dem sei jedoch, wie ihm wolle, meine Methode ist von meinen Beispielen unabhängig. Sie beruht auf dem Maße der Fähigkeiten, welche der Mensch in den verschiedenen Altersstufen besitzt, auf der Wahl der Beschäftigungen, die seinen Fähigkeiten angemessen sind. Ich glaube, daß sich auch eine andere Lehrmethode auffinden ließe, durch die man scheinbar das Ziel besser erreichen könnte, allein wäre sie der Individualität, dem Alter, dem Geschlechte weniger angemessen, so bezweifle ich das Erzielen derselben Resultate.

Am Anfange dieser zweiten Periode machten wir uns das Uebergewicht der Kräfte über die Bedürfnisse zu Nutz', um über das Ich hinaus zu greifen. Wir haben uns bis zum Himmel emporgeschwungen, wir haben die Erde ausgemessen; haben die Gesetze der Natur gesammelt; kurz wir haben unser ganzes Eiland durchstrichen. Jetzt wollen wir wieder auf uns selbst zurückkommen; unvermerkt nähern wir uns unserer Wohnung wieder. Sehr glücklich, wenn wir bei der Rückkehr, sie nicht im Besitze eines drohenden Feindes finden, der Anstalt macht, sie zu behaupten!

Was bleibt uns noch zu thun übrig, wenn wir unsere ganze Umgebung beobachtet haben? Alles das, was wir uns aneignen können, in unseren Nutzen zu verwenden, von unserer Wißbegier Vortheil für unser Wohlbefinden zu ziehen. Bisher haben wir uns nur mit Werkzeugen aller Art versehen, ohne zu wissen, was wir davon brauchen könnten. Vielleicht können sie Anderen nützen, während sie uns selbst zu nichts dienen, und umgekehrt können wir vielleicht brauchen, was Andere besitzen. Also würden wir bei diesem Tausche Alle unsere Rechnung finden. Um aber einen Tausch zu treffen, müssen wir unsere gegenseitigen Bedürfnisse

kennen, muß jeder wissen, was Andere für ihn brauchbares haben und was er dagegen Anderen zu bieten vermag. Stellen wir uns zehn Menschen vor, von denen jeder zehn verschiedene Bedürfnisse habe. Es muß also jeder für sein Bedürfniß zehn verschiedene Fertigkeiten ausüben können. Berücksichtigen wir aber Neigung und Anlage, so sehen wir den einen in dieser, den anderen in jener Kunstfertigkeit zurückbleiben. Alle Leute, die zu ganz verschiedenartigen Dingen taugen, werden alles selbst machen und sich schlecht bedienen. Nun wollen wir aber einen Verein aus diesen zehn Menschen bilden, jeder mag sich befleißigen, nicht nur für sich, sondern auch für die andern neun diejenige Beschäftigung zu übernehmen, die ihm am meisten zusagt; so wird jeder von den Talenten der übrigen eben den Nutzen haben, als besäße er sie alle selbst; jeder wird das seinige durch die immerwährende Uebung vervollkommnen, ja es wird dahin kommen, daß alle zehn nicht nur einander vollkommen zufrieden stellen, sondern noch etwas zur Befriedigung Anderer übrig behalten. Dies ist die augenfällige Grundlage aller unserer gesellschaftlichen Institutionen. Es ist hier nicht meines Amts, die Folgen davon zu untersuchen; ich habe dies anderweit in einer Schrift gethan*).

Nach dieser Grundlage müßte ein Mensch, der sich für ein abgesondertes Wesen ansehen wollte, der sich an gar nichts anschlösse und sich selbst genug sein wollte, ein ganz elendes Wesen sein. Es würde ihm sogar unmöglich fallen seine Subsistenz zu sichern; denn überall findet er die Erde als Eigenthum vertheilt, hat für sich nichts als seinen Körper, woher wollte er nun das nehmen, was er zu seiner Nothdurft braucht? Während wir also den Naturzustand verlassen, nöthigen wir unseres Gleichen, auch

*) Abhandlung über die Ungleichheit der menschlichen Lage.

aus demselben herauszutreten; kein Einzelner kann, ohne den Willen der übrigen, darin verharren; und es hieße ebenfalls diesen Zustand verlassen, wenn man, trotz der Unmöglichkeit dabei zu subsistiren, sich darauf festsetzen wollte; denn das erste Gesetz der Natur ist die Sorge der Selbsterhaltung.

Auf diese Weise bilden sich in dem Geiste des Kindes nach und nach die Begriffe von den gesellschaftlichen Verhältnissen, noch eher sogar, als das Kind für ein wirklich thätiges Mitglied der Gesellschaft betrachtet werden kann. Emil sieht ein, daß er, um alle nothwendigen Existenzmittel für seinen Bedarf zu haben, auch noch welche zum Dienste Anderer in Bereitschaft haben muß, durch welche er mittelst Austausches diejenigen ihm nothwendigen Dinge erhalten kann, die Andere in ihrer Gewalt haben. Ich leite ihn somit dahin, daß er die Nothwendigkeit des Austausches fühlt und sich in den Stand setzt, daraus Nutzen zu ziehen.

„Gnädiger Herr, ich muß leben!" sagte ein heruntergekommener Schriftsteller, der alles durchhechelte, zu einem Minister, der ihm das Ehrlose seines Handwerks vorwarf. „Ich sehe die Nothwendigkeit davon nicht ein!" antwortete ihm kalt der Staatsmann. Diese Antwort, für einen Minister sehr treffend, würde in dem Munde jedes Anderen roh und ungeeignet erschienen sein. Jeder Mensch soll leben können. Dieser Vernunftsatz, dem jeder mehr oder weniger Gewicht gibt, je nachdem er mehr oder weniger Menschlichkeit im Herzen trägt, bedarf wohl keiner Unterstützung bei dem, der ihn auf sich selbst anwendet. Da kein Abscheu, den uns die Natur eingepflanzt hat, größer ist, als der Abscheu vor dem Tode, so folgt daraus, daß die Natur dem, der kein Mittel weiter zur Hand hat, um sich das Leben zu fristen, alles erlaubt. Die Grundsätze, nach welchen der Tugendhafte sein Leben geringachten lernt, um es seiner Pflicht zu opfern, sind himmelweit ent-

fernt von dieser ursprünglichen Einfachheit. Glücklich sind diejenigen Völker, bei welchen man ohne Opfer rechtschaffen, und ohne Tugend gerecht sein kann! Wenn es irgend einen Staat in der Welt gäbe, der so jämmerlich wäre, daß niemand leben könnte, ohne Schlechtigkeiten zu begehen, und wo die Bürger nothgedrungen Spitzbuben sein müßten: so hätte man nicht den Missethäter zu hängen, sondern den, der es so weit kommen ließ.

Sobald Emil wissen wird, was es eigentlich heiße: leben, werde ich vor allem darauf bedacht sein, ihm Sorgfalt für das Leben beizubringen. Bis jetzt habe ich des Unterschiedes der Stände, des Ranges, der Glücksgüter noch nicht gedacht, und ich werde diese Dinge auch in der Folge nicht eben besonders auseinander halten, weil ja der Mensch in jedem Stande immer Mensch ist; weil ja der Reiche keinen größeren Magen hat, als der Arme, auch nicht schneller verdaut, als dieser; weil der Herr keine längern Arme hat, als sein Diener; weil ein Hochgestellter nicht größer ist, als ein Mann aus dem Volke; und weil endlich, bei der Gleichheit der natürlichen Bedürfnisse, auch die Mittel, diese Bedürfnisse zu befriedigen, überall gleich sein müssen. Man passe die Erziehung des Menschen dem an, was der Mensch ist, nicht aber dem, was er nicht ist. Seht ihr denn nicht durch, daß, sobald als ihr dahin arbeitet, ihn ausschließlich für einen gewissen Stand heranzubilden, ihr ihn für jeden andern Stand untauglich macht, und bei einer Wendung des Schicksales nur darauf hingearbeitet habt, ihn unglücklich zu machen? Was ist lächerlicher, als ein vornehmer Mann, der zum Bettler geworden ist, und nun in seinem Elende die Vorurtheile seiner Geburt mit sich herumschleppt! Kann es etwas jämmerlicheres geben als einen verarmten Reichen, der sich der Geringschätzung erinnert, die man für das Theil der Armuth hält, und der sich nun auf der untersten

Stufe erblickt? Ersterer kann nur zu dem Handwerke offenbarer Gaunerei, der Andere zu dem niedriger Kriecherei seine Zuflucht nehmen, und zwar zufolge des treffenden Ausspruchs: „Ich muß leben."

Ihr verlaßt euch auf die factisch bestehende Gesellschaftsordnung, ohne zu bedenken, daß dieselbe unvermeidlichen Revolutionen unterworfen und es euch also nicht möglich ist, diejenige, die eure Kinder treffen kann, vorher zu bestimmen oder abzuwenden. Der Große wird klein, der Reiche arm, der Monarch wird Unterthan. Sind denn diese Schläge des Schicksals so selten, daß ihr behaupten könntet, verschont zu bleiben? Wir nähern uns einer Krisis und dem Jahrhunderte der Revolutionen[8]. Wer vermag zu bestimmen, was aus jedem werden wird? Alles, was durch Menschen entstanden ist, kann auch durch Menschen zerstört werden. Nur die Natur prägt unauslöschliche Charaktere aus, und die Natur schafft weder Fürsten, noch reiche Leute, noch große Herren. Was soll nun der Satrape, den ihr für seine hohe Stellung erzogen habt, in der Niedrigkeit beginnen? Was wird der Zollpachter, der einzig vom Gelde zu leben versteht, in der Dürftigkeit beginnen? Was wird der armselige Geck, der nicht weiß, was er mit sich anfangen soll, der sein ganzes Sein in etwas setzt, das außer ihm selbst liegt, unternehmen, wenn ihn alles

---

8) Ich halte es für unmöglich, daß die großen Monarchieen in Europa noch lange bestehen können; alle haben einen eiteln Glanz um sich verbreitet, und jeder Staat, der dies thut, geht seinem Verfalle entgegen. Mir sprechen für diese Annahme noch viel speciellere Gründe, als diese allgemeine Wahrheit; es will sich aber nicht eignen, sie herzusetzen, jeder weiß sie übrigens selbst nur zu gut.

(Rousseau schrieb dies noch vor der ersten franzöf. Staatsumwälzung. D. Uebers.)

verläßt? Glücklich der, welcher seinen Stand aufzugeben vermag, wenn dieser ihm treulos wird, der ein Mensch bleibt, trotz den Schlägen des Schicksals! Lobe man immerhin so viel man will den Herrscher, der, obwohl besiegt, in unbeugsamem Trotze unter den Trümmern seines Thrones unterzugehen beschließt: ich meines Theils verachte ihn; ich sehe, daß er nur mit der Krone auf dem Haupte existirt, und daß er gar nichts ist, wenn er nicht König sein kann. Aber der, welcher eine Krone verliert, und sich darüber hinwegsetzen kann, steht höher als die Krone. Von dem Range eines Königs, den ein Weichling, ein Bösewicht, ein Narr, so gut wie ein anderer einnehmen kann, steigt er zu dem Stande eines Menschen empor, den so wenig Menschen auszufüllen verstehen. Alsdann erst triumphirt er über das Schicksal, er trotzt ihm, er hat niemandem etwas zu danken, als sich allein. Und wenn ihm nichts mehr zu zeigen übrig bleibt, als sich selbst, so erscheint er als keine Null, sondern als etwas von Werth. Ja mir behagt der König von Syrakus als Schulmeister zu Corinth und der König von Macedonien als Schreiber in Rom hundertmal mehr, als jener unglückliche Tarquin, der nicht weiß, was er machen soll, als er nicht mehr regiert, mehr als jener Kronerbe dreier Königreiche, der ein Spielball für alle, die seines Elends zu spotten sich erdreisten, von Hof zu Hof irrt, überall Unterstützung sucht und überall nur Beschämung trifft, weil er nichts weiter anzufangen versteht, als ein Werk, das nicht mehr in seiner Gewalt ist.

Der Mensch und der Bürger, wer er auch sei, kann in der Gesellschaft nichts weiter einsetzen, als nur sich selbst; alles, was er außerdem besitzt, gehört ohnehin schon der Gesellschaft; und wenn ein Mensch reich ist, so genießt er entweder seinen Reichthum gar nicht, oder die Gesellschaft genießt ihn zugleich mit. Im

ersteren Falle bestiehlt er andere um das, was er sich selbst entzieht, im zweiten macht er ihnen kein Geschenk. So bleibt er also stets Schuldner der Gesellschaft, so lange er nicht mit seinem Reichthume bezahlt. Aber mein Vater, von dem das Vermögen herrührt, hat ja der Gesellschaft gedient! . . . . . Mag sein! er hat seine Schuld abgetragen, aber nicht die deinige. Du bist andern noch mehr schuldig, als wenn du arm geboren worden wärest, denn du bist bei deiner Geburt begünstigt worden. Es ist nicht in der Ordnung, daß das, was ein Mann für die Gesellschaft gethan hat, einen Andern von dem, was er derselben zu leisten hat, entbinden soll; denn jeder ist sich ihr ganz schuldig und kann also nur für sich allein die Schuld abtragen, kein Vater kann auf seinen Sohn das Privilegium vererben, für seine Nebenmenschen als Null zu existiren: Allein dies thäte er, wenn er deiner Ansicht huldigte, indem er Reichthümer auf ihn vererbte, die doch der Beweis und Lohn der Arbeit sind. Wer im Müßiggange das verzehrt, was er nicht selbst verdient hat, der stiehlt es; und ein Rentier, den der Staat für sein Nichtsthun bezahlt, unterscheidet sich in meinen Augen von dem Straßenräuber, der auf Kosten der Reisenden lebt, nur sehr wenig. Außer der Gesellschaftsverbindung hat der vereinzelte Mensch gegen Niemand eine Verpflichtung und er hat das Recht, ganz nach seinem Belieben zu leben; aber in dem Gesellschaftsverbande, wo er nothwendiger Weise auf Kosten Anderer lebt, ist er ihnen den Werth seines Unterhaltes an Arbeit zu erstatten schuldig; und zwar ohne alle Ausnahme. Arbeiten ist also eine unerläßliche Pflicht des Gesellschaftsmenschen. Reich oder arm, mächtig oder das Gegentheil, jeder müssige Bürger ist ein Spitzbube.

Unter allen Geschäften nun, welche einem Menschen die Subsistenzmittel zu verschaffen im Stande sind, ist die Handarbeit

diejenige, welche uns dem Stande der Natur am nächsten bringt. Von allen Ständen hängt der des Handwerkers am wenigsten von Glück und Menschen ab. Der Handwerksmann hängt nur von seiner Arbeit ab; er ist frei, eben so frei, wie andrerseits der Ackersmann ein Sclav ist. Denn dieser hängt von seinem Acker ab, dessen Ertrag in der Willkühr andrer steht. Der Feind, der Fürst, ein mächtiger Nachbar, ein Proceß kann ihm dies Feld entreißen; das Feld ist der wunde Fleck, ihn auf tausenderlei Weise zu beunruhigen. Aber überall, wo man den Handarbeiter turbiren will, ist sein Bündel bald geschnürt, nur seine Hände zieht er aus dem Spiele und geht davon. Demohnerachtet aber ist der Ackerbau die erste Beschäftigung der Menschen; sie ist die ehrenhafteste, die nützlichste und folglich die edelste, die man üben kann. Ich sage nie zu Emil: Mache dich mit dem Ackerbaue bekannt; er kennt ihn schon. Er ist mit allen Feldarbeiten vertraut; mit ihnen hat er angefangen, er kommt unaufhörlich auf sie zurück. Ich erinnere ihn also nur: Bebaue das Erbe deiner Väter. Allein, wenn du dies Erbgut verlieren solltest, oder wenn du gar keins hättest, wie dann? Erlerne ein Handwerk.

Mein Sohn ein Handwerk?! — Mein Sohn ein Handwerksmann?! — Herr! wo denken Sie hin!? — Madame, ich bin besorgter, als Sie, Sie wollen ihn so erziehn, daß er weiter nichts als ein Lord, ein Marquis, ein Fürst, vielleicht einst einmal gar nichts sein kann. Ich aber möchte ihm eine Stellung verschaffen, die er nie einbüßen kann, eine Stellung, die ihn jederzeit als ehrlichen Mann bestehen läßt. Ich will ihn zum Menschen erziehn und was Sie auch einwenden mögen, mit diesem Titel geschmückt, wird er weniger Concurrenten haben, als dies bei den Titeln der Fall ist, die er durch Sie erhalten wird.

Der Buchstabe tödtet, aber der Geist macht lebendig. Es

handelt sich weniger darum, ein Handwerk zu kennen, als die Vorurtheile zu besiegen, die dasselbe mit Verachtung belegen. Es dürfte nie dahin kommen, daß du deines Lebensunterhaltes willen arbeiten müßtest? — Ei! um so schlimmer, um so schlimmer für dich! Allein es ändert die Sache nicht! Arbeitest du nicht aus Noth, so arbeite der Ehre willen. Laß dich zu dem Stande des Handwerksmannes herab, damit du über den deinigen erhaben erscheinst. Um das Glück und die Umstände dir unterthänig zu machen, so beginne damit, dich von ihnen unabhängig zu machen. Lerne über die Vorurtheile dich hinwegsetzen, wenn du durch sie herrschen willst.

Bedenke wohl, es ist kein Talent, was ich von dir fordere, es ist ein Handwerk, ein eigentliches Handwerk, eine blos mechanische Fertigkeit, wobei die Hände mehr zu thun haben als der Kopf, das zwar nicht zu Schätzen führt, dieselben jedoch aber entbehrlich macht. Ich habe in Häusern, die den Mangel des täglichen Brotes nie zu fürchten hatten, die Väter so viel Vorsicht anwenden sehen, daß sie ihre Kinder nicht blos sorgfältig unterrichten ließen, sondern dieselben noch mit solchen Kundschaften versahen, die im Nothfalle ihnen den Lebensunterhalt zu sichern vermöchten. Solche umsichtige Väter meinen viel zu thun; eigentlich aber bewirken sie gar nichts; weil die Hilfsquellen, die sie ihren Kindern öffnen, eben dem Glückswechsel unterworfen sind, gegen welchen sie dieselben sicher stellen wollen. Denn wenn der, mit solch' einer schönen sich anhäckelnden Gewandheit ausgestattete Mann sich nicht in einer günstigen Umgebung wiederfindet, in der er Gebrauch von seiner Mitgift machen kann, so geht er eben auch unter, wie wenn er jene Kundschaften gar nicht hätte.

Sobald als es auf Kunstgriffe und Ränke ankommt, so muß man sie eben so gut anwenden können, im Schooße des Elends

so viel zu gewinnen, daß man endlich seine vorige Stellung wieder erlangt, wie um sich im Ueberflusse zu behaupten. Treibst du eine Kunst, deren Ziel Künstlerehre ist, eignest du dir ein Amt an, das du nur durch Begünstigung erhältst; was nützt dir dann alles das, wenn du, aus ganz folgerechter Verachtung gegen die Welt auch die Mittel verachtest, ohne die du doch nicht reüssiren kannst? Du hast die Staatswissenschaften studirt, auf eine Hofcarriere dich vorbereitet. Das ist recht gut. Allein was willst du denn mit diesen Kenntnissen anfangen, wenn du nicht weißt, wie du den Ministern, den Hofdamen, den Präsidenten der Collegien beikommen sollst; wenn du nicht das Geheimniß kennst, dich ihnen zu empfehlen, wenn sie in dir nicht den Zweiächsler finden, den sie brauchen? Du bist ein Baumeister, ein Maler. Wohl! Aber dein Talent muß bekannt werden. Meinst du zum Zwecke zu gelangen, wenn du so gerade zu ein Werk in die Ausstellung gibst? O! das geht so nicht! du mußt von der Akademie sein; du mußt sogar von ihr empfohlen werden, wenn du im Saale der Ausstellung nur einen dunkeln Platz in einer Ecke erhalten willst. Wirf getrost Richtscheit und Pinsel hin; miethe dir eine Lohnkutsche, und fahre damit von Haus zu Haus; das verschafft dir einen berühmten Namen. Aber du mußt wissen, erlauchte Häuser haben Schweizer und Thürsteher, die nur eine gewisse Zeichensprache verstehen, die die Ohren in den Händen haben. — Willst du wieder andern mittheilen, was du gelernt hast, willst du Lehrer in der Geographie, in der Mathematik, in den Sprachen, in der Musik oder in der Zeichnenkunst werden? Du mußt auch hier erst Schüler suchen, folglich auch Empfehlungen. Glaube mir, es handelt sich mehr darum, ein Charlatan zu sein, als Geschicklichkeit zu besitzen. Verstehst du dich sonst auf keine Kunst

weiter, als auf deine Geschicklichkeit, so wirst du stets nur für einen Ignoranten gelten.

Du siehst also, wie wenig zuverlässig alle diese glänzenden Hilfsquellen sich herausstellen, und wie viele andere Hilfsmittel du bedarfst, um die ersteren zu deinem Vortheile auszubeuten. Und nun, was wird denn in einer solchen schmachvollen Erniedrigung aus dir werden? Geht es nicht, wie's gehen soll, so drückt dich das nieder, ohne für dich eine Lehre zu werden. Mehr als je ein Spielball des gewöhnlichen Vorurtheils, wie willst du dich da über Vorurtheile erheben, die dein Schicksal entscheiden? Wie willst du Niederträchtigkeit und Laster mit gerechter Verachtung behandeln, wenn du ihrer bedarfst dein Leben zu fristen? Du hängst nicht mehr allein von dem Reichthume ab, sondern von den Reichen. Du hast deine Sclaverei vermehrt, denn es hat sich das Elend noch auf ihre Seite geschlagen. Du bist arm, ohne frei zu sein; und das ist der entsetzlichste Zustand, in den ein Mensch gerathen kann.

Nimmst du aber, um leben zu können, nicht zu jenen höhern Kenntnissen deine Zuflucht, die zwar die Seele, nicht aber den Leib nähren; greifst du, für den Nothfall, zu deinen Händen und den Dingen, wo jene zu gebrauchen sind: so sind alle Hindernisse beseitigt, und du bedarfst der Winkelzüge nicht. Die Erwerbsquelle steht jeden Augenblick, wo ihr ihrer bedürft, offen. Redlichkeit, Ehrgefühl erscheinen nicht mehr als Hindernisse des Fortkommens; du brauchst dich nicht zu schmiegen, nicht zu zweiächseln vor den Großen, dich nicht zu biegen und nicht zu kriegen vor den Schelmen, nicht verächtlich höflich vor den Leuten zu sein, brauchst von niemand zu borgen oder zu stehlen, denn beides ist fast einerlei, wenn man nichts hat. Die Ansichten Anderer kümmern dich wenig; du hast niemandem deine Aufwartung zu ma-

chen, keinem Tropfe zu schmeicheln, keinen Schweizer willig zu machen, keine Buhlerin zu bestechen oder, was noch ärger ist, ihr Weihrauch zu streuen. Mögen Schurken die Staatsgeschäfte leiten, was kümmert's dich; es wird dies dich in deinem unbeachteten Leben nicht hindern ein rechtschaffner Mann zu sein und dein Auskommen zu haben. Du trittst in die erste beste Werkstatt deines Handwerks ein: „Meister, ich möchte Arbeit." „„Richtet euch dort ein, Geselle, arbeitet."" Bevor noch die Eßglocke geschlagen hat, hast du dein Mittagsbrot verdient. Bist du fleißig und sparsam, so wirst du, bevor acht Tage in's Land gehen, so viel erübrigen, daß du andere acht Tage davon leben kannst. Du wirst frei, gesund, wesentlich, arbeitsam und rechtschaffen gelebt haben. Wer seine Zeit so anwendet, der verdirbt sie nicht!

Ich will durchaus, Emil soll ein Handwerk lernen. Aber doch wenigstens ein geachtetes, werdet ihr bemerken. — Was heißt denn das? Jedes dem allgemeinen Besten nützliche Handwerk ist ehrenhaft! Ich will nicht, daß er ein Sticker, ein Vergolder, ein Lackirer werde, wie Lockes Edelmann, ich will nicht, daß er ein Musikus, ein Schauspieler, ein Büchermacher werde*). Außer den genannten Professionen und denen ähnlichen, mag er wählen, welche er will; ich will ihm in Nichts in den Weg treten. Lieber will ich, daß er ein Schuster, als daß er ein Dichter werde; lieber mag er ein Steinsetzer werden, als ein Porcellanblumen-Fabrikant. Aber, werdet ihr bemerken, die Polizeidiener, die Aufpasser, die

---

*) Aber du, wird man einwerfen, du bist doch selbst einer von letzteren. Ja, leider! ich bekenne es, bin ich es zu meinem Unglück. Allein meine Thorheit, wofür ich genug gebüßt zu haben glaube, ist doch kein Grund, andere sie ebenfalls begehen zu lassen. Ich mache keine Bücher, um meine schwachen Seiten zu verdecken, sondern um meine Leser vor ähnlichen zu bewahren.

Henker sind ja auch nützliche Leute! — Es steht nur bei den Regierungen, daß sie es fernerweit nicht mehr sind. — Aber wir wollen davon absehen, ich habe unrecht. Es ist nicht genug, ein nützliches Handwerk zu wählen, es gehört auch dazu, daß die Beschäftigung von den sich Ausübenden keine verächtliche, keine mit der Humanität im Streite liegende Gesinnung fordere. Ich kehre darum zu meinem ersten Ausspruche zurück; wir wollen ein ehrliches Handwerk wählen; wollen uns aber wohl merken, daß keine Ehrenhaftigkeit ohne Nutzbarkeit denkbar sei.

Ein berühmter Schriftsteller dieses Jahrhunderts*), dessen Bücher voll großer Entwürfe und kleiner Ansichten sind, hatte, gleich allen Priestern seiner Kirche, das Gelübde gethan, kein Eheweib zu nehmen. Da er rücksichtlich des Ehebruchs weit gewissenhafter war, als die übrigen seines Standes, so soll er, wie man erzählt, hübsche Mägde gehalten haben, mit denen er bestmöglichst den Schaden wieder auszugleichen suchte, welchen er durch sein thörichtes Gelübde seinem Geschlechte, dem Staate und der Natur verursachte. Er sah es für die Pflicht eines Bürgers an, dem Vaterlande Leute zu geben, und mit dem Tribute, den er auf diese Weise dem Staate zollte, bevölkerte er die Klasse der Handwerker. Sobald als die Kinder die gehörige Reife hatten, ließ er jedes von ihnen, ganz nach eignem Geschmacke, ein Handwerk wählen; nur die unthätigen, die eiteln und der Mode unterworfenen Professionen schloß er aus, die nicht nothwendig sind, wie z. B. die Perückenmacherei, welche von Tag zu Tag nutzloser wird, so lange wenigstens es der Natur gefällt, uns Haare wachsen zu lassen.

Das ist der Geist, der uns bei der Wahl eines Handwerks

*) Der Abbé de St. Pierre.

für Emil leiten soll. Oder vielmehr wir werden die Wahl nicht vornehmen, sondern er selbst. Denn die Grundsätze, die er eingesogen hat, bewahren ihm eine natürliche Abneigung gegen alles Unnütze; er wird seine Zeit nie mit nutzlosen Arbeiten hinbringen, er kennt keinen anderen Werth an den Dingen, als die reelle Nützlichkeit derselben. Er verlangt ein Handwerk, daß dem Robinson auf seiner Insel zu statten kommen könnte.

Läßt man alle Erzeugnisse der Natur und Kunst vor den Augen des Kindes vorübergehen, reizt man seine Wißbegierde, folgt man ihm, wohin er inclinirt, so hat man den Vortheil, den Geschmack des Kindes, seine Neigungen, seinen Hang studiren zu können und den ersten Funken seines Genie's aufblitzen zu sehen, wenn nur irgend etwas von Genie in ihm liegt. Aber ein allgemeiner Irrthum, wovor man sich sorgfältig hüten muß, ist, das, was nur eine gelegentliche Wirkung ist, dem Aufblitzen des Genie's zuzuschreiben, und den bloßen Nachahmungstrieb, den der Mensch mit dem Affen gemein hat, für eine bestimmte Neigung zu dieser oder jener Kunst zu nehmen, während er sowohl Menschen als Affen nur maschinenmäßig antreibt, alles, was vorgemacht wird, nachzuthun, ohne eben zu wissen, wozu es nützt. Die Welt wimmelt voller Handwerksleute und vornehmlich Künstler, die auch nicht die geringste Naturanlage zu der Kunst besitzen, die sie treiben, wozu man sie aber von ihren ersten Lebensjahren angehalten hat, entweder weil man durch andere passende Umstände sich bestimmen ließ, oder weil man durch einen scheinbaren Eifer getäuscht wurde, der sich aber auch gegen jede andere Kunst würde herausgestellt haben, wenn sie eine solche hätten von Jugend auf üben sehen. Der hört einen Trommelschläger und hält sich für einen Feldherrn, ein anderer sieht bauen, und möchte ein Architekt

sein. Jeder ist versucht, das Handwerk zu treiben, was er ausüben sieht, wenn er es nur für geachtet hält.

Ich habe einen Bedienten gekannt, der, weil er seinen Herrn malen und zeichnen sah, sich in den Kopf setzte, ein Maler und Zeichner zu werden. Von dem Augenblicke an, wo dieser Entschluß bei ihm reifte, ergriff er den Bleistift, um ihn nicht wieder wegzulegen, als bis er ihn mit dem Pinsel vertauschen konnte, von dem er sich zeitlebens nicht wieder trennen wird. Ohne Unterweisung und ohne Regeln fing er an, alles abzuzeichnen, was ihm unter die Hände kam. Drei volle Jahre saß er wie angepicht über seinen Schmierereien, ohne daß ihm etwas anderes als sein Dienst davon abziehen konnte, ohne daß er je durch den spärlichen Fortschritt, den seine mittelmäßigen Anlagen ihm verstatteten, abgeschreckt wurde. Ich habe ihn gesehen, wie er während eines heißen Sommers sechs Monate hindurch in einem kleinen gegen Mittag gelegenen Vorzimmer, wo man beim bloßen Durchgehen hätte ersticken mögen, vor einer Erdkugel saß oder vielmehr den ganzen Tag auf den Stuhl geleimt war, um diesen Globus abzuzeichnen, wieder zu zeichnen, habe ihn ohne Unterlaß mit einer unüberwindlichen Hartnäckigkeit beginnen und wieder beginnen sehen, bis er endlich die Rundung so ziemlich getroffen hatte und mit seiner Arbeit zufrieden war. Zuletzt kam er durch die Gunst seines Herrn und unter der Leitung eines Künstlers so weit, daß er die Livree ausziehen und von seinem Pinsel leben konnte. Bis zu einem gewissen Punkte ersetzt die Beharrlichkeit das Talent. — Den Punkt hat er erreicht, und wird ihn nie überschreiten. Die Ausdauer und der Eifer dieses ehrenwerthen Burschen ist lobenswerth. Er wird sich durch seinen Fleiß, seine Treue und seine Sitten stets ehrenwerth machen; aber als Maler wird er nie mehr als Thürenstücke liefern können. Wer würde nicht durch

seinen Eifer verführt worden sein, ihn für ein wirkliches Talent zu halten? Aber es ist ein großer Unterschied zwischen: „Gefallen an einer Arbeit finden" und „Beruf dazu haben." Es gehören feinere Beobachtungen dazu, als man denkt, wenn man sich von dem wahren Genie und der wirklichen Neigung eines Kindes überzeugen will, weil es mehr seine Wünsche als seine Anlagen blikken läßt und man leider gemeiniglich nach ersteren sein Urtheil fällt, indem man letztere nicht zu studiren im Stande ist. Ich wünschte, es schriebe ein tiefblickender Mann eine Abhandlung über die Kunst, Kinder zu beobachten. Es wäre von großem Gewicht, diese Kunst zu kennen: Väter und Lehrer haben davon noch nicht die ersten Anfangsgründe inne.

Vielleicht aber legen wir hier ein zu großes Gewicht auf die Wahl der Beschäftigung. Da es sich nur um eine Handthierung handelt, so ist die Sache eine Kleinigkeit für Emil, und er hat seine Lehrjahre, vermöge der Uebungen, womit wir ihn bisher beschäftigt haben, schon mehr als zur Hälfte überstanden. Was wollt ihr mehr von ihm? Er ist in allem bei der Hand; er kann Grabscheit und Haue führen; er weiß sich der Drehbank, des Hammers, des Hobels, der Feile zu bedienen; er ist mit dem Handwerkszeuge aller Professionen vertraut. Es kommt nur noch darauf an, sich bei Anwendung eines dieser Handwerkszeuge eine solche Gewandheit und sichre Leichtigkeit zu erwerben, daß er es rücksichtlich der Leistungen geschickten Meistern, die sich gleicher Instrumente zu bedienen haben, gleich thun könne. In diesem Punkte aber steht er gegen Andere gehalten in großem Vortheile, denn er hat einen gewandten Körper, gelenke Glieder, so daß er ohne Anstrengung allerhand Stellungen annehmen, und ohne übermäßigen Kraftaufwand allerhand Bewegungen auszuhalten vermag. Noch mehr! Er hat zuverlässige und wohlgeübte Sinnes-

werkzeuge; die ganze Mechanik der Künste ist ihm schon bekannt. Um als Meister der Künste auftreten zu können, fehlt ihm nichts als Fertigkeit, und die verlangt man nur mit der Zeit. Aber auf welches Handwerk von denen, die noch zur Auswahl übrig geblieben sind, wird er nun wohl so viel Zeit verwenden, daß er die nothwendige Fertigkeit darin erlangt? Das ist nun noch das Einzige, was uns beschäftigen soll.

Der Mann wähle ein Handwerk, das seinem Geschlechte ziemt, der Jüngling eins, das seinem Alter angemessen ist. Jede sitzende und an die Stube fesselnde Lebensart, die den Körper weibisch und weichlich macht, gefällt ihm nicht, und eignet sich auch nicht. Nie wird ein rüstiger Knabe darnach sich sehnen, ein Schneider zu werden; man muß Kunstgriffe anwenden, um das Geschlecht, das für eine solche Beschäftigung nicht gemacht ist, zu diesem Weiberhandwerke zu vermögen [9]). Nadel und Degen können nicht von ein= und denselben Händen geführt werden. Wäre ich Landesfürst, so erlaubte ich Nähen und Arbeiten auf die Nadel nur Frauen und solchen, die ihrer Gebrechlichkeit willen wie jene zu leben gezwungen sind. Muß es Verschnittene geben, so sind die Orientalen nach meinem Dafürhalten sehr albern, daß sie erst welche machen. Warum begnügen sie sich nicht mit denen, die die Natur hervorgebracht hat? mit der Masse schlaffer Männer, denen sie das Herz verstümmelte? Da bekommt man mehr, als man braucht. Alle Schwächlinge, Weichlinge, alle Hasenherzen sind von der Natur zu einer sitzenden Lebensart verdammt, sie sind geschaffen, um mit den Weibern zusammen und auf dieselbe Weise zu leben. Es pflege jeder das

9) Die Alten hatten keine Schneider, die Mannskleider wurden in dem Hause von den Frauen verfertigt.

Handwerk, was ihm gehört, da habe ich nichts dagegen; und muß man durchaus wirkliche Verschnittene haben, nun dann versetze man diejenigen Männer in diesen Zustand, die ihr Geschlecht dadurch schänden, daß sie Verrichtungen übernehmen, welche sich nicht für Männer schicken. Ihre Geschäftswahl beweißt, daß die Natur sich versehen habe, verbessert den Irrthum auf irgend eine Weise und ihr werdet ein gutes Werk gethan haben.

Ich wehre meinem Zöglinge die ungesunden Handthierungen, aber nicht die beschwerlichen, nicht die gefährlichen. Die letzteren pflegen die Kraft und den Muth zu gleicher Zeit; sie sind ausschließliches Eigenthum des männlichen Geschlechts, Weiber erlauben sich keine Ansprüche daran. Warum schämt sich die Männerwelt nicht, die Weiber in dem, was ihnen gehört, zu beeinträchtigen?

Wenige Weiber nur kämpfen und wen'ge vertragen die Kriegskost
Spinnt ihr Wolle und tragt in Körbchen die fertige Arbeit.

Aus . . . . . 10).

In Italien sieht man nie ein Frauenzimmer hinter dem Ladentische; und diejenigen, welche durch die Straßen Frankreichs und Englands verwöhnt sind, können sich kaum etwas Traurigeres vergegenwärtigen, als den Anblick der Straßen dieses Landes. Wenn ich einem Galanteriehändler Bänder, Kopfputz, Fillet, Chenille 2c. an Damen verkaufen sehe, kommen mir diese zarten Tändeleien in den groben Fäusten sehr lächerlich vor, da ja diese bestimmt sind, das Feuer in der Schmiedeesse zu unterhalten und auf dem Ambose zuzuschlagen. Ich spreche dann zu mir: Hier sollten die Frauen zur Wiedervergeltung Gewölbe mit den Artikeln der Schwertfeger und Waffenschmiede etabliren. Ei! es ver-

---

10) Luctantur paucae, comedunt coliphia paucae. Vos — lanam trahitis, calathisque peracta refertis Vellera . . . . Juven. Sat. II. v. 53.

fertige und verkaufe doch jedes die Waffen seines Geschlechts! Man muß ja doch mit diesen Sachen umgehen, wenn man damit vertraut werden will.

Jüngling, präge deinen Arbeiten die Mannshand auf. Lerne, mit starkem Arme Axt und Säge führen, einen Balken behauen, ein Dach besteigen, das Sparrwerk richten, Tragbalken und Bindehölzer befestigen. Dann rufe zu deiner Schwester herab, sie solle kommen und dir bei deiner Arbeit helfen, weil sie dich aufgefordert hatte, du solltest ihr Tücher mit Kreuzstichen zeichnen helfen.

Doch ich rede meinen süßlichen Zeitgenossen die Ohren zu voll; ich fühle es. Allein ich lasse mich zuweilen von der Gewalt der Folgerungen hinreißen. Wenn irgend ein Mann, er sei wer er wolle, sich schämt, mit umgebundener Schürze und dem Hobel in der Hand vor den Augen der Welt zu arbeiten; so sehe ich in ihm nichts, als einen Sclaven des Vorurtheils, der sich auch schämen wird, rechtschaffen zu handeln, wo man den ehrlichen Mann verlacht. Indessen wollen wir den Vorurtheilen der Väter in allem nachsehen, wo das Urtheil der Kinder nicht darunter leiden kann. Es ist nicht nothwendig, jede nützliche Handthierung zu treiben, um dadurch unsere Achtung gegen dieselbe zu beweisen; es ist genug, wenn man keine derselben unter seiner Würde findet. Wenn die Wahl freisteht und keine anderen Umstände uns bestimmen, warum sollte man nicht bei Beschäftigungen von gleichem Range dem uns freundlicher Erscheinenden, dem, wohin wir incliniren, dem uns Zusagenden folgen? Die Arbeiten in Metall sind nützlich, ja die nützlichsten. Und dennoch würde ich, wenn ein anderer, besonderer, Grund nicht zwänge, aus eurem Sohne keinen Hufschmidt, keinen Schlosser, keinen Feuerarbeiter machen. Ich möchte ihn nicht gern an der Esse in der Gestalt eines Cyklopen erblicken. Eben so wenig würde ich einen Maurer aus ihm ma-

chen, am allerwenigsten einen Schuster. Es wollen freilich alle Handwerke gethan sein, aber wer die Wahl hat, soll auf Nettigkeit sehen; denn das ist kein Vorurtheil, über diesen Punkt entscheidet das Gefühl. Endlich habe ich auch keinen Wohlgefallen an den gedankenlosen Beschäftigungen, bei welchen die Arbeiter ohne allen Kunstfleiß, fast wie Automaten, ihre Hände stets auf ein und dieselbe Weise brauchen, so die Weber, die Strumpfwirker, die Steinmetzen. Warum müssen diese Metier's von vernünftigen Menschen ausgeübt werden? Hier erscheint der Mensch als eine Maschine, die eine andere in Bewegung setzt.

Alles wohl erwogen, so würde das Handwerk, in dem ich meinen Zögling gern Geschmack finden sähe, das eines Tischlers sein. Es ist sauber, es ist nützlich, es kann im Zimmer verrichtet werden; es gibt dem Körper hinlängliche Bewegung; es verlangt von dem Arbeiter Geschicklichkeit und Kunstsinn und obwohl die anzufertigenden Gegenstände durch die Anforderung ihrer Brauchbarkeit bestimmt wird, so ist doch keineswegs Elegants und guter Geschmack dabei ausgeschlossen.

Wenn das Talent eures Zöglings zufällig sich auf spekulative Wissenschaften hinneigte, so würde ich es nicht tadeln, wenn man ihm eine mit seiner Neigung verwandte Handthierung anböte: z. B. mag er mathematische Instrumente, Brillen, Ferngläser &c. machen lernen.

Wenn Emil sein Handwerk erlernt, so werde ich mit ihm zugleich auf die Lehre gehen; denn ich bin überzeugt, daß er unter keiner Bedingung so gut lernen wird, als wenn wir selbander lernen. Wir begeben uns also beide in die Lehre, wir verlangen nicht, als Herren behandelt zu werden, sondern gerade so wie Lehrjungen, die nicht des Spaßes wegen da sind. Warum sollten wir nicht auch allen Ernstes Lehrlinge sein? Der Czar Peter

arbeitete als Zimmermann auf der Werfte, er diente als Trommler unter seinem eignen Heere. Meinst du, dieser Fürst sei an Geburt und Verdienst geringer gewesen als du? Und ihr begreift doch, daß ich diese Frage nicht an Emil richte, sondern vielmehr an euch alle, wer ihr auch sein könnet?

Zum Unglücke können wir nicht die ganze Zeit am Werktische zubringen. Wir sind nicht blos Handwerkslehrlinge; wir sind auch auf der Lehre im Menschwerden; und in dem letzteren Metier sind die Lehrjahre beschwerlicher und länger, wie im ersteren. Wie sollen wir es also anfangen? Sollen wir täglich eine Stunde einen Tischlermeister dingen, wie man einen Tanzmeister annimmt? Nein dann wären wir Schüler, aber keine Lehrlinge; und wir geizen nicht sowohl darnach, die Tischlerei zu erlernen, als vielmehr zu dem Tischlerstande uns empor zu heben. Ich bin also der Meinung, daß wir alle Wochen ein- oder zweimal wenigstens einen ganzen Tag bei dem Meister zubringen, daß wir in der von ihm bestimmten Stunde aufstehen, daß wir noch ehe er erscheint, bei der Arbeit sind, daß wir an seinem Tische speisen, daß wir nach seinen Vorschriften arbeiten. Haben wir dann die Ehre gehabt im Kreise seiner Familie das Abendbrot einzunehmen, so gehen wir, wenn uns das so beliebte, wieder nach Hause, auf unsern harten Betten der Ruhe zu pflegen. Das ist die Art, mehrere Künste auf einmal zu erlernen und sich in Handarbeiten zu üben, ohne die andere Schule zu vernachlässigen.

Lasset uns im Reichthum ganz einfach erscheinen. Wir wollen ja durch unser Bemühen in Bekämpfung der Eitelkeit dieselbe nicht wieder hervorrufen. Sich darob brüsten, daß man über Vorurtheile gesiegt hat, heißt, sich denselben neu unterwerfen. Man sagt, daß einem alten ottomannischen Hausgesetze zu Folge, der Großherr verbunden sei, eine Handthierung zu treiben; und

jedermann weiß, daß die Handarbeit eines Königs immer ein Meisterstück ist. Er vertheilt daher gar glanzvoll diese Meisterwerke an die Großen der Pforte und sie werden nach dem Stande ihres Verfertigers bezahlt. Das Uebel, das mir dabei auffällt, ist nicht die beabsichtigte Geldschneiderei, im Gegentheil hat die ihr Gutes; denn während er die Großen nöthigt, ihren Raub an dem Volke mit ihm zu theilen, hat er weniger nöthig, das Volk unmittelbar zu plündern. Es ist dies ein nothwendiges Erleichterungsmittel des Despotismus und ohne dasselbe könnte diese entsetzliche Regierungsform gar nicht bestehen.

Das wahrhaft Schlimme dieser Einrichtung ist die Idee, die jener arme Mann dadurch von seinen Verdiensten bekommt. Er sieht, wie der König Midas, alles was er berührt, sich in Gold verwandeln, bemerkt aber freilich nicht, wie lang dadurch seine Ohren werden. Um die Ohren Emils kurz zu erhalten, wollen wir seine Hände vor solchen reichen Gaben verwahren; den Preis seiner Arbeit soll nicht die Rücksicht auf seine Person bestimmen, sondern die Güte des Werkes selbst. Nie sollen seine Arbeiten anders beurtheilt werden als nach der Arbeit tüchtiger Meister. Seine Arbeit werde ihrer selbst willen gelobt, nicht weil sie von ihm herrührt. Hat er etwas gut gemacht, so heiße es: „Siehe, das ist gut!" aber ja nicht hinzugesetzt: „Wer hat es denn gemacht?" Bemerkte er aber mit stolzer Selbstzufriedenheit: „Das ist mein Werk!" so setze man gleichgiltig hinzu: „Du oder ein Anderer, das ist gleich, die Arbeit ist und bleibt gut!"

Gutmüthige Mutter, laß du dir vor allem keine Lügen aufheften. Wenn dein Sohn im Glanze vieler Kenntnisse erscheint, so halte ja nicht alles, was er weiß, für baare Münze. Hat er das Unglück in Paris erzogen zu werden und reich zu sein, dann ist er verloren. So viel sich dort geschickte Künstler finden, so

viel Geschicklichkeiten wird er auch besitzen; ist er aber nicht mehr in ihrer Nähe, so wird er von allen Kunstfertigkeiten entblößt erscheinen. In Paris weiß der Reiche alles; nur der Arme steht als Ignorant da. Diese Hauptstadt wimmelt voll von Dilettanten und namentlich Dilettantinnen, die ihre Kunstwerke zusammenschleudern, wie Guillaume seine Farben erfand. Ich kenne in der Männerwelt hiervon nur drei rühmliche Ausnahmen, es kann deren vielleicht noch mehr geben; unter der Frauenwelt aber kenne ich keine, und ich zweifle auch, daß dieselbe eine einzige Ausnahme aufzuweisen habe. Im Allgemeinen erwirbt man sich einen Künstlernamen, wie man zu dem Doktorhute kommt. Man wird Künstler und Kunstrichter, wie man Doktor der Rechte und Magistratsperson wird.

Wäre es Mode, ein Handwerk verstehen zu müssen, so würden eure Kinder sehr bald eins können, ohne es gelernt zu haben. Sie würden Meister werden, wie in Zürich die Rathsherrn. Nichts von alle diesem Ceremoniel für Emil. Niemals blos Schein, immer nur Wesentliches! Man bemerke nie, was er weiß, sondern er lerne ganz ruhig fort. Er arbeite jeder Zeit an seinem Meisterstücke, ohne je Meister zu werden. Er beweise sich nie durch seinen Titel, sondern durch seine Arbeit als Meister.

Bin ich bisher verständlich gewesen, so muß man bemerkt haben, wie ich meinem Zöglinge mit der Gewöhnung zu körperlicher Uebung und Handarbeit unmerklich Geschmack an Reflexion und Sinnigkeit beibringe, um der Trägheit, die in ihm bei seiner Gleichgiltigkeit gegen die Urtheile anderer Leute und bei dem Schweigen der Leidenschaften entstehen könnten, ein Gegengewicht zu geben. Er muß arbeiten, wie ein Bauer, aber denken, wie ein Philosoph, damit er nicht so faul werde, wie ein Wilder. Das große Geheimniß der Erziehung heißt, dahin wirken, daß körper=

liche und geistige Beschäftigungen einander beständig zur Erholung dienen.

Aber hüten müssen wir uns, den Unterschied, der einen reifern Verstand erfordert, zu übereilen. Emil wird gar nicht lange als Handwerker gearbeitet haben, so wird er die Ungleichheit der menschlichen Lebensbedingungen an sich selbst wahrnehmen, während er sie anfänglich nur ahnte. Den Grundsätzen gemäß, die ich ihm beibringe und seiner Ausbildung angemessen sind, wird er nun mein Leben selbst einer Untersuchung unterstellen. Da er alles durch mich allein empfängt, und darum sich dem Stande der Dürftigen so verwandt findet, so wird er wissen wollen, warum ich mich so wenig um diesen Stand bekümmere. Er wird seine vielleicht ganz unvermuthet verfängliche Fragen vorlegen: „Sie sind reich, Sie haben mir das selbst gesagt, ich sehe es. Der Reiche soll ja ebenfalls für die Gesellschaft thätig sein, weil er ein Mensch ist. Aber was thun Sie denn für die Gesellschaft?" — Was würde nun so ein neumodisch gemüthlicher Hofmeister darauf antworten? Ich weiß es nicht. Vielleicht würde er albern genug sein, und von seiner Sorgfalt sprechen, die er dem Zöglinge widmete. Mir hilft die Werkbank aus der Verlegenheit: „Das ist eine sehr treffende Bemerkung, lieber Emil; ich verspreche dir, darauf zu antworten, wenn du dir selbst eine befriedigende Antwort wirst geben können. Indessen werde ich bemüht sein, dir und den Armen das zu geben, was ich zu viel habe und ich will darum jede Woche einen Tisch oder eine Bank verfertigen, damit ich für die Gesammtheit doch etwas Nützliches thue.

Hier sind wir wieder auf uns selbst zurückgekommen. Unser Zögling wird nun bald aufhören, Kind zu sein, da er wieder in sich selbst einkehrt. Nun wird er mehr als je die Bande der Nothwendigkeit fühlen, die ihn an die Außenwelt knüpfen. Wir

begannen mit der Uebung seines Körpers und seiner Sinne, wir bethätigten darauf seinen Geist und seine Urtheilskraft. Endlich brachten wir den Gebrauch seiner Glieder und den seiner Kräfte in Verbindung mit einander; wir riefen einen stets thätigen Denker hervor. Es bleibt uns, um den Menschen zu vollenden, noch zu thun, daß wir ein liebendes und fühlendes Wesen aus ihm machen, d. h. daß wir den Verstand durch das Herz vervollkommnen. Bevor wir aber zu dieser neuen Ordnung der Dinge übergehn, wollen wir noch einen Blick auf den Zustand werfen, aus welchem wir treten, und möglichst genau uns unterrichten, wie weit wir gekommen sind.

Unser Zögling hatte Anfangs nur sinnliche Eindrücke, jetzt hat er Begriffe; damals empfand er nur, jetzt urtheilt er. Denn aus der Vergleichung mehrerer auf einander folgender oder gleichzeitiger sinnlicher Eindrücke und aus der davon abgeleiteten Folgerung entsteht eine Art gemischter und zusammengesetzter Sinnesvorstellungen, die ich Begriff heiße.

Die Art und Weise, wie man Begriffe bildet, gibt dem menschlichen Geiste sein eigenthümliches Gepräge. Der Geist, der seine Begriffe einzig an wirklichen Verhältnissen bildet, ist ein gründlicher Geist; derjenige, der sich mit Scheinverhältnissen begnügt, ist ein oberflächlicher Geist; derjenige, der die Verhältnisse so ansieht, wie sie wirklich sind, heißt ein gesunder Menschenverstand; derjenige, der diese Verhältnisse falsch auffaßt, ist ein schiefer Kopf; derjenige, dessen Einbildungskraft selbst Verhältnisse, die weder Wirklichkeit noch Schein für sich haben, zusammenträgt, ist ein Narr; und wer gar nicht vergleicht, ein Dummkopf. Die größere oder geringere Fertigkeit im Vergleichen einzelner Begriffe und im Auffinden der Verhältnisse ist dem Menschen das, was man „mehr oder weniger Geist" nennt ꝛc.

Die einfachen Begriffe bestehen blos aus verglichenen sinnlichen Wahrnehmungen. Bei einfachen sinnlichen Wahrnehmungen findet eben so gut ein Urtheil statt, als bei den zusammengestellten, die ich eben einfache Begriffe nenne. Nur ist bei der einfachen sinnlichen Wahrnehmung die Urtheilskraft rein passiv, sie bestätigt, daß ich das, was ich wahrnehme, wirklich wahrnehme. Bei dem Begriffe oder der Idee aber ist die Urtheilskraft activ; sie nähert die Verhältnisse einander, sie vergleicht und bestimmt diejenigen, die der Sinn unbestimmt läßt. Das ist der ganze, freilich aber gewaltige, Unterschied zwischen Wahrnehmung und Begriff. Nie täuscht uns die Natur, die Täuschung geht jedesmal von uns selbst aus.

Ich behaupte die Unmöglichkeit einer Täuschung durch die Sinne; denn es bleibt ja doch immer wahr, daß wir das wahrnehmen, was unsre Sinne uns vorführen, und die Epikuräer haben in diesem Punkte recht. Der sinnliche Eindruck ist nicht Schuld, wenn wir auf einen Irrthum verfallen, sondern das Urtheil, das es uns über die den Eindruck hervorrufenden Ursachen, oder über die Verhältnisse, in welchen diese Ursachen zu einander stehen, oder über die wirkliche Beschaffenheit der Objecte, die sich unsern Sinnen aufdrängen, zu fällen beliebt. Und in dieser Rücksicht betrogen sich die Epikuräer, indem sie behaupteten, daß die über unsre empfangenen Eindrücke gebildeten Urtheile stets ohnfehlbar wären. Die sinnlichen Eindrücke empfangen wir, aber nicht die Urtheile, diese bilden wir selbst.

Man bietet einem achtjährigen Kinde gefrornen Quark an. Es bringt den Löffel zum Munde, ohne zu wissen, was es ist. Da wird es von der Kälte afficirt und schreit: „Ach! das ist heiß!“ Es hat einen starken Eindruck empfunden, kennt aber keine stärkere Empfindung als Hitze und meint darum, jetzt davon

berührt zu werden. Indessen irrt es sich doch; das Stechende der Kälte thut weh, brennt aber keineswegs. Beide Empfindungen sind durchaus nicht einerlei, wer beide recht gefühlt hat, wird sie nie mit einander verwechseln. Also hat hier nicht die Empfindung getäuscht, sondern das Urtheil darüber.

Auf gleiche Weise verhält es sich auch, wenn man zum ersten Male einen Spiegel oder ein optisches Instrument betrachtet; wenn man mitten im Winter oder im heißesten Sommer in einen tiefen Keller tritt; wenn man mit einer sehr kalten oder sehr warmen Hand in laues Wasser fährt; wenn man mit den Spitzen zweier über einander geschlagener Finger über eine kleine Kugel hin und her fährt rc. — Gibt man nur den Eindruck, den man dabei empfindet, also das, was man durch die Sinne empfängt, so erscheint das Urtheil rein passiv und von einem Irrthum nicht die Rede. Allein beurtheilt man die Sache dem Scheine nach, so ist das Urtheil activ, es vergleicht, es statuirt, durch Folgerungen verleitet, Verhältnisse, die man in Wahrheit nicht wahrnimmt; alsdann täuscht man sich oder kann sich wenigstens täuschen. Um einen solchen Irrthum zu verbessern oder zu umgehen, bedarf es der Erfahrung.

Macht bei Nacht euren Zögling auf die Wolken aufmerksam, die zwischen ihm und dem Monde dahin eilen. Er wird wähnen, der Mond gleite in einer, der Bewegung der Wolken entgegengesetzten, Richtung vorüber, während diese selbst still ständen. Er wird durch eine voreilige Folgerung auf diese Meinung kommen, weil er wahrgenommen hat, daß in der Regel kleinere Körper eher als größere eine Bewegung machen; und die Wolken werden ihm viel größer erscheinen, als der Mond, da er dessen Entfernung nicht beurtheilen kann. Wenn er von einem dahin gleitenden Kahn aus das etwas entfernte Ufer betrachtet, so ver=

fällt er in den entgegengesetzten Irrthum, er glaubt, das Land dahin laufen zu sehen, weil er seine eigne Weiterbewegung nicht fühlt und ihm also Kahn und Wasser, und sein ganzer Gesichtskreis als etwas Unbewegliches vorkommt, wovon das vorübergleitende Ufer ihm nur als eine Partie erscheint.

Das erste Mal, wo ein Kind einen bis zur Hälfte in's Wasser gestellten Stab erblickt, findet es den Stab zerbrochen. Die Wahrnehmung ist richtig und bleibt richtig, auch wenn wir den Grund davon nicht einsehen. Fragt ihr darum das Kind, was es erblicke, so spricht es, einen zerbrochenen Stock. Es hat recht; denn ganz sicher nimmt es einen zerbrochenen Stock wahr. Allein ginge es, durch seine Urtheilskraft verleitet, weiter und behauptete nicht blos, einen zerbrochenen Stock wahrzunehmen, sondern auch, daß der Stock wirklich zerbrochen sei, so beginge es einen Fehler. Und warum das? Weil das Urtheil nun activ verfährt und nicht mehr blos auf die Anschauung sich stützt, sondern auf Folgerungen fortbaut und etwas behauptet, was es nicht wahrnimmt, gerade als ob das Urtheil, das sich nur auf einen Sinn stützt, durch einen andern Sinn bestätigt worden wäre.

Da alle unsre Irrthümer durch unser Urtheil entstehen, so ist es klar, daß, wenn wir nicht zu urtheilen hätten, auch kein Bedürfniß, etwas zu lernen, sich geltend machen würde. Wir würden uns denn auch in keiner Hinsicht täuschen; wir würden in unsrer Unwissenheit glücklicher sein, als wir es bei all' unserm Wissen sein können. Wer sollte leugnen, daß die Gelehrten nicht im Besitze von tausend Wahrheiten sind, die der Ungelehrte nie kennen lernen wird? Kommen aber darum die Gelehrten der Wahrheit näher? Im Gegentheil, sie entfernen sich mit jedem Schritte von ihr; weil nämlich die Eitelkeit, Urtheile zu fällen, noch weit mehr Progressen macht, als die Einsicht; jede Wahrheit

also, die erlernt wird, mit hundert irrigen Schlüssen erkauft wird. Es liegt klar am Tage, daß die gelehrten Gesellschaften Europa's nichts als öffentliche Lügeninstitute sind; und sicherlich existiren in der französischen Akademie der Wissenschaften mehr Irrthümer, als unter den gesammten Huronen-Volke.

Je mehr die Menschen wissen, um so mehr verfallen sie auf Irrthümer. Das einzige Mittel also, den Irrthum zu vermeiden, ist die Unwissenheit. Urtheilet nicht, und ihr werdet nie irren. Diesen Rath ertheilt uns Natur und Vernunft. Einige unmittelbare Verhältnisse abgerechnet, in denen die Außenwelt zu uns steht, deren Anzahl aber sehr gering ist, und die sehr leicht sinnlich wahrnehmbar sind, besitzen wir von Natur eine große Gleichgiltigkeit für alles Uebrige. Ein Wilder würde keinen Schritt thun, um die schönste Maschine im Gange zu sehen oder alle die wunderbaren Eigenschaften der Elektricität zu beobachten. „Was habe ich davon?" Das ist das Wort, was der Ungelehrte am meisten im Munde führt, dem Gelehrten aber recht nöthig wäre.

Unglücklicher Weise aber paßt diese Frage nicht mehr für unsre Zustände. Uns muß alles interessiren, seitdem wir von allem und jedem abhängen, und unser Forschungsgeist wächst nothwendiger Weise mit unsern Bedürfnissen. Darum lege ich dem Philosophen eine große Wißbegierde, dem Wilden eine große Gleichgiltigkeit bei. Der Wilde bedarf keines Menschen, der Philosoph der ganzen Welt, vor allem aber der Bewunderer.

Man wird mir entgegnen: „Du verläßt die Natur!" Ich glaube nicht. Die Natur wählt ihre Mittel, und regelt sie nicht nach dem Vorurtheile, sondern nach dem Bedürfnisse. Nun ändern sich die Bedürfnisse mit der Lage des Menschen. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem naturgemäß erzogenen Menschen, der im Stande der Natur lebt, und zwischen einem auf gleiche

Weise herangebildeten, der im Gesellschaftsverbande lebt. Emil ist kein Wilder, der in eine Wüstenei verwiesen worden wäre, er ist ein Wildling, der in der Stadt leben soll. Er muß in ihr seinen Unterhalt zu finden wissen, Nutzen von ihren Mitbewohnern zu ziehen und wenn auch nicht wie sie, doch wenigstens mit ihnen zu leben verstehen.

Weil er nun mitten unter so vielen neuen Verhältnissen, von denen er abhängen wird, wohl oder übel zu urtheilen gezwungen ist, so laßt uns darauf ausgehen, ihn richtig urtheilen zu lehren.

Die beste Methode, richtig urtheilen zu lernen, ist die, daß man sich bemüht, die Erfahrungen größtmöglichst zu vereinfachen, ja derselben ganz entbehren zu können, ohne deswegen in Irrthum zu gerathen. Hieraus geht hervor, daß, sobald wir längere Zeit hindurch die Verhältnisse, wie sie ein Sinn uns mittheilt, durch einen anderen Sinn haben bestätigen lassen, wir uns nun auch gewöhnen müssen, die Verhältnisse durch den Gebrauch eines einzigen Sinnes richtig zu beurtheilen, ohne unsre Zuflucht zu einem andern Sinne nehmen zu müssen. Dann wird jede sinnliche Wahrnehmung für uns zum Begriffe werden und dieser Begriff wird mit der Wirklichkeit stets einstimmen. Das ist die Mitgabe, mit der ich die dritte Altersstufe des menschlichen Lebens auszustatten beflissen bin.

Dies Verfahren erfordert eine Geduld und eine Umsicht, deren nur wenig Lehrer fähig sind, ohne die aber der Schüler nie urtheilen lernen wird. Wenn der Knabe z. B. sich rücksichtlich des scheinbar zerbrochenen Stabes betrog, so beeilt ihr euch, um ihm seinen Irrthum zu beweisen, den Stab aus dem Wasser zu ziehen. Ihr enttäuscht ihn vielleicht, allein was lehrt ihr ihn? Nichts, als was er bald von selbst würde gelernt haben. Ach! das ist es nicht, was man zu thun hat. Es handelt sich hier weniger darum,

ihm eine Wahrheit beizubringen, als davon, daß man ihm den Weg zeigt, den es einzuschlagen hat, um jeder Zeit hinter die Wahrheit zu kommen. Um ihn gründlicher zu unterrichten, darf man nicht mit dem Enttäuschen eilen. Man nehme Emil und mich zum Vorbilde.

Erstens wird jedes nach der gewöhnlichen Manier erzogene Kind auf die zweite der nachstehenden Fragen sogleich affirmativ antworten. Es wird sagen: Ja wohl ist es ein zerbrochener Stock. Ich bezweifle sehr, daß mir Emil dieselbe Antwort geben würde. Da er keinen Grund hat, gelehrt zu sein, oder zu erscheinen, so beeilt er sich auch nicht in seinen Urtheilen; er urtheilt erst, wenn die Sache klar vorliegt und er ist weit entfernt, in diesem Falle Klarheit zu finden, er, der recht gut weiß, daß unsere Urtheile des Scheins willen der Täuschung unterworfen sind, und hätte er dies auch nur durch die Perspective in Erfahrung gebracht.

Da er übrigens aus Erfahrung weiß, daß auch meine, nur leicht hingeworfen scheinenden Fragen stets etwas im Hintergrunde haben, wenn er es auch nicht sogleich durchschaut, so hat er sich nicht angewöhnt, ohne weiteres Nachdenken augenblicklich zu antworten. Im Gegentheil, er mißtraut sich, sammelt erst seine ganze Aufmerksamkeit und untersucht mit großer Sorgfalt, bevor er antwortet. Nie gibt er mir eine Antwort, die ihn nicht erst selbst befriedigt hätte, und er ist nicht leicht zufrieden zu stellen. Am Ende sind wir auch beide, er und ich, gar nicht so darauf bestürzt, hinter die Wahrheit von etwas zu kommen, wir wollen blos den Irrthümern ausweichen. Es würde uns bei weiten mehr Unruhe verursachen, wenn wir uns mit einem Grunde abfänden, der nicht haltbar wäre, als wenn wir gar keinen Grund gefunden hätten. „Ich weiß es nicht." Das ist eine Redensart, die uns beiden so geläufig ist und die wir so oft wiederholen, daß sie uns

gar nicht mehr schwer ankommt. Allein, sei es nun, daß ihm eine unbesonnene Antwort entschlüpfe oder daß er durch unser bequemes: „Ich weiß es nicht," ausweicht — immer bemerke ich darauf: „Nun, wir werden ja sehen, wir wollen die Sache untersuchen!"

Der halb unter Wasser befindliche Stab befindet sich in senkrechter Stellung. Um zu erfahren, ob er zerbrochen ist, wie es den Anschein hat, haben wir manches noch zu thun, bevor wir ihn aus dem Wasser ziehen, oder auch nur mit der Hand berühren.

1) Zuvörderst gehen wir rund um den Stab herum und bemerken, daß sich der Bruch stets nach uns hinkehrt. Also bewirkt unser Auge allein diese Veränderung, der Blick aber kann doch keinen Körper zerbrechen?

2) Wir visiren mit dem Auge in lothrechter Richtung von dem außerhalb des Wassers befindlichen Ende des Stockes auf demselben hinab. Nun erscheint er nicht mehr gekrümmt, das Ende an unserem Auge deckt genau das entgegengesetzte*).

3) Wir setzen die Oberfläche des Wassers in Bewegung, und bemerken, daß der Stab in mehrere Stücke zerbricht, in Zickzacken hin und her wogt und zwar darin genau den Schwankungen des Wassers folgt. Sollte die Bewegung, die wir dem Wasser geben, vermögend sein, den Stab zu brechen, aufzuweichen, in Fluß zu bringen?

4) Wir lassen das Wasser ablaufen, und bemerken, daß der

---

*) Ich habe später durch eine ganz genaue Beobachtung das Gegentheil gefunden. Die Strahlenbrechung wirkt zirkelförmig und das Ende des Stocks, das sich im Wasser befindet, erscheint weit stärker als das außerhalb des Wassers befindliche Ende. Allein diese Abweichung beeinträchtigt meine Darlegung nicht und die Folgerung ist nichts desto weniger richtig.

Stab, so wie er nach und nach aus dem Wasser hervortritt, auch seine gerade Fläche wieder erhält. — Ist das nun nicht mehr als hinreichend, um das Factum zu beleuchten und auf die Lichtbrechung zu kommen? Es ist also nicht wahr, daß uns unser Auge täuscht, denn wir haben ja blos das Auge nöthig, um die Irrthümer zu berichtigen, die wir ihm Schuld geben.

Angenommen, das Kind sei so stüpid, daß es das Resultat von diesen Versuchen nicht einzusehen vermöchte; dann muß man den Tastsinn zur Unterstützung des Gesichts herbeirufen. Anstatt den Stab aus dem Wasser zu ziehen, lasse man ihn in dieser Stellung und das Kind fahre mit der Hand an demselben hinunter, es wird keinen Winkel fühlen, und der Stab ist darum nicht gebrochen.

Ihr werdet einwerfen, hier ist nicht mehr die Rede von einzelnen Urtheilen, sondern von förmlichen Schlüssen. Allerdings; seht ihr denn aber nicht ein, daß, wenn der Geist einmal in die Welt der Begriffe eingetreten ist, jedes Urtheil ein Schlußsatz ist? Jede sinnliche Wahrnehmung, sobald sie in uns zum Bewußtsein kommt, ist ein Heischesatz, ein Urtheil. Vergleicht man aber eine Wahrnehmung mit der andern, so macht man einen Schluß. Die Kunst zu urtheilen und die Kunst zu schließen ist genau dieselbe. — Emil wird entweder nie die Dioptrik erlernen, oder er möge sie an diesem Stabe lernen. Insekten wird er nie zergliedert, die Sonnenflecke nie gezählt haben, er wird nicht wissen, was ein Mikroskop oder ein Teleskop ist. Eure gelehrten Zöglinge möchten sich vielleicht über seine Unwissenheit lustig machen; sogar nicht mit Unrecht; denn ehe er sich dieser Instrumente bedienen darf, beabsichtige ich, sie ihm erfinden zu lassen und ihr seht wohl selbst ein, daß es damit nicht so geschwind geht.

Dies ist das Wesentliche meiner Methode in dieser Periode.

Staatliche Bibliothek Passau

Läßt das Kind eine kleine Kugel zwischen zwei über einander gelegten Fingerspitzen hin- und herrollen, und glaubt zwei Kugeln zu fühlen, so gestatte ich ihm nicht eher hinzublicken, bis es sich anderweit überzeugt hat, daß es nur eine sei.

Diese Erläuterungen werden hoffentlich hinreichen, um die Fortschritte, welche der Geist meines Zöglings bis jetzt gemacht hat, genau zu bezeichnen und den Weg anzugeben, auf dem dieser Fortschritt erfolgt ist. Aber man ist vielleicht vor der Masse Dinge erschrocken, die ich an dem Kinde habe vorübergehen lassen. Ihr fürchtet, daß ich seinen Geist unter dieser Masse Kenntnisse erdrücke? Ganz das Gegentheil; ich lehre ihn vielmehr diese Kenntnisse entbehren, als sie kennen lernen. Ich zeige ihm den Weg, auf welchem die Wissenschaft bequem zur Wahrheit führt. Aber er ist lang, unendlich lang und kann nur ganz in Muße weiter verfolgt werden. Ich lasse ihm die ersten Schritte thun, um den Eingang kennen zu lernen; aber ich erlaube ihm nicht, weiter zu gehen.

Gezwungen sich selbst zu unterrichten, bedient er sich seiner Vernunft, und nicht der eines Andern; denn um der vorgefaßten Meinung keinen Spielraum zu lassen, muß man auch der Autorität kein Gewicht geben und der größte Theil unsrer Irrthümer rührt mehr von Andern, als von uns selbst her. Durch diese beständige Uebung muß eine Kraft des Geistes erzielt werden, die der gleichkommt, die wir dem Körper durch angestrengte Arbeit geben. Ein anderer Vortheil besteht darin, daß der Schüler genau im Verhältnisse mit seinen Kräften vorwärts schreitet. Der Geist verträgt, so gut wie der Körper, nur so viel, als er zu tragen vermag. Eignet sich der Verstand die Dinge eher an, bevor sie dem Gedächtnisse übergeben werden, so ist auch alles, was er daraus herleitet, sein Eigenthum; anstatt, daß man, wenn das Gedächtniß ohne die Theilnahme des Verstandes vollgestopft wird, sich der

Gefahr aussetzt, nie etwas daraus zu gewinnen, was man sein eigen nennen dürfte.

Emil hat wenig Kenntnisse, aber die, welche er hat, sind auch wirklich sein. Er weiß nichts halb. Von dem wenig umfangreichen Wissen, das er besitzt und zwar vollkommen besitzt, ist das Bedeutendste, daß er weiß, es gebe noch viel, wovon er keine Wissenschaft habe, daß aber eine Zeit kommen werde, wo er damit vertraut sein könne, ferner, daß es noch weit mehr gäbe, wovon andere Menschen Kenntniß hätten, und wovon er in seinem Leben nichts kennen lernen werde und daß es endlich eine unermeßliche Zahl anderer Gegenstände gebe, wovon kein Mensch je Kenntnisse erlangen dürfte. Er hat einen universellen Geist, nicht rücksichtlich seiner Einsichten, sondern rücksichtlich des Vermögens, sich Einsichten in alles zu erwerben, einen offenen Geist, einen einsichtsfähigen, einen allgeschickten und wie Montagne sagt, zwar nicht gelehrten, aber doch gelehrigen Geist. Ich begnüge mich damit, daß er das: „Wozu dient es?" bei allem, was er thut, herausfinde und das: „Warum?" bei allem, was er für wahr hält. Denn, noch einmal, mein Streben ist nicht darauf gerichtet, Kenntnisse zu geben, sondern ihn zu befähigen, für die Nothdurft welche zu erwerben, ihn sie genau nach ihrem Werthe beurtheilen zu lassen, ihm die Wahrheit über alles theuer zu machen. Bei dieser Methode kommt man freilich langsam vorwärts, aber man thut auch nie einen unnützen Schritt und ist nie genöthigt, einen Rückschritt zu thun.

Emil hat blos Naturkenntnisse, rein physikalische. Er kennt selbst den Namen Geschichte nicht, auch weiß er nicht, was Physik und Moral ist. Er kennt die wesentlichen Beziehungen des Menschen zu den Dingen, aber keineswegs die moralischen Verhältnisse des Menschen zum Menschen. Er versteht nur im geringen Grade

seine Ideen zu verallgemeinern, nur sehr wenig, zu abstrahiren. Er kennt die gemeinsamen Eigenschaften gewisser Körper, ohne über diese Eigenschaften an sich zu philosophiren. Er hat mittelst der geometrischen Figuren Begriff von dem abstracten Raume, sowie durch die Chiffren in der Algebra von der abstracten Größe. Diese Figuren und diese Zeichen sind die Träger seiner abstracten Begriffe, auf sie stützen sich seine Sinne. Er versucht es nicht, die Dinge ihrer Natur nach kennen zu lernen, sondern blos nach den Verhältnissen, die in seinem Horizonte liegen. Er beurtheilt das, was ihm fremd ist, nur nach dessen Beziehung zu sich; doch ist diese Abschätzung genau und sicher. Was auf Phantasie, auf Zusammenstellungen beruht, mischt sich nicht mit ein. Was ihm am nützlichsten ist, ist ihm das Wichtigste, und da er von dieser Art der Beurtheilung nie abweicht, so existirt auch die vorgefaßte Meinung für ihn gar nicht.

Emil ist arbeitsam, mäßig, geduldig, fest, muthvoll. Seine Einbildungskraft, die durchaus nicht in Flammen steht, vergrößert ihn niemals die Gefahren, er ist wenig empfindlich bei Uebeln, er weiß mit Standhaftigkeit zu leiden, weil er nie gegen das Schicksal sich aufzulehnen gelernt hat. Den Tod anlangend, so weiß er fürwahr noch nicht, was derselbe ist; aber da er gewohnt ist, sich ohne Widerstand dem Gesetze der Nothwendigkeit zu fügen, so wird er, sobald er einmal sterben muß, ohne Seufzen und ohne Widerstreben, sich dem Tode hingeben; und das heißt doch wohl alles, was die Natur in diesem von Allen verabscheuten Augenblicke zuläßt. Frei leben und wenig an irdischen Dingen hängen, das ist das beste Mittel, sterben zu lernen.

Mit einem Worte, Emil hat von der Tugend alles, was Bezug auf ihn selbst hat. Um auch die gesellschaftlichen Tugenden zu besitzen, fehlt ihm blos die Kenntniß der Verhältnisse, die diese

Tugenden erheischen; also einzig und allein die Einsichten, die aber sein Geist sich anzueignen vollkommen vorbereitet ist.

Er betrachtet sich ohne Rücksicht auf Andere, und findet es recht, daß sich Andere auch nicht um ihn bekümmern. Er verlangt nichts von Andern, und glaubt Niemand etwas schuldig zu sein. Er steht allein in der menschlichen Gesellschaft; er rechnet nur auf sich allein. Er hat auch mehr Recht, als ein Anderer, auf sich allein zu rechnen, weil er wirklich das ganz ist, was man in seinem Alter sein kann. Er hat keine Irrthümer, oder höchstens nur die, welche unvermeidlich sind; er hat keine Fehler, oder blos die, gegen welche sich kein Mensch verwahren kann. Er hat einen gesunden Körper, gewandte Glieder, einen gesunden, vorurtheilsfreien Geist, ein freies und leidenschaftloses Herz. Die Selbstliebe, die erste und allernatürlichste Leidenschaft, ist noch kaum erwacht. Ohne die Ruhe irgend Jemandes zu stören, hat er zufrieden, glücklich und frei gelebt, so viel nur die Natur es gestattete. Findet ihr nun, daß ein Kind, das auf diese Weise funfzehn Jahre durchlebt hat, die verflossene Zeit verloren habe?

Viertes Buch.

Wie schnell gleiten wir doch über diese Erde hin! Das erste Viertel des Lebens ist verflossen, bevor wir es noch zu gebrauchen wissen. Das letzte Viertel verfließt ebenfalls, während man schon aufgehört hat, es zu genießen. Anfänglich verstehen wir nicht zu leben, bald nachher können wir nicht mehr leben und in der Zwischenzeit, die diese beiden nutzlosen Endpunkte scheidet, gehen drei Viertel der Zeit, die uns zum Leben bleibt, durch Schlaf, Arbeit, Schmerz, Hindernisse, Mühseligkeiten aller Art verloren. Das

Leben ist kurz, nicht sowohl hinsichtlich der kurzen Zeit, die es dauert, als vielmehr weil uns von dieser kurzen Zeit fast gar keine bleibt, um es zu genießen. Der Augenblick des Todes mag von dem Augenblicke der Geburt auch noch so weit abliegen, das Leben ist doch stets viel zu kurz, wenn dieser Zeitraum schlecht ausgefüllt wird.

Wir werden gewissermaßen zweimal geboren. Einmal zum Dasein, das anderemal zum Leben. Einmal für die Menschengattung, das anderemal für das verschiedene Geschlecht, dem wir angehören. Diejenigen, welche das Weib einen unvollkommenen Mann nennen, haben ohne Zweifel unrecht; doch die äußere Aehnlichkeit spricht für sie. Bis in das Alter der Mannbarkeit sind zwischen Kindern beiderlei Geschlechts wenig unterscheidende Merkmale sichtbar; einerlei Physiognomie, einerlei Gestalt, einerlei Teint, einerlei Stimme, alles ist gleich. Die Mädchen sind Kinder, die Knaben sind Kinder, und dieser eine Name ist für so ganz ähnliche Wesen ausreichend. Die männlichen Individuen, bei denen die weitere Entwickelung des Geschlechts verhindert wird, behalten diese Gleichförmigkeit Zeitlebens, bleiben stets große Kinder. Die Individuen weiblichen Geschlechts, die diese Gleichförmigkeit nie ablegen, scheinen darum, in vieler Rücksicht nie etwas anderes zu werden.

Aber der Mann überhaupt ist nicht geschaffen, für immer Kind zu bleiben. Er tritt in der von der Natur festgesetzten Zeit aus diesem Zustande heraus. Dieser entscheidende Augenblick ist zwar sehr kurz, aber von einem andauernden Einflusse.

Gleichwie das Grollen des Meeres dem Sturme lange vorangeht, so wird auch diese ungestüme Veränderung durch das Murmeln der erwachenden Leidenschaften angekündigt. Eine dumpfe Gährung verkündigt das Nahen der Gefahr. Veränderung der

Gemüthsstimmung, häufige Aufwallungen, eine beständige Bewegung des Geistes machen fast einen Unband aus dem Kinde. Es wird taub gegen die Ermahnungen, auf die es zuvor achtete; es ist ein Löwe in seiner Brust, es verkennt seinen Führer, es mag sich nicht mehr leiten lassen.

Zu den moralischen Zeichen einer veränderten Gemüthsstimmung gesellen sich sichtbare Veränderungen in der Gestalt. Die Physiognomie entwickelt sich und bekommt Ausdruck. Der weiche und spärliche Flaum, der an seinem Kinn keimt, bräunt sich und wird stärker. Seine Stimme schlägt um, oder vielmehr verliert sich. Er ist weder Kind noch Mann, er kann den Ton weder des einen noch des andern treffen. Seine Augen, dieser Spiegel der Seele, die bisher nichts gesagt haben, erhalten Sprache und Ausdruck; ein wachsendes Feuer belebt sie, ihre Blicke sind lebendig, zwar noch voll heiliger Unschuld, haben aber die vorige Einfalt nicht mehr. Der Knabe fühlt bereits, daß sie viel sagen könnten, er beginnt darum, sie niederzuschlagen und zu erröthen. Er fühlt nunmehr schon, ohne zu wissen, was er fühlt, er ist unruhig, ohne Ursache zu haben. Alles dies kann nur allmählig sich einstellen und euch noch Zeit gestatten. Wenn aber seine Geduld in feuriges Ungestüm übergeht, wenn er jetzt auffährt und gleich darauf wieder zärtlich wird, wenn er ohne Ursache Thränen vergießt, wenn in der Nähe derer, die ihm gefährlich werden können, sein Puls sich belebt, sein Auge sich entflammt, wenn die Hand eines weiblichen Wesens, die auf der seinen ruht ihn fieberhaft durchzuckt, wenn er in solcher Nähe in Verwirrung geräth und schüchtern wird: Ulysses! weiser Ulysses! sei auf deiner Hut! die Schläuche, die du sorgfältig verschlossen hieltest, sind nun eröffnet, die Winde sind schon herausgelassen; nun keinen Augenblick mehr vom Steuer, oder es ist Alles verloren!

Dies ist die zweite Geburt, von der ich gesprochen habe. Hier wird der Mensch wirklich zum Leben geboren und nichts menschliches ist ihm fremd. Bisher ist unsere Sorgfalt nur ein Kinderspiel gewesen, jetzt aber beginnt sie von großer Wichtigkeit zu werden. Diese Epoche, wo man gewöhnlich die Erziehung beendigt, ist recht eigentlich die, wo die unsrige beginnen soll. Um aber diesen neuen Plan genau auseinander setzen zu können, müssen wir rücksichtlich der Dinge, die mit diesem Zeitraume in Verbindung stehen, etwas weiter ausholen.

Unsere Leidenschaften sind die vornehmsten Werkzeuge unserer Erhaltung. Darum ist es ein eben so eitles als lächerliches Beginnen, sie ausrotten zu wollen. Das heißt, die Natur zurecht weisen, das Werk Gottes verbessern. Hätte Gott zu dem Menschen gesagt, er sollte die Leidenschaften abtödten, die er ihm doch gegeben, so würde Gott wollen und auch nicht wollen, er würde sich widersprechen. Niemals hat er dieses widersinnige Gebot gegeben, es findet sich nichts dergleichen in das menschliche Herz geschrieben, und was Gott von den Menschen verlangt, das läßt er ihm nicht durch einen Andern sagen, das sagt er ihm selbst, das hat er tief in seine Brust geschrieben.

Aber den, der das Entstehen der Leidenschaften hindern wollte, würde ich für eben so thöricht ansehen, als den, der sie abtödten wollte, und die, welche der Meinung sein dürften, daß ich dies bisher beabsichtigte, hätten mich sicher ganz falsch verstanden.

Allein wäre es wohl denkrichtig, zu schließen, daß alle Leidenschaften, welche wir in uns fühlen und an andern wahrnehmen, etwas natürliches seien, weil es in der Natur des Menschen liegt, Leidenschaften an sich zu haben? Ihre Quelle ist natürlich, das ist richtig; aber tausend wilde Wasser haben sie angeschwellt; sie sind ein großer Strom, der ohne Unterlaß steigt, indem man kaum

einige Tropfen seine ursprüngliche Quelle antrifft. Unsere natürlichen Leidenschaften sind sehr beschränkt; sie sind die Werkzeuge unserer Freiheit, sie beabsichtigen unsere Erhaltung. Alle die, die uns zu Sclaven machen und uns aufreiben, sind fremdartiger Beschaffenheit. Die Natur gibt sie uns nicht, wir eignen sie uns zum Nachtheile der Natürlichkeit an.

Die Quelle unserer Leidenschaften, der Ursprung und die Basis aller andern, die einzige, die mit dem Menschen geboren wird und ihn nie verläßt, so lange er lebt, ist die Selbstliebe. Es ist die ursprüngliche, die angeborene Leidenschaft, die allen anderen vorangeht, von der alle anderen gewissermaßen nur Modifikationen sind. Und in diesem Sinne sind denn, wenn man will, alle Leidenschaften natürlich. Allein der größte Theil dieser Modifikationen hat fremde Ursachen, ohne welche sie nie zum Vorschein kommen würden; aber gerade diese Modifikationen sind uns schädlich, statt vortheilhaft, sie wandeln das ursprüngliche Objekt um und kehren sich gegen ihre Basis. Alsdann erscheint der Mensch aus der Natur herausgetreten und geräth in Widerspruch mit sich selbst.

Die Selbstliebe ist nie schädlich und streitet durchaus nicht mit dem Gesellschaftsverbande. Wenn jedem Einzelnen seine eigne Erhaltung insbesondere obliegt, so ist und soll auch seine erste und wichtigste Sorge sein, ohne Unterlaß auf seine Erhaltung zu denken; und wie könnte er dieselbe überwachen, wenn er sich nicht auf's Höchste dafür interessirte?

Wir müssen demnach Liebe zu uns selbst haben, um uns zu erhalten; wir müssen uns sogar mehr lieben, als alles andere; als unmittelbare Folge dieses Gefühls, lieben wir auch alles, was zu unserer Erhaltung beiträgt. Jedes Kind hängt an seiner Amme. Romulus mußte sich zu der Wölfin hingezogen fühlen, die ihn

gesäugt hatte. Diese Zuneigung ist anfänglich rein mechanisch. Was das Wohlsein eines Individuums befördert, erweckt dessen Zuneigung, was diesem Wohlsein widerstrebt, stößt das Individuum ab. Das ist bewußtloser Naturtrieb. Allein die offenbare Absicht, uns zu schaden oder zu nutzen, verwandelt diesen Instinkt in Gefühl, die Neigung in Liebe, die Abneigung in Haß. Die unempfindlichen Wesen, die nur dem Impulse folgen, welchen man ihnen gibt, können keine Leidenschaft einflößen: aber die Wesen, von denen man ihrer innern Beschaffenheit, ihres Willens zu Folge, entweder Gutes oder Böses zu erwarten hat, die wir aus freiem, selbst eigenen Entschlusse für oder gegen uns auftreten sehen, diese flößen uns dasselbe Gefühl ein, das sie gegen uns durchblicken lassen. Was uns nützlich ist, das suchen wir auf; wer uns aber seine Dienste anbietet, den lieben wir. Was uns schadet, das fliehen wir; aber wer uns zu schaden beabsichtigt, den hassen wir.

Das erste Gefühl eines Kindes ist Liebe zu sich selbst. Das zweite, das durch das erste hervorgerufen wird, ist die Liebe zu denen, die ihm nahe stehen; denn in dem Zustande der Ohnmacht, in welchem es sich befindet, beschränkt sich seine Bekanntschaft mit der Welt nur auf Personen, sofern sie ihnen Beistand und Sorgfalt beweisen. Anfänglich ist die Neigung des Kindes zu seiner Amme und seiner Wärterin nur Gewohnheit. Das Kind sehnt sich nach ihnen, weil es ihrer bedarf, und weil es sich wohlbefindet, wenn es um dieselben ist, es ist mehr eine Bekanntschaft mit ihnen, als ein begründetes Wohlgefallen an ihnen. Es gehört noch mancher Zeitabschnitt dazu, bevor das Kind begreift, daß diese Leute ihm nicht nur nützlich sind, sondern auch den Wunsch im Herzen tragen, dies zu sein. Dann erst fängt es an, sie zu lieben.

Ein Kind ist also von Natur zu freundlicher Hingebung an

Andere geneigt, weil es bemerkt, daß Alle, die mit ihm in Berührung kommen, beflissen sind, ihm beizustehen und weil es sich durch diese Erfahrung eine freundliche Gesinnung gegen seines Gleichen angewöhnt. In dem Maaße aber, als sich seine Verhältnisse, seine Bedürfnisse, seine active und passive Abhängigkeit vervielfältigen, wird ihm erst der Gedanke seiner Stellung zu Andern klar und es treten die Gefühle des Verpflichtetseins und der Bevorzugung vor die Seele. Jetzt wird das Kind herrisch, eifersüchtig, betrügerisch, rachgierig. Beugt man es unter den Gehorsam und es sieht den Nutzen dessen, was man ihm befiehlt, nicht ein, so schreibt es den Befehl dem Eigensinne und der absichtlichen Quälerei zu, und wird widerspenstig. Unterwirft man sich selbst dem Kinde, so erblickt es in Allem, wo es Widerstand findet, eine Auflehnung, ein absichtliches Widerstreben, es schlägt Stuhl und Tisch, wenn sie ihm nicht zu Willen sind. Die Selbstliebe, die sich nur auf uns selbst zurückbezieht, ist zufrieden, wenn unsere wirklichen Bedürfnisse gestillt sind; aber die pure Eigenliebe, die stets Vergleichungen anstellt, ist niemals zufrieden und kann dies auch nicht sein, weil dieses Gefühl, indem es uns Andern vorzieht, fordert, daß auch Andere uns vorziehen sollen; und das ist doch unmöglich. Man sehe hier, wie die zarten und einnehmenden Leidenschaften aus der Selbstliebe entstehen, die gehässigen und zornglühenden Leidenschaften hingegen aus der Eigenliebe. Das, was also den Menschen wahrhaft gut macht, besteht darin, wenig Bedürfnisse zu haben, und sich mit andern zu vergleichen. Das, was ihn wesentlich schlecht macht, besteht darin, viel Bedürfnisse zu haben und beständig am Vorurtheile zu kleben. Diesem obersten Grundsatze zu Folge läßt sich leicht einsehen, wie man alle Leidenschaften des Kindes oder des Mannes die Richtung auf das Gute oder das Böse geben könne. Es ist wahr, so lange die

Menschen nicht stets gesondert von einander leben können, werden sie unmöglich auch immer gut sich zeigen, ja es wird diese Unmöglichkeit sogar mit der Vermehrung ihrer gegenseitigen Verbindung untereinander wachsen, und vorzüglich in diesem Stücke verlangen die Gefahren des geselligen Lebens durchaus Geschick und Sorgfalt, um in dem menschlichen Herzen der Verderbniß vorzubeugen, die aus der Masse neuer Bedürfnisse erwächst.

Das zuträglichste Studium für den Menschen, ist das Studium seiner Verhältnisse. So lange er nur die physische Seite seines Wesens kennt, ist es an ihm, seine Verhältnisse zu den Dingen zu studiren: und das ist das Werk seiner Kindheit: wenn er aber anfängt, die moralische Seite seines Wesens herauszufühlen, dann muß er seine Verhältnisse zu den Menschen studiren: das ist das Geschäft seines ganzen Lebens von dem Punkte an, bis zu welchem wir gegenwärtig gekommen sind.

Sobald der Mensch eine Gefährtin nöthig hat, steht er nicht mehr als Einzelwesen da, sein Herz gehört ihm nicht mehr allein. Alle Beziehungen zu seiner Gattung, alle Empfindungen seiner Seele werden mit diesem Bedürfnisse erzeugt. Seine erste Leidenschaft bringt bald alle anderen in Gährung.

Der Trieb der Natur neigt sich nach keinem bestimmten Gegenstande hin. Ein Geschlecht fühlt sich nur im Allgemeinen durch das andere angezogen, das ist natürliche Neigung. Die persönliche Wahl aber, das Vorziehen und sich an Jemand bestimmtes ketten, ist das Werk der Einsichten, der Vorurtheile, der Gewohnheit: Es sind Zeit und Kenntnisse erforderlich, um der Liebe fähig zu werden: man liebt nicht, bevor man nicht geurtheilt, man bevorzugt etwas nicht eher, bis man Vergleichung angestellt hat. Diese Urtheile bilden sich, ohne daß wir es gewahr werden, sie sind deswegen aber nichts desto weniger richtig. Die wahre Liebe wird

stets, was man auch immer sagen mag, bei den Menschen in Ehren stehen. Denn mag uns ihr Ungestüm auch irre führen, mag sie aus dem Herzen, welches liebt, nicht alle hassenswerthe Eigenschaften verbannen, ja selbst dergleichen in dem Herzen hervorrufen, immer setzt sie doch achtungswerthe Eigenschaften voraus, ohne die man ja gar nicht im Stande wäre, Liebe zu fühlen. — Die getroffene Wahl erklärt man mit der Vernunft im Widerspruche, und doch geht sie von ihr aus. Man hat die Liebe mit verbundenen Augen abgebildet, weil sie viel schärfere Augen hat, als wir selbst, und Beziehungen findet, die wir nicht gewahr werden. Für einen, der keinen Begriff von Verdienst und Schönheit hätte, würde jede Frau gleich gut sein und die erste, die ihm aufstieße, würde allezeit ihm auch die liebenswürdigste. Anstatt darum die Liebe als eine natürliche Neigung zu erklären, erscheint sie vielmehr als Regung, als Zaum für den Naturtrieb; denn mit Ausnahme des geliebten Gegenstandes wird durch sie ein Geschlecht für das andere kalt.

Den Vorzug, den wir geben, verlangen wir auch wieder, die Liebe muß gegenseitig sein. Wer geliebt sein will, muß sich liebenswürdig machen; wer bevorzugt sein will, muß sich liebenswürdiger machen, als ein Anderer, liebenswürdiger als jeder Andere, zum wenigsten in den Augen des von ihm geliebten Gegenstandes. Dahin zielen die ersten Blicke auf unseres Gleichen, dahin die ersten Vergleichungen mit ihnen, dahin Nacheiferung, die Mitbuhlschaft, die Eifersucht. Das Herz, das von Gefühl überströmt, theilt sich gern mit; aus dem Verlangen nach einer Geliebten entsteht bald das Verlangen nach einem Freunde. Wer das süße Gefühl, geliebt zu werden, kennt, möchte von aller Welt geliebt sein; aber wenn Alle bevorzugt zu werden verlangen, muß es viele Unzufriedene geben. Mit der Liebe und Freundschaft entstehen

Mißverständnisse, Feindschaft, Haß. Aus dem Schooße so vieler mannichfacher Leidenschaften sehe ich die vorgefaßte Meinung einen unerschütterlichen Thron sich aufbauen, sehe die thörigten Sterblichen ihrer Herrschaft gehorchen und ihre eigene Existenz von den Urtheilen Anderer abhängig machen.

Dehnt diese hingestreuten Ideen weiter aus, und ihr werdet finden, auf welche Weise die Eigenliebe in uns die Gestalt gewinnt, die wir für eine Gabe der Natur halten; werdet sehen, wie die Selbstliebe, sobald sie aufhört, ein Gefühl an sich zu sein, bei starken Gemüthern in Stolz, bei kleinen Seelen in Eitelkeit übergeht, bei allen aber auf Unkosten des Nebenmenschen sich erhält. Da jedoch von dieser Art Leidenschaften in des Kindes Herzen noch kein Keim sich vorfindet, so kann dieselbe auch nicht durch sich selbst emporwachsen; sondern wir Menschen selbst pflanzen sie in die Herzen der Kinder und wenn sie je Wurzel schlagen, so ist dies nur unsere Schuld. Allein mit dem Herzen des Jünglings ist dies eine andere Sache. Hier werden sie entstehen, was wir auch immer dagegen thun. Es ist also an der Zeit, eine andere Methode anzunehmen.

Wir wollen mit einem Paar wichtigen Bemerkungen über den Wendepunkt, von dem hier die Rede ist, beginnen. Der Uebergang von der Kindheit zur Mannbarkeit ist von der Natur nicht so scharf bestimmt, daß er nicht bei einzelnen Personen nach den Temperamenten, bei ganzen Völkern nach dem Klima verschieden sein sollte. Jedermann kennt die beobachteten Verschiedenheiten, die hinsichtlich dieses Punktes zwischen den heißen und kalten Ländern stattfinden und jeder weiß auch, daß hitzige Temperamente sich schneller entwickeln, als andere. Aber über die Ursachen kann man sich täuschen und oft physischen Veranlassungen unterschieben, was moralischen beizumessen ist. Es ist dies ein sehr oft vorkom-

mender Mißgriff der Philosophie unserer Zeit. Die Belehrungen, welche die Natur gibt, schreiten zaudernd und langsam vor; der Unterricht aber, der von Menschen ausgeht, wird fast stets übereilt. In ersterem Falle wecken die Sinne unsere Einbildungskraft, im zweiten erregt die Einbildungskraft unsere Sinne, und legt ihnen eine vorzeitige Thätigkeit bei, welche durchaus Entkräftigung derselben zur Folge haben muß, von vorn herein nur Individuen schwächt, in die Länge aber die ganze Gattung entnervt. Nach einer Beobachtung, die sich auf allgemeinere und gewissere Grundlage stützt, als der Einfluß des Klima's bietet, tritt die Mannbarkeit und das Geschlechtsvermögen bei gebildeten und civilisirten Völkern jeder Zeit weit früher ein, als bei ungebildeten und rohen Völkern[1]). Die Kinder besitzen einen ganz eigenthüm-

1) „In den Städten — sagt Büffon — und in wohlhabenden Familien treten die Kinder, die man an einen Ueberfluß von allzunährenden Speisen gewöhnt, weit eher in den Zustand der Mannbarkeit, als die Kinder der Landleute und des armen Volkes, die später reifen, weil sie mit geringer Kost und kärglich genährt werden. Sie bedürfen darum zwei bis drei Jahre mehr Zeit. (Vgl. Naturgesch. 1. Thl. 2. Bd. S. 229.) — Ich unterschreibe diese Beobachtung, aber nicht die Erklärung derselben, weil da, wo der Bauer sehr gut und viel ißt, wie im Walliserlande und selbst in einigen Gebirgsgegenden Italien's, wie in Friaul, die Epoche der Mannbarkeit bei beiden Geschlechtern dennoch ganz auf gleiche Weise weit später eintritt, als in Mitten der Städte, wo man oft, zur Befriedigung der Eitelkeit, eine überaus große Diät im Essen beobachtet, da die meisten, wie das Sprichwort sagt, mehr auf den Kragen, als auf den Magen Rücksicht nehmen. Man erstaunt, wenn man in diesen Gebirgen Bursche erblickt, groß und stark wie die Männer, aber noch mit weicher Stimme und bartlosem Kinne, und hochgewachsene Mädchen, mit ausgebildeten Formen, doch ohne das gewisse periodische Anzeigen ihres Geschlechts. Diese Verschiedenheit kommt, wie mir es scheint, einzig und allein daher, daß bei der Einfalt ihrer Sitten die

lichen Scharfsinn, um das Narrenspiel zu durchschauen, das man mit der Wohlanständigkeit in der Absicht treibt, die Sittenlosigkeit zu verdecken. Die gesuchte Sprache, die man ihnen in den Mund legt, die Lehren des Anstandes, die man ihnen gibt, der geheimnißvolle Schleier, den man über ihre Augen sich zu hängen bemüht, dies alles spornt nur ihre Neugierde. Auf die Art, wie man sich dabei benimmt, leuchtet es ein, daß man sie gerade das lehrt, was man ihnen verbergen möchte; und in keinem Stücke, das man sie lehrt, kommen sie so weit, als gerade hierin.

Zieht die Erfahrung zu Rathe, und ihr werdet einsehen, bis wie weit diese unsinnige Methode das Walten der Natur übereilt und das Temperament zu Grunde richtet. Es ist dies eine der hauptsächlichsten Ursachen, warum in Städten die Racen ausarten. Die jungen Leute werden frühzeitig erschöpft, bleiben klein, schwächlich, übel gebaut, altern anstatt zu erstarken, gerade wie der Weinstock, der schon im Frühlinge Früchte bringen muß, verwelkt und abstirbt, ehe der Herbst kommt.

Man muß unter unpolirten und einfachen Leuten gelebt haben, um zu wissen, bis zu welchen Jahren eine glückliche Unwissenheit die Unschuld der Jugend auszudehnen vermag. Es ist ein Schauspiel, das Rührung und Lächeln zugleich abnöthigt, wenn man dort beide Geschlechter der Sicherheit ihrer Herzen überlassen sieht, wie sie die naiven Spiele der Kindheit auch über die Blüthe der Jahre und der Schönheit hinein ausdehnen und wie sich selbst bei ihrer Vertraulichkeit die Unschuld ihrer Freuden zeigt. Verheirathet sich endlich diese liebenswürdige Jugend, so schenken sich die beiden Eheleute einander gegenseitig ihre Erstlingsschaft,

---

Einbildungskraft weit länger ruht und schlummert, ihr Blut weit später in Wallung bringt, und ihr Temperament nicht so frühzeitig weckt.

und sind sich nur um so werther. Eine Menge gesunder und kräftiger Kinder werden das Unterpfand eines unwandelbaren Bundes und die Früchte der Keuschheit ihrer frühern Jahre.

Wenn der Zeitpunkt, zu welchem der Mensch sich seines Geschlechts bewußt wird, sich eben sowohl durch den Einfluß der Erziehung, als durch die Wirksamkeit der Natur verschieben läßt, so geht daraus hervor, daß man diesen Zeitpunkt beschleunigen und verzögern kann, je nachdem man die Kinder erzieht. Und wenn nun der Körper je nach dem Maaße der Verzögerung oder Beschleunigung der Fortbildung, gewinnt oder verliert, so folgt wiederum daraus, daß, jemehr man sich der Verzögerung befleißigt, der junge Mensch desto mehr an Feuer und Stärke gewinnt. Ich spreche hier blos von den physischen Resultaten, man wird aber bald sehen, daß die Sache sich nicht darauf beschränkt.

Diese Bemerkungen geben mir zugleich die Beantwortung der oft aufgeworfenen Frage an die Hand, ob es nämlich räthlich sei, die Kinder frühzeitig mit den Gegenständen bekannt zu machen, auf die ihre Neugierde gerichtet ist, oder ob es besser sei, ihnen auf eine gute Manier ein X für ein U vorzumachen? Ich meiner Seits bin der Meinung, es dürfe keins von beiden geschehen. Erstlich wandelt Kindern eine solche Neugier gar nicht an, wenn man nicht Veranlassung dazu wird. Man muß also sorgen, daß sie nicht neugierig werden. Zweitens, man ist ja gar nicht gezwungen, immer zu antworten, also ist es auch nicht nöthig, die Frager zu täuschen. Besser ist es, ihnen Schweigen aufzulegen, als durch Lügen zu antworten. Drittens, nimmt man zum Antworten seinen Ausweg, so geschehe dies mit der größten Einfachheit, ohne Mystification, ohne Verlegenheit, ohne nur den Mund zu verziehen. Es ist weit weniger Gefahr dabei, die Neugierde der Kinder zu befriedigen, als sie zu spannen.

Unsere Antwort sei stets ernst, kurz, bestimmt, ohne irgend einen Schein des Schwankens. Ich brauche wohl nicht hinzuzusetzen, daß sie wahr sein müsse. Man kann die Kinder nie auf den Nachtheil, Erwachsene zu belügen aufmerksam machen, ohne dabei von Seiten des Erwachsenen die weit größere Gefahr, Kinder zu belügen, zu empfinden. Eine einzige Lüge des Lehrers gegen seinen Zögling ist hinreichend, die Früchte der Erziehung auf immer zu zerstören.

In bestimmten Dingen würde vollkommene Unwissenheit vielleicht das geeignetste und beste für Kinder sein; allein was ihnen zu verhehlen unmöglich ist, mögen sie bei guter Zeit erfahren. Entweder darf ihre Neugierde auf keinerlei Weise erregt werden, oder sie muß von der Zeit an, wo dies ohne Gefahr nicht mehr geschehen kann, befriedigt werden. Die Behandlung des Zöglings hängt in dieser Hinsicht sehr von seiner besondern Stellung, von der ihn umgebenden Gesellschaft, von den Umständen, in die er wahrscheinlicher Weise kommen kann &c. ab. Es hat hierin viel auf sich, dem Zufalle nichts einzuräumen. Seid ihr daher nicht sicher, ihn bis in das sechszehnte Jahr über den Geschlechtsunterschied in Unwissenheit zu erhalten, so laßt es euch angelegen sein, daß er diesen Unterschied vor dem sechszehnten Jahre kennen lerne.

Ich liebe es nicht, sich gegen die Kinder einer gar zu gewählten Sprache zu bedienen, oder große Umschweife zu machen, um die wahren Namen der Dinge zu vermeiden, da sie doch dahinter kommen. Gute Sitten lassen in dieser Hinsicht immer viel einfache Geradheit zu; nur die durch das Laster befleckte Einbildungskraft verwöhnt das Ohr und nöthigt, unaufhörlich mit den Ausdrücken zu mäkeln. Grobe Ausdrücke sind ohne Einfluß, schlüpfrige Ideen aber müssen vermieden werden.

Obwohl die Schamhaftigkeit eine dem menschlichen Geschlechte na-

türliche Eigenschaft ist, so sind Kinder von Natur doch nicht schämig. Die Schamhaftigkeit erwächst mit der Kenntniß des Bösen; und wie sollten Kinder, die diese Kenntniß noch nicht haben und nicht haben sollen, jenes Gefühl kennen, das doch eine Wirkung dieser Kenntniß ist? Ihnen Vorschriften über Schamhaftigkeit und Ehrbarkeit geben, heißt sie lehren, daß es schändliche und unehrbare Dinge gebe, heißt, ihnen ein geheimes Verlangen beibringen, dergleichen Dinge kennen zu lernen. Ueber kurz oder lang kommen sie dahinter, und der erste Funke, den die Einbildungskraft fängt, beschleunigt ganz gewiß die Entzündung der Sinne. Wer erröthet, ist schon zurechnungsfähig, die wahre Unschuld erröthet vor nichts.

Kinder haben zwar nicht dieselben Begierden wie Erwachsene; werden aber durch die das Gefühl verletzende Unsauberkeit so gut berührt, als jene, und können wegen dieses einzigen Umstandes, auch dieselben Lehren der Wohlanständigkeit erhalten. Man folge dem Geiste der Natur, der die Organe geheimer Lust und ekelhafter Bedürfnisse neben einander anbrachte, und uns dadurch auch in den verschiedensten Altern ein und dieselbe Zurückhaltung, entweder durch das Vorwalten der einen oder der andern Idee einpflanzt. Den Mann leitet die Ehrbarkeit, das Kind die Sauberkeit.

Ich kenne nur ein brauchbares Mittel, Kindern die Unschuld zu bewahren, wenn nämlich die ganze Umgebung derselben diese Tugend ehrt und liebt. Außerdem scheitert über lang oder kurz jeder Versuch, dieselbe ihnen zu erhalten. Ein Lächeln, ein Wink der Augen, eine entschlüpfte Geberde verräth ihnen alles, was ihr ihnen zu verschweigen sucht. Es ist schon genug, um sie gescheid zu machen, wenn sie nur gewahr werden, daß man ihnen etwas hat verbergen wollen. Das Ausgesuchte in Wendungen und Aus-

drücken, dessen sich Gebildete im Beisein der Kinder bedienen, setzt Einsichten voraus, die Kinder nicht haben sollen, und ist durchaus übel angebracht. Aber wenn man ihre Einfalt wirklich ehrt, so bedient man sich auch, während man mit ihnen spricht, der Redensarten, die ihnen angemessen sind. Es gibt eine gewisse Natürlichkeit der Sprache, die der Unschuld wohl ansteht und gefällt. Das ist der wahre Ton, der ein Kind von gefährlicher Neugier zurückhält. Während man schlicht und gerade über alles mit ihm spricht, beseitigt man den Argwohn, daß noch etwas mehr ihm zu sagen übrig sei. Läßt man bei derben Ausdrücken den Begriff der Unziemlichkeit hervorblicken, freilich aber auf eine für sie geeignete Weise, so erstickt man das erste Feuer der Einbildungskraft. Man verbietet ihnen zwar nicht, das Wort vorzubringen und die Idee zu heben; man bringt ihnen aber, ohne daß sie der Sache sich bewußt werden einen Widerwillen gegen die Wiederholung bei. Und wie viele Verlegenheit wird nicht diese natürliche Offenheit denen ersparen, welche dieselbe in ihren eigenen Innern finden und jeder Zeit sagen, was zu sagen ist und es stets so aussprechen, wie sie es fühlen?

„Wo kommen denn die Kinder her?“ Diese lästige Frage entsteht in den Kindern auf ganz natürliche Weise. Eine unbesonnene oder eine kluge Antwort entscheidet zuweilen rücksichtlich Sitte und Gesundheit für das ganze Leben. Das Kürzeste, was eine Mutter thun zu können meint, um sich davon loszumachen, ohne das Kind zu belügen, ist, daß sie ihm Stillschweigen auflegt. Das würde nun freilich gut sein, wenn man das Kind lange schon bei gleichgiltigen Dingen daran gewöhnt hätte und wenn es hinter diesem ihm ganz neuen Tone kein Geheimniß argwöhnte. Aber nur selten bleibt es dabei: „das dürfen nur verheirathete Leute wissen“ — wird die Mutter sagen — „solche

kleine Jungen müssen nicht so neugierig sein!" Das ist recht schön, um die Mutter aus der Verlegenheit zu reißen. Allein sie möge bedenken, daß der Kleine, gestachelt durch die verächtliche Abfertigung, keinen Augenblick Ruhe haben wird, bis er das Geheimniß verheiratheter Leute herausgebracht hat und das wird gar nicht lange dauern.

Man erlaube mir, eine davon ganz verschiedene Antwort hier anzuführen, welche ich auf dieselbe Frage habe geben hören und die mir um so merkwürdiger war, weil sie von einer Frau kam, die in ihrem Gespräche und in ihrem Benehmen höchst anständig war. Sie wußte aber, wo es das Wohl ihres Sohnes und der Tugend galt, die Verhöhnungen und faden Bemerkungen der Witzbolde für Staub unter den Schuhen anzusehen. Das Kind hatte vor Kurzem beim Uriniren einen kleinen Stein mit abgehen lassen, der ihm die Harnröhre sehr verletzt hatte. Jedoch der Schmerz war vorüber und vergessen. „Mutter — fragte der kleine Naseweis — wo kommen denn die Kinder her?" „„Mein Kind — antwortete die Mutter ohne langes Besinnen — die Frauen pissen sie unter Schmerzen weg, die ihnen manchmal das Leben kosten."" Gecken mögen lachen, Einfältige Anstoß daran nehmen, aber Verständige mögen untersuchen, ob sie je eine vernünftigere und mehr zum Ziele führende Antwort auffinden dürften.

Vor's Erste wies die Idee eines natürlichen, dem Kinde bekannten Bedürfnisses, jede Vorstellung einer geheimnißvollen Verrichtung zurück. Alsdann hüllten die beigemischten Vorstellungen von Schmerz und Tod die Hauptsache in einen schwermüthigen Schleier, der die Einbildungskraft zu tödten und die Neugierde zu unterdrücken vermag. Alles wies den Geist auf die Folgen des Gebärens, nicht auf die Ursachen davon hin. Schwachheit der

Menschennatur, undelikate Gegenstände, Bilder des Leidens, das sind die Erläuterungen, auf welche diese Antwort von selbst hinleitet, wenn anders der Widerwille, den sie dem Kinde beibringt, ihm zuläßt, Erklärung zu fordern. Wie sollten wohl beunruhigende Begierden bei einer so geleiteten Behandlung Gelegenheit haben zu entstehen? und unter der Hand sieht jeder so viel ein, daß dabei die Wahrheit in keiner Hinsicht beeinträchtigt erscheint und man nicht genöthigt ist, den Zögling, anstatt zu unterrichten, bei der Nase herum zu führen.

Eure Kinder lesen. Sie erhalten durch ihre Bücher Kenntnisse, die sie ohne dieselben nicht bekommen haben würden. Studiren sie, so entzündet und schärft sich die Einbildungskraft in der Einsamkeit des Studirzimmers. Leben sie unter den Menschen, so hören sie anrüchige Gespräche, sie sehen Vorbilder, die sie anregen. Man hat sie so sehr in dem Glauben, als seien sie Erwachsene, bestärkt, daß sie alles, was erwachsene Leute in ihrer Gegenwart thun, ebenfalls versuchen, um zu sehen, wie sich's von ihnen ausnehme. Natürlich müssen ihnen die Handlungen Anderer als Muster erscheinen, wenn ja das Urtheil Anderer für sie Gesetz ist. Die Dienerschaft, die man von ihnen abhängig macht, und der folglich daran liegt, ihnen sich gefällig zu erweisen, schmeichelt ihnen auf Unkosten der Sittlichkeit. Lächelnd lassen ihnen im vierten Jahre die Wärterinnen Dinge vernehmen, welche ihnen im fünfzehnten Jahre auch die Unverschämteste vorzubringen nicht wagen würde. Allerdings vergessen sie die Worte bald, die gefallen sind, aber sie vergessen den empfangenen Eindruck nicht. Zweideutigkeiten sind die Bildungsanstalt leichtfertiger Sitten. Schurkische Diener machen das Kind liederlich, und weil jeder Theil etwas zu verheimlichen hat, so leistet der eine für das Geheimniß des Anderen Garantie.

Ein Kind, das seinen Jahren angemessen erzogen wird, steht isolirt da. Es kennt die Gewohnheit als Zuneigung. Es liebt seine Schwester, wie es seine Uhr liebt, und seinen Freund auf gleiche Art wie seinen Hund. Es kennt sich nicht als Individuum eines besonderen Geschlechts, einer besonderen Art; die Begriffe Mann und Frau stehen ihm gleich fern. Es bezieht nichts von dem, was jene thun oder sagen, auf sich; es sieht entweder oder hört nichts davon, oder achtet nicht darauf; ihre Gespräche sind ihm eben so gleichgiltig, wie ihre Handlungen; alles das ist für das Kind gar nicht da. Es ist dies aber nicht ein künstlicher Irrthum, den man dem Kinde durch meine Methode beibringt; es ist natürliche Unwissenheit. Die Zeit kommt schon, wo die Natur selbst besorgt ist, ihren Zögling zu erleuchten, und blos alsdann hat sie ihn auch in den Stand gesetzt von den ihm gegebenen Lehren Nutzen zu ziehen ohne Gefahr zu laufen. Das ist ein Hauptgrundsatz. Mit den einzelnen Regeln habe ich mich hier nicht zu befassen und die Mittel, die ich in Rücksicht auf andere Objecte anführe, dienen zugleich als Beispiele für diesen Fall.

Wollt ihr Ordnung und Regel in die erwachten Leidenschaften bringen, so erweitert den Zeitraum, innerhalb dessen sie sich entwickeln, damit sie in dem Maße, wie sie entstehen, sie ordnen können. Dann erscheint nicht der Mensch als Ordner, sondern die Natur; euer Amt ist nur, die Natur ihr Geschäft ausführen zu lassen. Hättet ihr euren Zögling isolirt, so gäbe es für euch gar nichts zu thun; aber alles, was ihn umgibt, entflammt seine Einbildungskraft. Der Strom der Vorurtheile reißt ihn mit fort; will man ihn zurückhalten, so muß man ihn nach der entgegengesetzten Richtung hin drängen. Es muß der Verstand die Einbildungskraft in Schranken halten und die Vernunft muß die vorgefaßte Meinung der Menschen zum

Schweigen bringen. Die Quelle aller Leidenschaften ist die Sinnlichkeit; die Einbildungskraft aber bestimmt ihre Richtung. Jedes Wesen, welches seine Verhältnisse wahrnimmt, muß erregt werden, sobald diese Verhältnisse sich anders gestalten, sobald es sich einbildet oder einzubilden glaubt, daß es darunter welche gebe, die seiner Natur besser zusagten. Diese Verirrungen der Einbildungskraft verwandeln die Leidenschaften aller beschränkten Wesen, sogar der Engel, wenn es welche gibt, in Fehler; denn um zu wissen, welche Verhältnisse ihnen am angemessensten wären, müßten sie die Natur aller Wesen kennen.

Also liegt der Inbegriff aller menschlichen Weisheit in Rücksicht auf das sich Aeußern der Leidenschaften in Folgendem: 1) Man muß die wahren Verhältnisse des Menschen, sowohl die zu seinem Geschlechte als auch die zur Individualität kennen. 2) Alle Affecten der Seele nach diesen Verhältnissen regeln.

Aber ist denn auch der Mensch Meister über seine Affecten, um sie nach diesen oder jenen Verhältnissen zu regeln? Gewiß, wenn er nur Meister seiner Einbildungskraft ist, um sie auf diesen oder jenen Gegenstand zu richten, oder ihr diese und jene Gewohnheit zu geben. Im Uebrigen handelt sich es hier weniger darum, was der Einzelne über sich selbst vermag, als vielmehr, was wir über unsern Zögling durch die Wahl der Verhältnisse, in die wir ihn versetzen, vermögen. Die eigenthümlichen Mittel angeben, durch die wir ihn bei natürlicher Ordnung erhalten, heißt, zur Genüge angeben, wie er diese Ordnung überschreiten könne.

So lange seine fünf Sinne sich nur mit seiner Person beschäftigen, so lange haben auch seine Handlungen noch kein moralisches Gepräge. Nur wenn die fünf Sinne anfangen, sich auf die Außenwelt auszudehnen, erhält er von vorn herein dunkle

Gefühle, in der Folge Begriffe über gut und böse, und diese erst machen einen wirklichen Menschen, einen integrirenden Theil seines Geschlechts aus ihm. Nach diesem Anfangspunkte hin also müssen wir unsere Beobachtungen richten.

Dies ist indessen schwer, weil man dabei die Beispiele, die uns vor Augen stehen, verwerfen und dagegen solche Fälle aufsuchen muß, wo die stufenweise Entwickelung in naturgemäßer Ordnung vor sich gegangen ist.

Ein heraufgekünsteltes, abgedrechseltes und für die Welt abgerichtetes Kind, das nur auf die Losspрechung lauert, um die unzeitigen Lehren, die es empfangen hat, in Ausübung zu bringen, weiß den Augenblick, wo es diese Selbstständigkeit überkommt, ganz genau. Ja es erwartet denselben nicht einmal, sondern beschleunigt ihn. Es theilt seinem Blute einen vorzeitigen Gährungsstoff mit; es kennt lange zuvor, ehe es die Begierde selbst empfindet, schon den Gegenstand derselben. Nicht die Natur ist es, die das Kind aufregt, sondern es thut der Natur Gewalt an. Sie kann ihm nichts neues mehr lehren, während sie einen Mann aus ihm macht. Im Gedanken war er dies lange vorher, ehe er es in der That wurde.

Der wirkliche Gang der Natur ist bei weiten stufenweiser und dabei langsam. Das Blut wird nach und nach heißer, die Lebensgeister erwachen, es bildet sich das Temperament. Der verständige Werkmeister, der ein Geschäft leitet, bemüht sich, alle Werkzeuge in vollkommenen Stand zu setzen, bevor er arbeiten läßt. Der Vorbote der ersten Begierden ist eine immerwährende Unruhe; eine tiefe Unwissenheit aber läßt dieselbe in's Unbestimmte hin erscheinen; man verlangt, ohne zu wissen was? das Blut ist in Gährung und Wallung; ein Ueberfluß von Leben sucht sich nach außen hin zu verbreiten; das Auge bekommt Seele und durch-

mustert die Wesen neben sich; man fängt an, sich für seine Umgebung zu interessiren; man beginnt zu fühlen, daß man nicht zum Einsiedler geschaffen ist, und so kommt es, daß das Herz sich menschlichen Gefühlen öffnet und zur Hingebung geneigt wird.

Das erste Gefühl, dessen ein sorgfältig erzogener Jüngling fähig ist, heißt nicht Liebe, sondern Freundschaft. Die erste That seiner erwachten Einbildungskraft ist, ihm zu lehren, er habe seines Gleichen, und die Gattung beschäftigt ihn eher als das Geschlecht. Hiermit erscheint sonach ein neuer Vortheil der verlängerten Unschuld; nämlich man kann die erwachten Gefühle benutzen, um die ersten Keime der Humanität in das Herz des Jünglings zu pflanzen. Ein Vortheil, um so kostbarer, da dies der einzige Zeitpunkt im Leben ist, wo eine in dieser Beziehung angewandte Mühe wirklichen Erfolg haben kann.

Ich habe jeder Zeit in Erfahrung gebracht, daß junge, frühzeitig verdorbene Leute, die den Frauenspersonen und Ausschweifungen ergeben waren, auch unmenschlich und grausam sich zeigten. Das wilde Temperament machte sie ungestüm, rachgierig, wüthend; ihre Einbildungskraft, ganz mit einem einzigen Gegenstande erfüllt, war für alles übrige nicht vorhanden. Sie kannten weder Mitleiden noch Erbarmen; sie hätten dem kleinsten Vergnügen Vater, Mutter, ja die ganze Welt aufopfern können. Ein Jüngling hingegen, der in glücklicher Einfachheit erzogen worden ist, wird durch die ersten Regungen der Natur zarten und gemüthlichen Empfindungen hingegeben; sein Herz fühlt Theilnahme und wird von den Leiden seines Nebenmenschen gerührt, es zittert vor Freude, wenn es seinen Genossen wieder sieht; seine Arme umfangen mit herzlicher Innigkeit: seine Augen können Thränen der Rührung vergießen; er fühlt sich beschämt, wenn er mißfällt, es dauert ihn, wenn er beleidigt hat. Bringt ihn die Hitze des sich entflammen-

den Blutes in Heftigkeit, zum Auffahren, in Zorn; so tritt schon im Augenblicke darauf die ganze Güte seines Herzens in dem Ergusse seiner Reue wieder hervor; er weint, er seufzt der Wunde willen, die er geschlagen hat; er möchte gern mit seinem eignen Blute das Blut wieder ersetzen, das er vergossen hat; seine ganze Entrüstung erlischt, all' sein Stolz beugt sich unter das Gefühl des begangenen Fehlers. Ist er selbst der Beleidigte, so ist eine Entschuldigung, ein Wort hinreichend, auch seinen heftigsten Grimm zu entwaffnen. Mit demselben guten Herzen, mit dem er sein Unrecht wieder gut macht, vergibt er auch das Unrecht, das ihm von Andern widerfährt. Das Jünglingsalter kennt weder Rache noch Haß; es ist die Zeit des Mitleidens, der Mildthätigkeit, der Großmuth. Ja, ich behaupte es, und fürchte nicht, durch die Erfahrung widerlegt zu werden, daß ein nicht unter unglücklichen Auspicien gebornes Kind, dessen Unschuld man bis ins zwanzigste Jahr bewahrt hat, in diesem Alter der großmüthigste, der beste, der liebreichste und liebenswürdigste Mensch ist. Man hat auch noch nie dergleichen gesagt! Ich glaube es wohl. Eure Philosophen, die im Schlamme der Schule erzogen wurden, sind vor einer solchen Kenntniß sicher.

Den Menschen führt die Schwäche zur Geselligkeit; unser gemeinschaftliches Elend führt unsere Herzen der Menschlichkeit zu; wir würden dieser Tugend zu nichts verpflichtet sein, wenn wir nicht Menschen wären. Jedes Anschließen beweist, daß man sich selbst nicht genug ist. Bedürfte Keiner von uns des Andern, so würde nicht ein Einziger an eine Verbindung mit Andern denken. So entspringt also aus der Unselbstständigkeit unsre gebrechliche Glückseligkeit. Ein in Wahrheit glückseliges Wesen muß einzig dastehen. Gott allein erfreut sich absoluter Seligkeit; aber wer von uns hat nur eine Idee davon? Könnte ein unvollkom-

menes Wesen sich selbst genug sein, worin würde dann nach unsern Begriffen seine Seligkeit zu suchen sein? Es stünde vereinzelt da, wäre elend. Ich begreife nicht, wie Jemand, der gar nichts bedürfte, Liebe zu etwas haben könnte; ich begreife nicht, wie Einer, der nichts liebte, glücklich sein könnte.

Es geht hieraus hervor, daß wir uns an unsere Nebenmenschen nicht sowohl durch das Gefühl der Leiden anschließen; denn in letzteren erblicken wir die Gleichartigkeit unsrer Natur und die Bürgschaft für ihre Anhänglichkeit an uns weit mehr. Führt uns daher rücksichtlich unsrer gemeinsamen Bedürfnisse das Interesse zusammen, so vereint uns rücksichtlich des gemeinschaftlichen Elends die Liebe. Der Anblick eines glücklichen Menschen flößt Andern weit eher Neid, als Liebe ein; man möchte ihn gern beschuldigen, daß er durch das ausschließliche Glück ein Recht sich anmaße, das ihm nicht gebühre, und unsere Eigenliebe wird überdem noch durch den Gedanken verletzt, daß dieser Mensch unsrer in keiner Hinsicht nöthig habe. Wo gibt es aber wohl einen, der nicht den Unglücklichen bedauerte, den er leiden sieht? Wer wollte ihn nicht gern von seinen Uebeln befreien, wenn es nichts weiter als des Wunsches bedürfte? Die Einbildungskraft versetzt uns weit eher in die Lage des Unglücklichen, als in die des Glücklichen; man fühlt, daß uns das Schicksal des erstern mehr berühre, als das des Anderen. Mitleiden ist süß, weil man trotz der lebhaften Versetzung in die Lage des Leidenden, doch deswegen, daß man nicht leidet wie er, glücklich ist. Der Neid aber ist bitter, weil der Anblick eines Glücklichen uns nicht an die Stelle des Beneideten versetzt, vielmehr ein unangenehmes Gefühl in uns erregt, daß wir nicht in seiner Lage uns befinden. Es ist, als ob uns der eine von den Uebeln befreie, die er leidet, während uns der Andere die Güter entziehe, deren er sich erfreut.

Wollt ihr also in dem Herzen eines Jünglings die ersten Regungen des erwachenden Gefühls wecken und nähren, seinen Charakter der Wohlthätigkeit und Güte zuwenden, so laßt in ihm nicht Stolz, Eitelkeit, Neid aufkeimen, indem ihr das trügerische Bild menschlicher Glückseligkeit vor ihm aufstellt; führt ihn vom Anfange herein nicht das Gepränge der Höhe, nicht die Pracht der Paläste, nicht die Reize des Schauspiels vor die Augen; tretet mit ihm nicht in große Zirkel, nicht in glänzende Assembleen; zeigt ihm die Außenseite großer Gesellschaften nicht eher, als bis ihr ihn befähigt habt, sie selbst zu würdigen. Ihm die Welt zeigen, bevor er die Menschen kennt, heißt nicht, ihn bilden, es heißt, ihn verderben: es heißt nicht, ihn belehren, es heißt, ihn betrügen.

Von Natur sind die Menschen weder Fürsten noch Gewaltige, weder Hofleute noch auch Reiche. Alle sind nackend und arm geboren, alle den Mühseligkeiten des Lebens, den Kümmernissen, den Uebeln, den Bedürfnissen, den Schmerzen jeder Art unterworfen; alle sind am Ende zum Sterben verurtheilt. Das ist die wahre Gestalt des Menschen, das ist das Schicksal aller Sterblichen ohne Ausnahme. Man studire also vor allem das, was von der menschlichen Natur unzertrennlich ist, das wahre Wesen des Menschenthums.

Im sechszehnten Jahre weiß der Jüngling schon, was Leiden sind, denn er hat selbst schon gelitten; kaum aber dürfte er wissen, daß auch Andere zu leiden haben. Leiden sehen, ohne sie empfinden, heißt noch nicht, sie kennen; und wie ich schon hundertmal gesagt habe, ein Kind stellt sich gar nicht vor, was Andere fühlen, kennt also nur die eigenen Leiden. Sobald aber bei der ersten Entwickelung seiner Sinnlichkeit sich das Feuer der Einbildungskraft in ihm entzündet, sobald beginnt der Jüngling auch,

sich in das Herz seines Nebenmenschen hinein zu denken, von ihren Klagen gerührt, von ihren Schmerzen zum Mitleiden gezogen zu werden. Hier nun ist der Zeitpunkt, wo das traurige Bild der leidenden Menschheit die erste Rührung, die er jemals empfunden hat, in sein Herz flößen soll.

Wenn dieser Moment bei euren Kindern nicht eintreten will, wem habt ihr dies zuzuschreiben? Ihr lehrt sie so frühzeitig mit Gefühlen spielen, ihr bringt ihnen die Sprache derselben sobald bei, daß sie, stets in einerlei Tone redend, eure Vorschriften gegen euch selbst kehren und euch kein Mittel übrig lassen, zu unterscheiden, wo die Täuschung aufhört und wo sie wirklich das, was sie sagen, zu fühlen anfangen. Seht dagegen meinen Emil an; in dem Alter, wo er jetzt steht, hat er weder etwas gefühlt, noch geheuchelt. Bevor er wußte, was lieben heißt, hat er zu keinem Menschen gesagt: „Ich habe Sie recht lieb!" es ist ihm nie vorgeschrieben worden, wie er sich benehmen soll, wenn er in das Zimmer seines Vaters, seiner Mutter oder seines kranken Lehrers tritt; man hat ihn nie in der Kunst unterrichtet, Traurigkeit zu erheucheln, die er nicht fühlte. Er hat nie gethan, als weine er über einen Todesfall, denn er weiß nicht, was sterben heißt. Eben die Unempfindlichkeit, die er im Herzen trägt, zeigt sich auch in seinem Benehmen. Gleichgiltig gegen alles, was seine Person nicht berührt, so wie alle Kinder, nimmt er an keinem Menschen Antheil; nur darin unterscheidet er sich von Andern, daß er sich nicht den Anschein geben mag, als nehme er Antheil, nur darin, daß er nicht falsch ist, wie sie.

Emil hat wenig über empfindende Wesen nachgedacht, er wird darum auch erst spät in Erfahrung bringen, was leiden und was sterben heißt. Jetzt aber beginnen Klagen und Seufzer sein Inneres zu bewegen. Er wird seine Augen von dem Anblicke flie-

ßenden Blutes wegwenden; die Zuckungen eines sterbenden Lebens werden ihn in eine namenlose Angst versetzen, bevor er noch sich erklären kann, woher ihm diese neue Bewegung kommt. Wäre er dumm und roh geblieben, so würde er gar nicht bewegt werden, wäre er besser unterrichtet, so würde er die Quelle davon kennen. So aber hat er schon zu viele Begriffe mit einander verglichen, als daß er nichts fühlen sollte, aber noch nicht genug, als daß er begreifen könnte, was er fühlt.

Auf diese Art entsteht das Mitleiden, das erstere auf Andere sich beziehende Gefühl, welches der Ordnung der Natur gemäß das menschliche Herz berührt. Soll der junge Mensch gefühlvoll und mitleidend werden, so muß er erfahren, daß es ihm völlig gleiche Wesen gebe, die das leiden, was er schon gelitten hat, die Schmerzen empfinden, die er schon empfunden hat, und daß es noch Andere gebe, von denen er sich denken muß, daß sie auf gleiche Weise berührt werden können. Denn wahrlich, wie soll uns das Mitleid anders bewegen, als wenn wir aus unserm Ich heraustreten und uns mit dem leidenden Wesen identificiren, indem wir gleichsam unser ganzes Wesen aufgeben und das seinige annehmen? Wir leiden nur so viel, als wir glauben, daß der Leidende leidet, d. h. wir leiden nicht in uns, sondern in seiner Seele. Keiner erscheint demnach empfindsam, so lange seine Einbildungskraft sich nicht belebt und er nicht anfängt, sich außer sich selbst zu versetzen.

Haben wir demnach, um dieses emporkeimende Mitgefühl zu wecken und zu nähren, um es zu leiten und die natürliche Neigung davon zu verfolgen, noch etwas anderes zu thun, als dem Jünglinge Gegenstände vorzuführen, auf die die Spannkraft seines Herzens sich wirksam äußern könne, die es erweitern, die es zu anderen Wesen hinziehen, die sich allerwärts außer sich selbst

wiederfinden lassen? Haben wir etwas anderes zu thun, als daß wir sorgfältig alles entfernen, was das Herz zusammen ziehen, verengern und die Triebfeder des lieben Ichs spannen könnte? Mit andern Worten, liegt uns mehr ob, als die Güte, die Menschlichkeit, die Barmherzigkeit, die Wohlthätigkeit und alle anziehenden, süßen, den Menschen schon von Natur so wohlthuenden Leidenschaften hervorzurufen, aber das Entstehen des Neides, der Habsucht, des Hasses und aller der abstoßenden und grausamen Leidenschaften zu verhindern, die, so zu sagen, das menschliche Gefühl nicht allein vernichten, sondern es sogar verneinend auftreten lassen und für den, bei welchem sie Eingang finden, zur Marter werden?

Ich glaube, daß alle die vorhergehenden Reflexionen sich auf zwei oder drei bestimmte deutliche und leicht faßliche Grundsätze zurückführen lassen.

Erster Grundsatz.

„Es ist dem menschlichen Herzen nicht natürlich, sich in die Lage derer zu versetzen, die glücklicher sind als wir, sondern allein in die Lage derer, die mehr zu beklagen sind.“

Sollte man Ausnahmen von dieser Regel finden, so sind diese mehr scheinbar, als wirklich. So z. B. versetzt man sich keineswegs in die Lage des Reichen oder Hochgestellten, an den man sich anschließt. Selbst wenn man dies mit Aufrichtigkeit thut, will man doch weiter nichts, als sich einen Theil seines Wohlbefindens aneignen. Bisweilen wird er noch Liebe in seinem Unglücke erfahren: aber, so lange es ihm wohlgeht, hat er keinen wahren Freund als denjenigen, der durch den Schein sich nicht blenden läßt und der ihn, selbst bei seinem Glücke mehr bedauert als beneidet.

Man fühlt sich angezogen von der Glückseligkeit gewisser Stände, z. B. von der des Land- und Hirtenlebens. Das Vergnügen diese guten Leute glücklich zu sehen, vergiftet kein Neid. Man nimmt wahrhaften Antheil an ihnen. Und warum? Weil man fühlt, es stehe in unserer Macht, zu eben diesem Zustande des Friedens und der Unbescholtenheit herabzusteigen und eben der Glückseligkeit theilhaftig zu werden. Es ist ein Ausweg, der nur angenehme Ideen in uns weckt; denn es reicht schon hin, uns zu erfreuen, wenn wir die Macht in uns fühlen, unsern Wunsch auszuführen. Es gewährt jeder Zeit Freude, seine Zufluchtsmittel in Bereitschaft vor sich zu sehen und sein Hab' und Gut zu überschauen, selbst wenn man nicht davon Gebrauch machen will.

Es geht daraus hervor, daß ein Jüngling, der auf Humanität hingeleitet werden soll, durchaus nicht darauf gebracht werden darf, das glänzende Geschick Anderer zu bewundern, sondern daß ihm dies von der Schattenseite gezeigt werden muß, wo es ihm Befürchtungen zuläßt. So wird er sich alsdann, ganz consequent, einen Weg zu seinem Glücke bahnen, den noch kein Anderer betreten hat.

Zweiter Grundsatz.

„Man bedauert Andere nur rücksichtlich der Uebel, vor denen man selbst nicht sicher zu sein glaubt."

Selbst mit dem Leiden vertraut, versteh' ich's Bedrängten zu helfen.*)

Ich kenne nichts schöneres, nichts tieferes, nichts ergreifenderes, nichts wahreres als diesen Vers.

Warum sind die Könige ohne Mitleiden mit ihren Unterthanen? Weil sie darauf rechnen, nie in den Stand bloßer Menschen

*) Non ignara mali, miseris succurrere disco. Virg. Aen. I, 630.

versetzt zu werden. Warum sind die Reichen so hart gegen die Armen? Weil sie nie fürchten, arm zu werden. Warum hegt der Adel eine so große Geringschätzung gegen das Volk? Weil ein Edelmann nie zum Bürgerlichen wird. Warum sind die Türken im Allgemeinen menschlicher, gastfreier als wir? Weil bei ihrer ganz willkührlichen Regierung die Größe und das irdische Glück des Einzelnen stets unsicher sind und auf dem Spiele stehen, sie daher die Niedrigkeit und das Unglück als einen Zustand ansehen, in den auch sie versetzt werden könnten[2]), jeder kann morgen das sein, was der, welchem er beisteht, heute ist. Diese Ansichten machen sich in orientalischen Romanen unaufhörlich geltend und geben dieser Lektüre einen Zauber, den all' das Bollwerk unserer trockenen Moral nicht aufzuweisen vermag.

Gewöhnt also euern Zögling nicht, die Leiden der Unglücklichen, die Mühseligkeiten der Elenden von dem Gipfel seiner Hoheit aus zu betrachten und erwartet nicht, daß ihr ihn Andere bemitleiden lehrt, wenn er die Leiden als etwas ansieht, was ihm ganz fremd ist. Macht ihm vielmehr recht begreiflich, daß das Schicksal dieser Unglücklichen auch das seinige werden könne, daß alle ihre Leiden auch ihm auf den Fersen sind, daß tausend unvermuthete und unvermeidliche Zufälle ihn jeden Augenblick in dieselbe Lage stürzen können. Lehrt ihn, weder auf Geburt, noch auf Gesundheit, noch auf Reichthum pochen, weist ihn auf die mancherlei Wechsel des Schicksals hin; führt ihm alle die häufigen Beispiele von Leuten vor, die von einer viel höheren Stellung, als die seinige ist, herab noch weit unter jene Unglücklichen gefallen

---

2) Es scheint dies sich gegenwärtig in Etwas zu ändern; die Stände scheinen sich mehr zu befestigen und die Menschen werden auf diese Weise härter.

sind; ob durch ihre Schuld oder nicht, darauf kommt es hierbei nicht an; denn weiß er wohl schon, was Schuld ist? Stört die Ordnung, in welcher seine Kenntnisse sich entwickeln, nie, klärt ihn nur durch Mittheilungen auf, die er fassen kann. Er bedarf keiner großen Weisheit, um einzusehen, daß keine menschliche Klugheit ihm dafür stehen könne, ob er in einer Stunde noch lebendig oder todt sein werde; ob ihn die Schmerzen des Nierensteines nicht vor Nacht noch peinigen werden, daß er die Zähne zusammenbeißt; ob er in einem Monate reich oder arm sein werde; ob er in einem Jahre nicht vielleicht werde unter Stockschlägen auf einer Algier'schen Galeere rudern müssen. Vor allem aber hütet euch, ihm dies mit Kälte zu sagen, wie sein Katechismus. Er muß sie sehen, fühlen, diese menschlichen Gebrechen. Erschüttert, erschreckt seine Einbildungskraft mit den Gefahren, von denen Jedermann stets umlagert ist. Er sehe alle diese Abgründe um sich her gähnen, und während ihr sie ihm ausmalt, dränge er sich dicht an euch, aus Furcht, hineinzustürzen. „Dadurch wird er ein Hasenherz und ein Maulheld", entgegnet ihr. Das wollen wir später besprechen; vor jetzt aber wollen wir es darauf anlegen, ihn menschlich zu machen. Dies ist vor allem die Hauptsache.

Dritter Grundsatz.

„Das Mitleiden, das man bei dem Unglücke Anderer fühlt, bestimmt sich nicht nach der Größe dieses Unglücks, sondern nach dem Gefühle, das man bei dem Leidenden voraussetzt."

Man beklagt einen Unglücklichen nur, in wie weit man glaubt, daß er sich selbst für beklagenswerth hält. Das physische Gefühl unsrer Leiden ist beschränkter, als es zu sein scheint. Aber zu recht eigentlichen Unglücklichen machen sie uns erst durch die Erinnerung, die uns die Kette der Leiden fühlbar werden läßt, durch

die Phantasie, die die Uebel auch über die Zukunft ausdehnt. Dies ist auch nach meinem Dafürhalten eine der Ursachen, warum wir gegen die Leiden der Thiere unempfindlicher erscheinen, als gegen die der Menschen, obgleich das gemeinschaftliche Empfindungsvermögen uns ihnen identificiren sollte. Der Karrengaul in seinem Stalle dauert uns nicht, weil wir nicht annehmen, daß er beim Verzehren seines Heu's sich der empfangenen Schläge erinnert, oder an die seiner harrenden Mühseligkeiten denke. Eben so wenig bedauern wir das Schaf, das wir auf der Weide erblicken, wenn uns auch bekannt ist, daß es bald geschlachtet werden wird, weil wir annehmen, daß es sein Schicksal nicht kenne. Dies weiter ausgedehnt, verhärtet auch gegen die menschlichen Schicksale und die Reichen trösten sich der Uebel willen, die sie den Armen zufügen, damit, daß sie glauben, ein Armer sei viel zu stumpf, um so etwas zu fühlen. Im Allgemeinen schließe ich auf den Werth, den Einer auf das Wohlbefinden seines Nebenmenschen legt, nach dem Maße der Achtung, die er gegen ihn zu haben scheint. Natürlich, daß uns das Glück derer, die wir verachten, durchaus nicht interessirt. Man wundere sich also nicht mehr darüber, wenn Staatsmänner mit so vieler Geringschätzung vom Volke sprechen und wenn die meisten Philosophen förmlich sich anstrengen, die Menschheit herunter zu bringen.

Aus dem Volke besteht das Menschengeschlecht. Was nicht zum Volke gehört, ist eine so geringe Anzahl, daß es sich nicht der Mühe lohnt, dieselbe in Anschlag zu bringen. Der Mensch bleibt Mensch in allen Ständen. Ist dies gegründet, so verdienen die menschenreichsten Stände die meiste Achtung. Für den Denkenden schwinden alle bürgerlichen Unterschiede. Er bemerkt dieselben Leidenschaften, dieselben Regungen bei dem Lastträger, wie bei dem Gebildeten. Nur ihre Sprache gibt einen Unterschied,

nur ihr Colorit ist mehr oder weniger erkünstelt; und sollte sich ein wesentlicher Unterschied finden, so fällt er zum Nachtheile dessen aus, der sich am meisten verstellt. Das Volk zeigt sich wie es ist, und ist allerdings nicht liebenswürdig; Weltleute aber müssen sich stets maskiren, zeigten sie sich, wie sie sind, man würde sich entsetzen.

Es gibt, wie unsere Weisen ebenfalls versichern, in allen Ständen ein und dasselbe Maß von Glück und Mühseligkeiten. Diese Behauptung ist eben so kläglich, wie unerweislich. Wenn alle auf gleiche Weise glücklich sind, was brauche ich mich dann eines Menschen willen zu incommodiren? Jeder bleibe, was er ist. Der Sclave werde gemißhandelt, der Schwache dulde, der Arme komme um. Es kann ja keiner bei der Aenderung seines Looses gewinnen. Sie zählen uns die Mühseligkeiten des Reichen auf und weisen uns auf die Nichtigkeit seiner eiteln Freuden hin. Was das für ein grober Trugschluß ist! Die Mühseligkeiten des Reichen erwachsen ihm nicht aus seinem Loose, sondern er ist selbst Schuld, weil er keinen rechten Gebrauch davon macht. Wäre er aber auch noch unglücklicher als selbst der Arme, so ist er nicht mehr zu beklagen, da seine Leiden alle sein eignes Werk sind und es nur auf ihn ankommt, glücklich zu sein. Die Leiden des Armen aber entspringen aus den Umständen, aus der Härte des Geschicks, das schwer auf ihm liegt. Keine Gewöhnung kann ihm die physische Empfindung von Beschwernissen, Erschöpfung, Hunger abnehmen; weder Klugheit, noch Verstand sind im Stande, ihn von den Gebrechen seines Standes zu befreien. Was hat Epictet davon, daß er im Voraus weiß, sein Herr werde ihm noch das Bein entzwei schlagen? Schlägt er ihm dadurch das Bein weniger entzwei? Es trifft ihn blos noch ein Unglück mehr, nämlich das, sein Unglück vorauszusehen. Wenn das Volk noch

einmal so klug wäre, als wir es beschränkt annehmen, was würde es anders sein, als was es gegenwärtig ist? Was könnte es anders thun, als was es gegenwärtig thut? Studirt nur die Leute dieses Standes recht ordentlich, und ihr werdet finden, daß sie nur andere Wörter im Munde führen, aber eben so viel Mutterwitz und mehr gesunden Menschenverstand haben, als ihr selbst. Haltet darum euer Geschlecht in Ehren; bedenkt daß es im Wesentlichen aus der Masse des Volks zusammengesetzt ist; daß man alle Fürsten und alle Philosophen wegdenken kann, ohne etwas zu vermissen und ohne daß die Angelegenheiten schlechter bestellt sein würden. Kurz, bringt euren Zögling dahin, daß er alle Menschen liebt, und sogar auch die, welche man gewöhnlich über die Achseln ansieht; bringt ihn dahin, daß er sich nicht in eine bestimmte Klasse versetze, sondern sich überall wieder finde. Sprecht in seinem Beisein von dem Menschengeschlechte mit Wärme, mit Theilnahme, nie mit Wegwerfung. Mensch, entehre nie den Menschen!

Auf diesen und ähnlichen Wegen, die aber den betretenen ganz entgegengesetzt sind, läßt sich in das Herz des Jünglings dringen, um die ersten natürlichen Regungen in ihm hervorzurufen, zu entwickeln und auf seinen Nebenmenschen zu beziehen. Ich setze hinzu, daß es von Wichtigkeit sei, diesen Regungen so wenig als möglich persönliches Interesse beizumischen; vor allem nichts von Eitelkeit, nichts von Wetteifer, nichts von Ruhm, nichts von Gefühlen, die uns zu einer Vergleichung mit Andern nöthigen. Denn solche Vergleichungen geschehen nie ohne ein Gefühl von Haß gegen diejenigen, welche uns den Vorrang streitig machen, und hätten sie auch nur nach unserer individuellen Ansicht etwas vor uns voraus. Dann muß man entweder sich selbst blenden oder durch Leidenschaften sich beunruhigen lassen, entweder schlecht oder

albern erscheinen. Wir wollen uns Mühe geben, diesen Wechselfall zu vermeiden. Aber, entgegnet man mir, diese so gefährlichen Leidenschaften werden über lang oder kurz auch gegen unseren Willen erwachen. Ich behaupte auch gar nicht das Gegentheil; allein jedes Ding hat seine Zeit und seinen Ort, ich meine blos, man soll ihrem Wachsthume nicht Vorschub leisten.

Das ist der Geist der Methode, die uns leiten muß. Beispiele und Eingehen ins Einzelne sind hier unnöthig; weil gerade hier das fast in's Unendliche Auseinandergehen der Charaktere anhebt und weil jedes Beispiel, das ich aufstellte, vielleicht nur unter Hunderttausenden auf einen anwendbar sein würde. Auch ist dies nun das Alter, wo der befähigte Lehrer, das eigentliche Geschäft des Beobachters und Philosophen beginnt, er, der die Kunst versteht, die Herzen, die er bilden will, zu erforschen. So lange der Jüngling noch nicht mit dem Gedanken umgeht, sich zu verstellen, und dies noch nicht gelernt hat, so sieht man bei jedem ihm vorkommenden Gegenstande in seinem Wesen, in seinen Augen, in seinem Mienenspiele den Eindruck, den dieser Gegenstand auf ihn macht; man liest auf seinem Gesichte alle Bewegungen seiner Seele. Hat man fleißig Acht darauf, so wird man fähig, die Bewegungen der Seele im Voraus zu bestimmen, und endlich, sie zu leiten.

Im Allgemeinen bemerkt man, daß Blut, Wunden, Aufschreien, Stöhnen, Anstalten zu schmerzhaften Operationen, und Alles, was in unserem Geiste Bilder des Leidens wecken kann, Jedermann bei weitem am schnellsten und allgemeinsten ergreift. Die Vorstellung von Vernichtung ist schon zusammengesetzter und ergreift uns nicht so stark. Das Bild des Todes berührt uns viel später und weit schwächer, weil keiner die Erfahrung des Sterbens an sich selbst gemacht hat. Man muß Leichen gesehen

haben, um die Todesangst der Sterbenden nachzufühlen. Aber wenn sich dieses Bild einmal unserm Geiste recht eingeprägt hat, dann ist auch unsern Augen kein Schauspiel fürchterlicher, als das Sterben, sei es wegen des Gedankens gänzlicher Vernichtung, den dasselbe unsern Sinnen vorführt, oder sei es wegen der Ueberzeugung, daß dieser Augenblick für alle Menschen unvermeidlich ist, so daß man sich also um so lebhafter von einem Zustande berührt fühlt, den man nicht entrinnen zu können, die Gewißheit hat.

Alle diese verschiedenen Eindrücke haben ihre Modifikationen, ihre Grade, die von dem eigenthümlichen Charakter jedes Einzelnen, von seinen anderweitigen Lebensbedingungen abhängen. Demohnerachtet aber sind sie allgemeiner Natur und keiner ist davon ganz befreit. Es gibt aber auch weniger auf das Gemüth einstürmende und weniger allgemeine Eindrücke dieser Art, die mehr reizbaren Gemüthern eigen sind. Es sind die, welche in Gewissensskrupeln, Seelenschmerzen, dem Herzeleide, dem Grame, der Traurigkeit, ihren Grund haben. Es gibt Leute, die nur durch Heulen und Schreien afficirt werden können. Das langgezogene und dumpfe Stöhnen eines von Kummer gepreßten Herzens hat ihnen noch nie einen Seufzer entreißen können; niemals hat der Anblick der Niedergeschlagenheit, eines verfallnen, bleichen Gesichts, eines erloschenen, thränenlosen Auges sie selbst weinen gemacht. Seelenleiden kennen sie nicht; über diese ist der Stab gebrochen, hier fühlen sie kein Mitleid. Von solchen Leuten dürft ihr nur unbeugsame Strenge, Härte, Grausamkeit erwarten. Sie können bürgerlich tadellos, gerecht sein, niemals aber mild, großherzig, barmherzig. Ich sagte, man dürfte von ihnen Gerechtigkeit erwarten, in wiefern nämlich ein Mensch, der nicht barmherzig, gerecht sein kann.

Uebereilt euch aber nicht, Jünglinge nach diesen Grundsätzen zu beurtheilen, am allerwenigsten aber diejenigen, die so erzogen worden sind, wie es die Natur fordert, die alle keinen Begriff von moralischen Leiden haben, da ihnen nie dergleichen begegnet sind. Denn, ich erinnere das noch einmal, sie können nur diejenigen Leiden fühlen, die sie kennen. Es ändert sich darum auch diese scheinbare Unempfindlichkeit, da sie blos in der Unerfahrenheit begründet ist, bald in Weichherzigkeit um, wenn sie nämlich anfangen zu fühlen, daß es im Menschenleben tausend Schmerzen gibt, die sie nicht kennen. Meinen Emil anlangend, bin ich versichert, er werde, wenn er als Kind Einfalt und gesunde Vernunft besaß, als Jüngling Seele und Gefühl haben; denn die Wahrheit des Gefühls hängt bedeutend von der Richtigkeit der Ideen ab.

Aber warum daran hier noch erinnern? Manche meiner Leser werden mir ohne Zweifel vorwerfen, daß ich meinen anfänglichen Vorsätzen untreu geworden wäre und die andauernde Glückseligkeit aus den Augen gesetzt hätte, die ich meinem Zöglinge verhieß. Unglückliche, Sterbende, Auftritte von Schmerz und Elend! — Wo ist hier Glückseligkeit, wo ist hier Genuß für ein junges Herz, das zum Leben geboren worden ist? Sein trübseliger Erzieher bestimmte ihm eine heitere Erziehung, und läßt ihn nun blos unter Leiden aufwachsen! So wird man sprechen. Was thut's? Ich habe versprochen, ihn glücklich zu machen, nicht aber ihn glücklich erscheinen zu lassen. Ist es meine Schuld, wenn die Tadler, immer von dem Scheine hinter das Licht geführt, diesen für Wirklichkeit nehmen?

Denken wir uns zwei Jünglinge, deren erste Erziehung beendigt ist, und die in die Welt durch zwei gerade entgegengesetzte Pforten eintreten. Der Eine wird mit einem Schlage in's Elysium versetzt, er bewegt sich in der glänzendsten Gesellschaft. Man

zieht ihn an den Hof, zu den Großen, den Reichen, zu liebenswürdigen Damen. Ich setze voraus, er wird überall boussirt, und ich mag die Wirkung dieser Aufnahme auf seine Vernunft nicht untersuchen, vielmehr nehme ich an, sie besteht den Kampf. Die Vergnügungen umgaukeln ihn, jeden Tag belustigen ihn neue Erscheinungen, er gibt sich allem mit einem Interesse hin, das euch irre leitet. Ihr findet ihn aufmerksam, gespannt, voller Erwartung; sein erstes Staunen macht euch irre, ihr haltet ihn für befriedigt; allein blickt in das Leben seiner Seele; ihr glaubt, er genieße, ich glaube, er befinde sich unbehaglich.

Was gewahrt er, sobald er seine Augen öffnet? Massen von Scheingütern, die er bisher nicht kannte, die größtentheils nur einen Augenblick für ihn da sind, die sich ihm blos zu zeigen scheinen, um bei ihrem Wiederverluste unangenehm zu berühren. Durchwandelt er einen Palast, so werdet ihr aus seiner unruhigen Neugier bemerken, daß ihm die Frage aufstößt, warum das väterliche Haus nicht eben so eingerichtet sei. Alle seine Fragen werden euch belehren, daß er sich unaufhörlich mit dem Besitzer dieses Palastes vergleicht; und alles, was er bei dieser Vergleichung niederschlagendes für sich findet, vermehrt seine Eitelkeit gerade dadurch, daß es dieselbe verletzt. Trifft er auf einen jungen Mann, der besser gekleidet ist, als er, so sehe ich ihn im Stillen über den Geiz seiner Eltern murren. Tritt er in eleganteren Kleidern auf als ein Anderer: so schmerzt es ihn, wenn er sieht, wie dieser Andere ihn entweder an Geburt, oder an Geist verdunkelt, so daß er seine ganze Vergoldung von einem einfachen Tuchkleide gedemüthigt sieht. Glänzt er allein in einer Versammlung, wiegt er sich auf seiner Fußspitze, um desto eher bemerkt zu werden: wer fühlt sich da nicht in's Geheim aufgefordert, das stolze und eitle Wesen des jungen Gecken zu demüthigen? Alle vereinigen

sich zu diesem Zwecke, wie durch Verabredung. Die beunruhigenden Blicke eines bedeutenden Mannes, die beißenden Worte eines Spötters dringen sofort bis zu ihm heran, und fühlte er sich auch nur von einem einzigen Menschen zurückgesetzt, so vergiftet diese Verachtung des Einzigen augenblicklich den Beifall der Andern.

Wir wollen ihm alles zutheilen, wir wollen ihn mit Annehmlichkeiten, mit Gaben überschütten; er sei wohlgebildet, geistreich, liebenswürdig. So werden sich zwar die Frauen um ihn reißen, da sie ihn aber suchen, bevor er sie liebt, so werden sie eher einen Geck, als einen liebenden Mann aus ihm machen. Er wird sein Glück bei ihnen machen; allein weder Neigung noch Leidenschaft wird ihm zum Genusse spornen. Man wird seinen Wünschen immer zuvor kommen, er wird nie Zeit haben, in seiner Brust das Vergnügen emporkeimen zu lassen, und wird blos den Ueberdruß des Zwanges empfinden. Das andere Geschlecht, das geschaffen worden ist, um das seinige zu beglücken, erweckt in ihm Ekel und Sättigung, noch bevor er es kennt. Wenn er fort fährt, sich ihm zu nähern, so geschieht dies nur aus reiner Eitelkeit; und fühlt er sich aus wahrer Neigung zu ihm hingezogen, so wird er bald nicht mehr der einzige junge Mann, der einzige glänzende, der einzige liebenswürdige sein und wird in den Gegenständen seiner Verehrung nicht immer die Muster der Treue finden.

Ich will der ewigen Häckeleien, Klatschereien, Anschwärzungen, der vielfältigen Reue, die von einem solchen Leben unzertrennlich sind, gar nicht gedenken. Diese Erfahrungen machen einem die Welt zum Gegenstande des Ekels, das ist ausgemacht; hier rede ich nur von dem Ueberdrusse, der mit der ersten Täuschung verbunden ist.

Welch' ein Contrast für den, der bisher im Schooße seiner Familie und seiner Freunde weilend, sich als den alleinigen Ge=

genstand aller ihrer Aufmerksamkeit erblickte, und nun auf einmal in eine Welt eintritt, in der er so wenig beachtet wird. Er, der so lange der Mittelpunkt der Seinigen war, findet sich gleichsam in einem ganz fremden Elemente schwimmend. Was für Beschämungen, was für Demüthigungen wird er sich nicht gefallen lassen müssen, bevor er unter diesen fremden Leuten das Vorurtheil von seiner Bedeutendheit wieder tilgt, die er unter den Seinigen eingesogen hat. Als Kind beugte sich ihm alles, drängte sich alles um ihn her: als Jüngling soll er sich aller Welt beugen, oder thut er es nicht, vergißt er sich nur ein wenig und behält seine alten Gewohnheiten bei: welche harte Zurechtweisungen werden ihn in sich selbst zurückscheuchen! Gewöhnt, seine Wünsche leicht zu erreichen, drängt sich Wunsch um Wunsch ihm auf und läßt ihn beständig das Entblößtsein von etwas fühlen. Alles, was ihm schmeichelt, zieht ihn an; alles, was Andere haben, möchte auch er gern haben; nach allem gelüstet ihm, er beneidet alle Welt, er möchte aller Wege die Oberhand haben; die Eitelkeit martert ihn, die Hitze zügelloser Begierden entflammt sein junges Herz; mit ihnen wird Eifersucht und Haß geboren; alle verheerende Leidenschaften ergreifen auf einmal Platz in ihm; ihr Ungestüm bringt er mit in das Getümmel der Welt; er nimmt sie von da jeden Abend wieder in seine Wohnung mit zurück; er kommt, mißvergnügt über sich und Andere, heim; voll von tausend eitlen Entwürfen, bestürmt von abertausend Phantasieen schläft er ein. Sein Stolz malt ihm selbst in seinen Träumen die Luftschlösser, deren Erlangung ihn quält, und in deren Besitz er sein Lebenlang nicht kommen wird. So euer Zögling! nun wollen wir den meinigen beobachten.

Ist der erste Auftritt, von dem er berührt wird, ein trauriger, so ist auch das erste Zurückfliehen in sich selbst mit einem

angenehmen Gefühle verbunden. Sieht er, von wie vielen Uebeln er frei ist, so fühlt er sich glücklicher, als er je zu sein gedachte. Er theilt die Beschwernisse seines Nebenmenschen; aber diese Theilnahme ist freiwillig, ist süß. Er fühlt das Mitleid, das er mit ihren Leiden hat, aber zugleich auch das Glück, von diesen Leiden befreit zu sein; fühlt sich in dem Besitze der Kraft, die uns über uns selbst erhebt, und uns verstattet, den Ueberfluß davon, den wir zu unsern Wohlbefinden nicht nöthig haben, in Anderer Nutzen zu verwenden. Wer das Unglück Anderer bemitleiden will, muß dasselbe ohne Zweifel kennen, er braucht es jedoch nicht selbst zu erfahren. Hat man selbst schon gelitten, oder fürchtet man leiden zu müssen, so bedauert man die, welche leiden; aber so lange man selbst leidet, bedauert man nur sich selbst. Da nun alle den Mühseligkeiten des Lebens ausgesetzt sind und da einer dem andern nur so viel Mitgefühl schenkt, als er in dem Augenblicke für sich selbst nicht nöthig hat, so folgt daraus, daß das Mitleiden ein sehr süßes Gefühl sein müsse, weil es von unsrer glücklichern Stellung Zeugniß ablegt; daß hingegen ein hartherziger Mensch stets unglücklich sein müsse, weil ihn der Zustand seines Herzens keinen Ueberfluß des Mitgefühls gestattet, den er den Leiden seines Nächsten reichen könnte.

Wir urtheilen über das Wohlbefinden viel zu sehr nach dem äußeren Scheine. Wir vermuthen es da, wo es am wenigsten anzutreffen ist; wir suchen es, wo es nicht sein kann. Fröhlichkeit ist ein sehr zweideutiges Zeichen des Wohlbefindens. Ein lustiger Mensch ist gar oft nichts als ein Unglücklicher, der Andere zu täuschen und sich selbst zu betäuben sucht. Die Leute, die in Gesellschaft so spaßhaft, so aufgeräumt, so heiter sind, sind beinahe alle zu Hause verstimmt und mürrisch und ihre Leute müssen für das Vergnügen büßen, daß sie der Gesellschaft machten. Die

wahre Zufriedenheit ist weder lustig noch muthwillig; eifersüchtig auf ein so süßes Gefühl, genießt man es mit Bewußtsein, man schlürft es langsam, man ist besorgt, daß es verrauchen möchte. Ein wahrhaft glücklicher Mann spricht wenig und lacht wenig; er zieht, so zu sagen, das Wohlsein eng um sein Herz zusammen. Lärmende Spiele, rauschende Vergnügungen betäuben blos den Ekel und Ueberdruß. Wehmuth aber ist die Freundin der Wonne. Rührung und Thränen begleiten die süßesten Genüsse und das Uebermaß der Freude selbst entlockt uns weit eher Thränen, als Lachen.

Hat es auch anfangs den Schein, als wenn die Menge und Mannichfaltigkeit der Vergnügungen zum Wohlbefinden beitrüge, als wenn die Einförmigkeit eines gleichmäßig dahin fließenden Lebens von vorn herein langweilte: so findet man, bei genauerer Beobachtung, im Gegentheil, daß die angenehmste Gemüthsverfassung sich bei Maßhalten im Genusse zeigt, wo Verlangen und Abneigung wenig Herrschaft behaupten. Das Wogen des Verlangens erzeugt das Streben nach Neuem, erzeugt Unbeständigkeit. Die Eitelkeit rauschender Vergnügungen gebührt den Ekel. Man fühlt nie Ueberdruß mit seiner Lage, wenn man keine angenehmere kennt. Unter allen Bewohnern der Erde sind die Wilden am wenigsten veränderungssüchtig und langweilen sich auch darum am wenigsten. Alles ist ihnen gleichgiltig; sie suchen keinen Genuß in der Außenwelt, sondern in sich selbst. Sie verbringen ihr Leben im Nichtsthun, aber langweilen sich dabei nie.

Der Weltmann erscheint dagegen nie ohne Maske. Fast nie ist er bei sich, stets sich fremd und übelgelaunt, sobald er gezwungen ist, einmal bei sich selbst einzukehren. Die Wirklichkeit gilt ihm nichts, der Schein alles.

Ich kann nicht davon loskommen, mir auf dem Gesichte des

obengezeichneten jungen Mannes, ich weiß nicht was für ein schroffes, süßliches und affektirtes Wesen zu denken, das mißfällt und schlichte Leute zurückstößt. Allein das Gesicht des Meinigen ist eine einfache, interessante Physiognomie, welche die Zufriedenheit, die ächte Heiterkeit der Seele ausdrückt, die uns Hochachtung und Zutrauen einflößt und nur auf Freundschaftsergüsse zu warten scheint, um seine Freundschaft denen, die sich ihm nähern, zu schenken. Man meint, die Physiognomie sei bloße Entwickelung der von der Natur ausgeprägten Gesichtszüge. Ich meines Theils möchte behaupten, daß außer dieser Entwickelung die Gesichtszüge eines Menschen sich unvermerkt bildeten und zur Physiognomie gestalteten durch die wiederkehrenden und zur andern Natur werdende Einwirkung gewisser Gemüthsbeschaffenheiten. Diese Gemüthsbewegungen zeigen sich auf dem Antlitze; das steht fest. Werden sie nun zur andern Natur, so müssen sie auch auf dem Gesicht einen bleibenden Eindruck hinterlassen. So nur ist es mir erklärlich, daß die Physiognomie den Charakter verrathe und daß man bisweilen von dem einen auf das andere schließen kann, ohne eine Geheimnißkrämerei dahinter zu suchen, die Kenntnisse voraussetzt, welche uns nicht eigen sind.

Ein Kind hat nur zwei deutlich hervorstechende Gemüthsbewegungen, Freude und Schmerz. Es lacht entweder, oder es weint. Mittelzustände kennt es nicht; es geht unaufhörlich von der einen dieser Erregungen in die andere über. Dieser immerwährende Wechsel ist Ursache, daß kein bleibender Eindruck auf seinem Gesichte sich bilden, daß keine Physiognomie Platz ergreifen kann. Aber in dem Alter, wo ein stärkeres Gefühl hervortritt, wo der Mensch lebhafter und anhaltender berührt wird, werden auch die Eindrücke tiefer und lassen Spuren zurück, die sich nicht sogleich wieder verwischen. Und aus diesem habituell gewordenen Zustande

der Seele entsteht eine Zusammensetzung der Gesichtszüge, welche mit der Zeit unvertilgbar wird. Indessen ist es nichts seltenes, Menschen in verschiedenen Altersstufen ihre Physiognomie ändern zu sehen. Ich habe viele Leute dieser Art kennen gelernt; habe aber zugleich auch gefunden, daß diese Leute ihre Alltags-Neigungen gewechselt hatten. Diese eine Beobachtung, welche fest steht, scheint mir entscheidend von Gewicht zu sein, und ist in einer Abhandlung über Erziehung nicht am unrechten Orte, da es darauf ankommt, von der äußern Erscheinung auf die Gemüthsbeschaffenheit zu schließen.

Ich weiß nicht, ob mein Zögling deswegen, weil er die conventionellen Manieren nicht nachzuahmen versteht, weil er Empfindungen nicht zu heucheln weiß, die er nicht hat, weniger liebenswürdig ist. Das soll hier nicht verfochten werden. Aber ich weiß, daß er weit liebreicher sein wird und schwer fällt es mir, zu glauben, daß der, der blos sich selbst liebt, in der Verstellung so fertig sein sollte, daß er eben so sehr gefallen könne, wie derjenige, dem die Ergebenheit unter andern eine neue Quelle der Glückseligkeit öffnet. Aber diese neue Zuthat von Seligkeit anlangend, glaube ich darüber genug gesagt zu haben, um einen verständigen Lehrer auf diesen Punkt aufmerksam zu machen und zu beweisen, daß ich mir nicht widersprochen habe.

Ich kehre also auf meine Methode zurück und bemerke: Naht die Periode der Entscheidung heran, so bietet den jungen Leuten Gegenstände, die sie zurückhalten, nicht Dinge, die sie aufregen. Gebt ihrer erwachenden Einbildungskraft einen Ableiter durch Gegenstände, die ihre Sinne weniger in Flammen setzen, die die Thätigkeit derselben lähmen. Haltet sie fern von großen Städten, wo der Putz und die Frechheit der Frauenwelt dem Unterrichte der Natur zuvorkommt, wo ihrem Auge überall Vergnügungen

geboten werden, die sie nicht kennen sollen, bis sie zu wählen verstehen. Bringt sie wieder zurück an den Ort ihrer ersten Entwickelung, wo die ländliche Einfachheit ihren Leidenschaften nicht die rasche Entwickelung verstattet, oder fesselt sie die Neigung zu Künsten auch jetzt noch an die Stadt, so benutzt diese Neigung, um durch sie einem gefährlichen Müssiggange vorzubeugen. Seid sorgfältig in der Wahl ihrer Gesellschaften, ihrer Beschäftigungen, ihrer Erholungen. Führt sie auf Gemälde-Scenen, die das Gefühl wecken, aber auf eine sittsame Art, auf Scenen, welche bewegen, ohne zu verführen, die dem Gefühle Nahrung geben, ohne die Sinnlichkeit aufzuregen. Denkt aber auch daran, daß es in jeder Hinsicht Uebertreibungen gibt und daß unbezähmte Leidenschaften stets mehr Unheil anrichten, als das ist, was man durch sie vermeiden wollte. Es ist keineswegs die Rede davon, euren Zögling zu einem Krankenwärter, zu einem barmherzigen Bruder zu machen, keineswegs handelt sich's darum, durch das beständige Hinweisen auf Gegenstände des Schmerzes und Leidens seinen Blick zu trüben, keineswegs heißt dies, ihn von Elend zu Elend, von Siechhaus zu Siechhaus, von dem Richtplatze in Gefängnisse zu führen. Er soll weich gestimmt, aber nicht verhärtet werden bei dem Anblicke menschlichen Elendes. Ergreift uns der Anblick ein und desselben Schauspiels viel längere Zeit, dann macht es endlich keinen Eindruck mehr auf uns. Die Gewohnheit härtet uns gegen alles ab. Was man gar zu oft sieht, macht keinen Eindruck mehr auf die Einbildungskraft und doch ist es nur die Einbildungskraft, die uns Anderer Elend fühlen läßt. So werden Geistliche und Aerzte mitleidlos, weil sie immer sterben und leiden sehen. Euer Zögling lerne darum zwar das Loos der Menschheit und das Elend seiner Nebenmenschen kennen; aber er sei nicht zu oft Zeuge davon. Ein einziger Fall, gut gewählt und zur guten

Stunde vor Augen geführt, wird ihn für Monate beschäftigen und einen weichen Sinn einflößen. Nicht sowohl das, was er sieht, als vielmehr sein Zurückkommen auf das, was er gesehen hat, bildet in ihm das Urtheil, das er darüber fällt, und der dauernde Eindruck, den ein Gegenstand auf ihn macht; wird nicht sowohl durch das Object selbst, sondern durch den Gesichtspunkt hervorgebracht, an den man die Rückerinnerung geknüpft hat. So wird bei besonnener Anwendung von Beispielen, Lehrern, Bildern der Reiz der Sinne auf lange hinaus im Zügel gehalten erscheinen und der Natur eine andere Richtung gegeben werden, während man doch ihrer eignen Direction nur folgt.

Nach dem Maaße der von dem Zöglinge erworbenen Einsichten wählt auch die denselben entsprechende Begriffswelt; nach dem Maaße, als sich seine Begierden entflammen, seid auch auf Scenen zur Niederhaltung derselben bedacht. Ein alter Krieger, der sich eben so sehr durch seinen Lebenswandel, wie durch seinen Muth auszeichnete, erzählte mir von seinem Vater, einem vernünftigen und religiösen Manne, wie derselbe alles angewendet hätte, um in ihm die aufkeimende Liebe zu den Weibern niederzuhalten, sobald als er in den ersten Jünglingsjahren des Sohnes dieselbe zu beobachten Gelegenheit gehabt hätte. Ungeachtet aller seiner Sorgfalt aber habe derselbe bemerken müssen, daß der Sohn auf dem Punkte stehe, seiner Wachsamkeit zu entkommen, und so sei er auf den Einfall gekommen, ihn in ein Hospital für Venerische zu führen. Ohne vorher etwas darüber zu sagen, ließ er den Sohn in den Saal treten, wo eine nicht geringe Anzahl solcher Unglücklichen unter einer entsetzlichen Kur für die Lust büßten, wodurch sie sich dieser Lage ausgesetzt hatten. Bei diesem scheußlichen Anblicke, der alle Sinne mit einem Male aufregte, wäre dem Jünglinge beinahe übel geworden. „Geh', du liederlicher Bube, sagte

der Vater jetzt in heftigem Tone, und folge nun der gemeinen Neigung, die dich fortreißt; sehr bald wirst du es noch für ein Glück schätzen, wenn man dich in diesen Saal aufnimmt, wo du, ein Opfer der ehrlosesten Schmerzen, deinen Vater nöthigen wirst, Gott für deine Auflösung zu danken."

Die wenigen Worte, Angesichts dieser Scene, erschütterten den Jüngling und hinterließen einen Eindruck in ihm, der nie wieder erlosch. Durch seinen Stand verurtheilt, seine Jugend in Garnisonen zu verbringen, ließ er lieber alle Spöttereien seiner Kameraden über sich ergehen, als daß er ihre Liederlichkeit nachgeahmt hätte. „Ich hatte auch Fleisch und Blut — sagte er — hatte auch meine Schwächen; aber bis in mein hohes Alter habe ich ein öffentliches Mädchen nie ohne Grauen ansehen können." Erzieher, nur wenig Worte! aber lernt Ort, Zeit und Personen richtig wählen, kleidet nur Lehren in Beispiele und ihr könnt von ihrem Erfolge versichert sein.

Die Benutzung der Kindheit hat nicht sogar viel auf sich. Die Fehler, die hier sich einschleichen, sind noch zu heilen und das Gute, das man hier ausstreut, geht erst weit später auf. Ganz anders aber ist es zu Anfange des Alters, wo der Mensch wahrhaft zu leben beginnt. Diese Zeit reicht für den Gebrauch, den man davon machen soll, niemals aus und ihre Wichtigkeit erfordert eine unablässige Wirksamkeit. Darum dringe ich auch so sehr auf die Kunst, diesen Zeitraum ausdehnen zu lernen. Einer der besten Vorschläge für eine solche gute Anbauung ist, alles auf so lange hinaus zurückzuhalten, wie es nur möglich ist. Eure Sorgfalt muß dahin gehen, daß die Fortschritte langsam und sicher erfolgen; verhindern müßt ihr, daß der Jüngling in dem Augenblicke Mann werde, wo ihm nichts mehr zu thun übrig bleibt, um dies zu sein. So lange der Körper wächst, bilden und berei-

ten sich auch die Säfte, die bestimmt sind dem Blute Balsam, den Fibern Kräfte zuzuführen. Wenn man dieselben einen andern Weg nehmen läßt, wenn man sie, die bestimmt sind, ein Individuum zu vollenden, zur Bildung eines andern dienen läßt, so werden beide in einem Zustande der Schwäche bleiben, das Werk der Natur erreicht keine Vollkommenheit. Die Wirksamkeit des Geistes empfindet ebenfalls diese Alteration; die Seele, eben so schwach wie der Leib, entwickelt nur eine schwache und matte Thätigkeit. Zwar ist weder der Muth noch das Genie eine Folge großer und starker Glieder, ja ich bemerke wohl gar, daß die Kraft der Seele durchaus nicht harmonirt mit der des Körpers, wenn anders die geheimen Organe der Verbindung zwischen beiden Theilen übel beschaffen sind; aber wie gut auch diese Organe beschaffen sein mögen, immer werden sie schwach sich äußern, wenn sie als Triebfeder nichts haben, als nur ein erschöpftes und ausgesaugtes Blut, das derjenigen Substanz beraubt erscheint, welche Kraft und Geschmeidigkeit in alle Theile der Maschine bringt. Im allgemeinen bemerkt man bei Menschen, die in ihren jüngern Jahren sich vor einer frühzeitigen Zerrüttung bewahrten, mehr Lebendigkeit der Seele, als bei denen, wo die Liederlichkeit begonnen hat, sobald als die Möglichkeit, sich derselben zu überlassen, gegeben war. Ohne Zweifel ist dies auch eine von den Ursachen, warum gesittete Völker gewöhnlich vernünftiger und muthiger sind als ungebildete. Die letztern schimmern einzig und allein durch — ich weiß mich nicht auszudrücken — kleine Eigenschaften, dünn und schlank, die sie Witz, Schärfe der Sinne, Schlauheit nennen; aber eine großartige und edle Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft, die den Menschen durch gute Thaten, durch Tugenden, durch wahrhaft nützliche Bestrebungen hervortreten und sich hervorthun läßt, findet sich blos bei ersteren.

Die Lehrer klagen darüber, daß die Lebendigkeit dieser Altersstufe die Zöglinge unfolgsam mache, und ich habe Gelegenheit dies zu beobachten. Aber ist das nicht vielleicht ihre eigne Schuld? Entgeht ihnen denn die Erfahrung, daß man dieser Lebendigkeit eine andere Richtung wiedergeben kann, sobald man derselben einmal freien Lauf nach der Sinnenwelt hin hat nehmen lassen? Werden die langen und kalten Moralvorlesungen eines Pedanten in dem Gemüthe des Zöglings die Bilder der Lust wieder verwischen, die dasselbe aufgenommen hat? Werden sie die Sehnsucht zu bannen vermögen, die das Herz quält? Werden sie nach erfolgtem Genuß die Gluth des Temperaments zu tilgen im Stande sein? Wird er gegen die Hindernisse nicht in den Harnisch treten, die sich dem einzigen Glücke widersetzen, wovon er einen Begriff hat? Und was anders kann er in dem harten Gesetze, das man ihm vorschreibt, ohne daß es ihm erklärlich wäre, finden, als Eigensinn und Mißgunst eines Menschen, der ihn zu martern bemüht ist? Soll man sich wundern, wenn er sich auflehnt und wieder haßt?

Ich weiß wohl, daß man sich nachsichtig und dadurch erträglicher machen, daß man dadurch scheinbar ein Ansehen behaupten kann. Aber ich sehe nicht recht ein, wozu dann das Ansehen nütze, wenn durch Nichtüberwachung des Zöglings die Fehler, die das Ansehen unterdrücken soll, vielmehr gehegt werden. Das ist eben so, als wenn ein Zureiter ein wildes Roß in einen Abgrund hinab setzen ließe, um es zu bändigen.

Dieses Jünglingfeuer aber ist nicht nur kein Hinderniß für die Erziehung, sondern vielmehr ein Mittel ihrer Vollkommenheit und Vollendung. Eben dieses Feuer gibt euch den Sieg über das Herz des Jünglings, sobald es nur nicht so stark ist, als ihr selbst seid. Die ersten Leidenschaften des Jünglings sind der Zaum, womit

ihr alle seine Regungen leiten könnet. Erst war er frei, jetzt ist er gefesselt. So lange er noch an nichts mit Liebe hing, hing er auch nur von sich und seinen Bedürfnissen ab; sobald als er aber liebt, hängt er von den Gegenständen seiner Liebe ab. Auf diese Weise knüpften sich die ersten Fäden, die ihn mit Wesen seiner Gattung vereinigen. Während sich aber seine aufkeimenden Gefühle seiner Gattung zuwenden, so meint ja nicht, daß dieselben Anfangs auch gleich alle Menschen in sich begriffen, und daß der Ausdruck: „Menschengeschlecht," für ihn etwas von Bedeutung wäre. Nein, dies Gefühl wird sich zuvörderst auf seines Gleichen beschränken, und Fremde sind ihm nicht seines Gleichen; sondern diejenigen sind es, mit denen er in Verbindung lebt, diejenigen, die der Umgang ihm lieb und zum Bedürfniß gemacht hat, diejenigen, an denen er augenfällig bemerkt, daß sie mit ihm einerlei Gedanken und Empfindungen theilen, diejenigen, die er eben denselben Beschwernissen ausgesetzt sieht, welche er ausgehalten hat und welche für das Vergnügen, woran er Gefallen findet, ebenfalls Sinn haben; nur diejenigen flößen ihm die stärkste Zuneigung ein, bei denen sich die stärkste Aehnlichkeit des Naturells offenbart. Dies geschieht aber nicht eher, als bis er sein Naturell auf tausenderlei Weise angebaut, als bis er mancherlei Reflexionen über seine eignen Gefühle und über diejenigen, die er an Andern wahrnimmt, angestellt hat. Dann erst vermag er, seine individuellen Ansichten bis zu dem abstracten Begriffe: „Menschheit" auszudehnen und seinen persönlichen Neigungen diejenigen anzufügen, die ihn mit seiner Gattung zu einigen vermögen.

Fähig geworden für Hingebung, wird er nun auch empfänglich für die Zuneigung Anderer 3), und dadurch auch aufmerksam

---

3) Die Zuneigung kann einer Erwiederung entbehren, die Freund-

auf die Zeichen dieser Neigung. Bemerkt ihr, was ihr hier wieder für eine neue Herrschaft über ihn erhaltet? Welche Bande könnt ihr daher schon um sein Herz geschlungen haben, ehe er dies wahrzunehmen vermag! Was muß er denn nicht fühlen, wenn er auf sich selbst aufmerksam wird und bemerkt, was ihr für ihn gethan habt; wenn er sich mit anderen jungen Leuten seines Alters und euch mit anderen Erziehern zu vergleichen im Stande sein wird! Ich sage: wenn er es bemerken wird; hütet euch aber ja, es ihm zu sagen. Sagt ihr es ihm, so wird er es nicht mehr bemerken. Wenn ihr von ihm als Entgeld für eure ihm erwiesene Sorgfalt Gehorsam fordert, so wird er glauben, ihr habt ihn überlistet; er wird sich sagen, er schien nur absichtslos und uneigennützig mich zu verbinden, hat mich aber mit einer Schuld belastet und mich durch einen Contract binden wollen, in den ich nicht gewilligt habe. Vergebens werdet ihr anmerken, daß alles, was ihr fordert, nur zu seinem Besten sei: ihr fordert ja doch und fordert in Bezug auf das, was ihr ohne seine Einwilligung abgemacht habt. Wenn ein Unglücklicher Geld nimmt, das man ihm zu schenken sich stellt, und er sich alsdann wider Willen als Rekruten angeworben findet, so schreit ihr über Ungerechtigkeit. Seid ihr aber nicht noch viel ungerechter, wenn ihr von euerem Zöglinge einen Preis für euere Sorgfalt verlangt, die er nie bewilligt hat?

Die Undankbarkeit würde gar selten sein, wenn es nicht so viele eigennützige Wohlthaten gäbe. Man liebt den, der uns etwas

---

schaft niemals. Letztere ist ein Austausch, ein Vertrag wie jeder andere; freilich aber der heiligste von allen. Das Wort: „Freund" hat kein anderes Echo als sich selbst. Wer nicht Freund seines Freundes ist, ist ganz sicher ein Betrüger; denn man kann nur Freundschaft schließen, wenn man sich selbst als Freund beweist, oder Freundschaft heuchelt.

Gutes erzeugt hat; das ist eine ganz natürliche Empfindung! Undankbarkeit liegt nicht in dem menschlichen Herzen; wohl aber der Eigennutz. Es gibt viel weniger Undankbare, die man sich doch verpflichtet hat, als vielmehr eigennützige Wohlthäter. Wenn ihr eure Wohlthaten ausbietet, so merkte ich nur den Preis; wenn ihr euch aber stellt, als schenktet ihr mir etwas und verkauft es mir dennoch zu einem nur von euch beliebten Preise, so betrügt ihr. Nur die freiwillige Absichtslosigkeit des Gebens macht die Gabe schätzbar. Das Herz nimmt blos von sich selbst Gesetze an; wenn man es fesseln will, so löst man gerade die Bande; aber fesselt es durch gewährte Freiheit.

Wenn der Fischer den Köder in's Wasser bringt, so schwimmt der Fisch heran und bleibt ohne Mißtrauen in der Nähe; sobald er aber den unter der Lockspeise verborgenen Haken fühlt, und die Schnur angezogen wird, so sucht er zu entfliehen. Ist der Fischer ein Wohlthäter? Der Fisch ein Undankbarer? Erfährt man jemals, daß ein Mensch, der von seinem Wohlthäter vergessen worden ist, diesen Wohlthäter vergessen hat? Im Gegentheil, er spricht beständig mit Vergnügen von ihm, er kann ohne Herzlichkeit nicht an ihn denken. Findet er Gelegenheit, ihm durch irgend einen zufälligen Dienst zu zeigen, daß er sich an die erhaltenen Wohlthaten erinnere, mit welchem inneren Wohlbehagen leistet er nicht seiner Dankbarkeit Gnüge! Mit welcher innigen Freude gibt er sich nicht wieder zu erkennen! Mit welchem Entzücken sagt er nicht zu ihm: „Jetzt ist die Reihe an mir!" — Das ist die reine Stimme der Natur; nie hat eine Wohlthat undankbar gemacht.

Wenn also die Erkenntlichkeit eine natürliche Regung ist und ihr das Walten derselben nicht durch euere Fehler zerstört, so seid versichert, daß euer Zögling, sobald er den Werth euerer Bemü-

hungen einsehen lernt, sich auch erkenntlich dafür zeigen wird, wofern ihr nur nicht selbst den Preis bestimmt; daß diese Bemühungen euch in seinem Herzen ein Ansehen verschaffen werden, welches durch nichts erschüttert werden kann. Bevor ihr aber dieses Vortheils versichert seid, so verwahrt euch vor der Beraubung desselben dadurch, daß ihr euch Gewicht über ihn zu verschaffen sucht. Euere Verdienste gegen ihn herausstreichen, heißt, dieselben ihn verleiden; sie unberührt lassen, heißt, bewirken, daß er sich daran erinnert. Bevor der Zögling als Mann behandelt werden kann, darf niemals die Rede von einer Pflicht gegen euch sein, sondern nur immer von Pflichten gegen sich. Um ihn geneigt für euren Unterricht zu machen, laßt ihm seine ganze Freiheit. Entzieht euch ihm, damit er euch suche; erhebt seine Seele zu dem edeln Gefühle der Erkenntlichkeit dadurch, daß ihr mit ihm einzig nur in seinem Interesse redet. Ich wünschte, daß man ihm nicht sagen sollte, was man zu seinem Besten gethan habe, bis er im Stande wäre, dies zu beurtheilen; denn er würde in solchen Gesprächen nur euere Abhängigkeit herausgefühlt, und euch für seinen Diener angesehen haben. Nunmehr aber, wo er empfinden lernt, was Liebe ist, fühlt er auch, welch' ein zärtliches Band einen Menschen an den knüpfen könne, den er liebt und jetzt erblickt er in dem Eifer, der euch treibt, sich unaufhörlich mit ihm zu beschäftigen, nicht mehr die Anhänglichkeit eines Knechtes, sondern die Zärtlichkeit eines Freundes. Nichts aber spricht stärker zu dem menschlichen Herzen als die Stimme recht erkannter Freundschaft, weil man weiß, daß sie stets nur unseren Vortheil im Auge hat. Man kann zwar des Glaubens leben, daß ein Freund sich selbst täusche, nie aber, daß er uns hintergehen wolle. Daher widerspricht man wohl auch zuweilen seinen Rathschlägen, nie aber verachtet man sie.

Jetzt endlich treten wir in die moralische Welt ein. Es ist ein zweiter männlicher Schritt, den wir thun. Wenn hier der Ort dazu wäre, so würde ich zu zeigen mich bemühen, wie aus den ersten Regungen des Herzens sich die ersten Laute des Gewissens entwickeln und wie aus den Empfindungen der Liebe und des Hasses die ersten Begriffe von gut und böse entstehen. Ich würde zeigen, daß Gerechtigkeit und Güte nicht blos abstracte Ausdrücke, nicht blos durch die Logik geformte moralische Folgerungen sind, sondern wirkliche Gefühle der durch die Vernunft erleuchteten Seele und nur ein geregelter Verfolg unsrer ursprünglichen Gefühle; ich würde zeigen, daß man durch die Vernunft allein und ohne das Bewußtsein (Gewissen) kein naturgemäßes Gesetz aufstellen kann; daß alles Naturrecht nur ein Hirngespinnst ist, wenn es nicht auf ein dem menschlichen Herzen natürliches Bedürfniß gegründet ist[4]). Allein ich halte dafür, hier keine me-

4) Selbst das Gebot, gegen Andere zu handeln, wie wir wünschen, daß man gegen uns handele, erhält seine wahre Begründung nur durch das Bewußtsein (Gewissen) und durch das Gefühl; denn wo liegt wohl der zwingende Grund, daß ich, als Ich, so handeln soll, wie wenn ich ein Anderer wäre, zumal wenn ich moralisch versichert sein dürfte, daß ich niemals in denselben Fall kommen dürfte? Und wer steht mir dafür, daß ich durch treues Befolgen dieses Grundsatzes erlangen werde, ihn von Anderen auch gegen mich befolgt zu sehen? Der Böse zieht aus der Frömmigkeit des Gerechten und aus seiner eignen Ungerechtigkeit Vortheil; es ist ihm ganz recht, wenn alle Welt rechtschaffen ist, außer ihm allein. Dieser Vertrag, sage man, was man wolle, ist für die Guten durchaus nachtheilig. Wenn aber die Gewalt einer sich über Andere ausstreckenden Seele mich mit meines Gleichen vereint, wenn ich mich, so zu sagen, in ihm wiederfinde, so wünsche ich nicht, daß er Leiden erdulde, damit ich nicht selbst leiden muß. Ich nehme mich seiner aus Liebe zu mir selbst an; und die Begründung des Gebots liegt in der Natur selbst, weil diese nie das Verlangen nach Wohlsein einflößt, ich möge mich nun auch antref-

taphysische und moralische Abhandlung geben oder überhaupt einen wirklichen Studien-Cursus entwerfen zu müssen: und so ist es genug, wenn ich die Ordnung und das Fortschreiten unserer Erkenntnisse, mit Bezug auf unsere Beschaffenheit angebe. Andere werden vielleicht aus einander setzen, was ich hier nur andeute.

Mein Emil hatte bisher sein Auge blos auf sich selbst gerichtet. Der erste Blick, den er auf seines Gleichen wirft, führt ihn zum Vergleiche seiner mit jenen, und die erste Empfindung, die daraus hervorgeht, ist, daß er den ersten Platz einzunehmen wünscht. Hier nun ist der Punkt, wo sich die Selbstliebe in Eigenliebe umgestaltet, von der alle Leidenschaften, die mit ihr zusammenhängen, ihr Entstehen datiren. Um aber entscheiden zu können, ob die Leidenschaften, welche in seinem Charakter nach Herrschaft streben, auch die menschlichen und milden, oder die rohen und verderblichen sind, ob es die Leidenschaften des Wohlthuns und der Barmherzigkeit, oder des Neides und der Habsucht sind, muß er die Stellung kennen, in die er unter den Menschen einst kommen wird, und von welcher Art die Hindernisse sein werden, die er vielleicht überwinden zu müssen annehmen darf, damit er dadurch die Stellung herausfindet, die er einnehmen möchte.

Um ihn bei dieser Untersuchung zu leiten, so muß man ihm nun, der bisher die Menschen blos nach den seiner Gattung gemeinsamen Eigenschaften kennen gelernt hat, mit den Verschie-

---

sen, in welcher Stellung es immer wolle. Hieraus ziehe ich den Schluß, es sei nicht wahr, daß die Gebote des Naturgesetzes in der bloßen Vernunft begründet liegen; sie haben vielmehr eine weit festere, sichere Basis. Liebe zu den Menschen, entsprungen aus der Liebe zu sich selbst, das ist das Prinzip aller menschlichen Gerechtigkeit. Die Summe der gesammten Moral ist in dem Evangelium, in diesem einen Gesetze niedergelegt.

denheiten, die unter denselben statt finden, bekannt machen. Hier nun stößt man auf ein gutes Theil natürlicher und bürgerlicher Ungleichheit, überhaupt aber auf das Bild unsrer Gesellschaftsordnung.

Man muß die Gesellschaft in den Menschen, und die Menschen in der Gesellschaft studiren. Wer die Politik und die Moral getrennt von einander abhandeln will, wird in keine von beiden Disciplinen Einsicht erlangen. Berücksichtigt man zuvörderst die ursprünglichen Verhältnisse, so wird man bemerken, wie die Menschen nothwendiger Weise dadurch berührt werden und welche Leidenschaften daraus entstehen müssen; wird sehen, daß die Leidenschaften mit den Fortschritten wechselseitig entweder sich vervielfältigen oder sich vereinfachen. Weniger durch die Gewalt der Arme, als durch die Mäßigung der Herzen werden die Menschen unabhängig und frei. Wer wenig begehrt, hängt von Wenigen ab. Weil man aber unsere unnöthigen Begehrnisse unaufhörlich mit unseren physischen Bedürfnissen verwechselt, so haben diejenigen, die die letzteren zur Basis in der Menschengesellschaft machen, immer die Wirkung für die Ursache angesehen und nichts erzielt, als Irrthum in ihren Schlußreihen.

Factisch findet sich im Zustande der Natur eine wirkliche und unauflösliche Gleichheit, weil in diesem Zustande der bloße Unterschied zwischen Mensch und Mensch unmöglich so groß werden kann, daß daraus eine Abhängigkeit des Einen von dem Andern entstünde. Im Bürgerthume gibt es eine gesetzliche Gleichheit, die aber eitel und ein bloßes Hirngespinnst ist, weil die zu ihrer Aufrechthaltung bestimmten Mittel selbst zu ihrer Zerstörung dienen, indem die öffentliche Gewalt, dem Gewalthaber zur Niederhaltung des Geringern dient und die Gleichheit zerstört, welche die Natur

unter den Menschen einrichtete[5]). Aus diesem anfänglichen Widerspruche gehen alle die übrigen, welche im bürgerlichen Leben zwischen dem Scheine und der Wirklichkeit wahrzunehmen sind, hervor. Immer wird die Masse das Opfer der Minderzahl bleiben, und die öffentliche Wohlfahrt dem Privatvortheile als Opfer fallen; immer werden die prunkenden Namen: Gerechtigkeit und Gehorsam, der Gewalt zu Werkzeugen, der Ungerechtigkeit zu Waffen dienen. Hieraus geht hervor, daß die angesehenen Stände behaupten, sie seien zum Vortheile der andern da, in Wahrheit aber sind sie nur ihres eignen Nutzens willen und auf Unkosten der Andern vorhanden, und darnach muß man die Achtung abwägen, die ihnen von Vernunft und Rechts wegen gebührt. Auch ist noch zu berücksichtigen, ob der Rang, den sie sich geben, auch wirklich zu dem Glücke derer beitragen kann, die sich desselben bemeistert haben, damit jeder von uns befähigt wird, seine eigne Lage zu beurtheilen. Das ist es, was wir jetzt lernen müssen. Um dies aber recht zu lernen, müssen wir bei der Kenntniß des menschlichen Herzens anfangen.

Käme es nur darauf an, dem Jünglinge den Menschen als Maske zu zeigen, so könnte man dieses Zeigen ganz unterlassen; er würde stets mehr als zu viel davon sehen. Allein da die Maske niemals der Mensch selbst ist und da die Uebertünchung nie täuschen soll, so malet ihm die Menschen, wenn ihr sie einmal malt, wie sie sind; nicht damit er sie hasse, sondern, damit er sie bedauere, und ihnen nicht ähnlich zu werden suche. Das ist, meiner Mei-

---

5) Im Allgemeinen liegt es überall im Geiste der Gesetze, daß der Gewaltige stets vor dem Niedern, der Begüterte vor dem Unbegüterten begünstigt erscheint. Dieser Nachtheil ist unvermeidlich und es findet durchaus keine Ausnahme statt.

nung nach, das richtigste Gefühl, das der Mensch in Ansehung seiner Gattung haben kann.

Bei solchen Ansichten müssen wir nothwendig einen ganz andern, als den bisher genommenen Weg einschlagen; der Jüngling muß mehr durch die Erfahrung an Andern, als durch die Erfahrung an sich selbst unterrichtet werden. Täuschten ihn die Menschen, so würde er mit Haß gegen sie erfüllt werden; bemerkt er aber, daß, während sie ihm Achtung erweisen, sie sich gegenseitig betrügen, so wird er sie bemitleiden. Der Schauplatz der Welt, spricht Pythagoras, gleicht dem Schauplatze der olympischen Spiele. Da haben Einige Buden aufgeschlagen, und beschäftigen sich nur mit dem Gewinne. Andere setzen ihre Person auf's Spiel und suchen den Ruhm; noch Andere sehen dem Spiele blos zu und das sind nicht die Schlechtesten.

Ich wünschte, man könnte die Gesellschaften für einen Jüngling dergestalt aussuchen, daß er von denen, mit welchen er zu leben hat, gut denken müßte, daß er aber zugleich auch die Welt so gut kennen lernte, um alles das, was in ihr vorgeht, satt zu bekommen. Er müßte wissen, daß der Mensch von Natur gut ist; er müßte es herausfühlen, müßte von sich auf seinen Nächsten schließen; er müßte aber auch wahrnehmen, daß die Gesellschaft die Menschen verderbe und verschlechtere; er müßte in ihren Vorurtheilen die Quelle aller ihrer Fehler finden; müßte jeden Einzelnen schätzen, die Menge aber verachten lernen; müßte bemerken, daß jeder ungefähr dieselbe Maske trage, aber auch wissen, daß es Physiognomieen gibt, welche weit schöner sind als ihre Maske.

Es ist allerdings zuzugeben, daß diese Methode ihr Unbequemes hat und nicht leicht auszuführen ist. Wird nämlich der Jüngling zu früh Beobachter, gewöhnt ihr ihn, die Handlungen Anderer gar zu sehr zu durchkundschaften, so macht ihr einen Ver-

leumder, einen Spötter aus ihm, der allezeit fertig und schneidend in seinem Urtheile ist. Er wird sich das häßliche Vergnügen machen, alles auf eine falsche Art auszulegen, nichts von der guten Seite anzusehen, selbst das nicht, was gut ist. Wenigstens wird er sich an den Anblick des Lasters gewöhnen und die Schlechten ohne Abscheu beobachten, wie man sich z. B. gewöhnt, Unglückliche ohne Mitleiden anzuschauen. Bald wird ihm die allgemeine Verkehrtheit nicht sowohl zur Warnung, als vielmehr zur Entschuldigung dienen. Er wird sich sagen, wenn der Mensch so ist, so muß er absichtlich nicht anders sein wollen.

Wollt ihr ihn dagegen nach Grundsätzen erziehen, wollt ihr ihn neben der Kenntniß des menschlichen Herzens auch mit den äußerlich hinzutretenden Ursachen bekannt machen, die unsere Neigungen in Laster verwandeln, ihn auf diese Weise mit einem Schlage aus der Sinnenwelt in die moralische Welt versetzen; so müßt ihr in eine Metaphysik eingehen, die er nicht im Stande ist zu fassen. Ihr verfallt auf das Unstatthafte, das bisher so sorgfältig vermieden wurde und gebt ihm Lehren, denen ähnlich, welche in seiner Seele die Erfahrung und die Autorität des Lehrers an die Stelle seiner eignen Erfahrung, seiner eignen Vernunft einschieben.

Um beide Unstatthaftigkeiten auf einmal zu heben, um ihn das menschliche Herz seinen Fähigkeiten gemäß kennen zu lehren, ohne das seinige irgend einer Gefahr auszusetzen, möchte ich ihm die Menschen gern von fern zeigen; ich möchte sie ihm aus andern Zeiten und andern Zonen darstellen, kurz so vorführen, daß er den Schauplatz vor sich haben sollte, ohne daran zu denken, daß er selbst jemals handelnd auftreten könnte. Das ist nun der Zeitpunkt für die Geschichte. Durch sie soll er auch ohne die Weisheit der Philosophie in dem menschlichen Herzen lesen; in ihr

wird er, als bloßer Zuschauer, ohne Eigennutz und Leidenschaft, als Richter, nicht aber als Mitschuldiger oder Ankläger der Menschen auftreten.

Um die Menschen kennen zu lernen, muß man sie handeln sehen. In dem Verkehre der Welt hört man sie nur sprechen; sie zeigen ihre Worte, verbergen aber ihre Handlungen. In der Geschichte jedoch stehen sie unverschleiert da und man ist im Stande, ihre Thaten zu beurtheilen. Selbst ihre Reden tragen zu ihrer Würdigung bei; denn, sobald man nur ihre Thaten mit ihren Worten vergleicht, so erblickt man mit einem Male, was sie sind und was sie scheinen wollen. Je mehr sie sich verstecken, desto eher findet man sie.

Unglücklicher Weise hat aber auch dieses Studium seine Gefahren, seine mannichfachen Unbequemlichkeiten. Es ist schwer, sich auf einen Standpunkt zu versetzen, von wo aus man seines Gleichen nach Billigkeit zu beurtheilen vermag. Ein bedeutender Fehler der Geschichte ist der, daß sie die Menschen lieber von einer schlimmen, als von einer guten Seite nimmt. Da sie nur Interesse an Volksbewegungen, an großen Glückswechseln zeigt, so weiß sie nichts zu erzählen, so lange ein Volk unter der Ruhe einer friedlichen Regierung emporkeimt. Erst dann beginnt sie ihre Erzählung, wenn ein Volk, sich selbst nicht mehr genug, in die Angelegenheiten seiner Nachbarn sich mischt, oder wenn es die letztern Theil an seinen eignen Angelegenheiten nehmen läßt. Sie beleuchtet die Völker, wenn diese schon in ihrem Falle begriffen sind. Alle unsere Geschichtserzählungen fangen da an, wo sie aufhören sollten. Wir kennen die Geschichte der Völker, welche sich aufreiben, sehr genau, es fehlt uns aber die Geschichte derjenigen Völker, die sich emporarbeiten. Diese sind so glücklich und so weise, daß man von ihnen nichts zu sagen hat. Und in der That, wir

machen selbst in unsern Tagen die Erfahrung, daß man von den Staaten, die am besten verwaltet werden, das wenigste redet. Wir kennen also nur das Schlechte. Das Gute macht kaum Epoche. Nur der Böswillige wird berühmt, die Guten werden vergessen oder dem Gelächter Preis gegeben. Die Zeit, sagt Baco, gleicht einem großen Flusse, sie führt uns nur das Leichte, das weniger Solide zu. Das Gewichtigste bleibt auf dem Grunde und wird in dem Schlamme des weiten Bettes begraben. Auf diese Art verleumdet Geschichte und Philosophie ohne Unterlaß das Menschengeschlecht.

Noch mehr! Keineswegs sind die durch die Geschichte aufgezeichneten Thatsachen das getreue Abbild dieser Thaten, so wie dieselben sich ereignet haben. Diese formen sich in dem Kopfe des Geschichtsschreibers um, sie modeln sich nach seinen Interessen, nehmen den Anstrich seiner Vorurtheile an. Wer verstünde es den Leser genau an den Ort des Schauspiels zu versetzen, daß er eine Begebenheit zu erblicken im Stande wäre, wie sie sich ereignet hat? Die Unwissenheit oder die Partheilichkeit entstellen alles. Wie vielerlei Gestalten kann man nicht einer geschichtlichen Thatsache geben, ohne daß man sie deshalb selbst verfälscht, blos durch die Vergrößerung oder Verkleinerung der damit in Verbindung stehenden Umstände? Bringt ein und denselben Gegenstand unter verschiedene Gesichtspunkte, kaum wird er noch als eben derselbe erscheinen, und gleichwohl ist nichts verändert worden, als der Blick des Beschauers. Reicht es hin zur Steuer der Wahrheit, daß man mir eine wahre Begebenheit erzählt, während man mir sie doch ganz anders darstellt, als wie sie sich ereignet hat? Wie oft hat, bald mehr bald weniger, ein Baum, ein Felsen rechts oder links, eine von einem Wirbelwinde aufgejagte Staubwolke, den Ausgang einer Schlacht entschieden, ohne daß Jemand darauf

geachtet hätte! Aber behindert dieß den Geschichtsschreiber, euch eine ganz andere Ursache der Niederlage oder des Sieges mit einer solchen Zuversicht zu nennen, als ob er dabei zugegen gewesen wäre? Was nützen mir aber die Thatsachen selbst, wenn mir die Beweggründe davon unbekannt bleiben? Welche Lehren kann ich aus einer Begebenheit ziehen, von der ich die Ursache nicht erfahre? Der Geschichtsschreiber gibt zwar eine an, aber er erdichtet sie, und selbst die Kritik, von der so viel Aufhebens gemacht wird, ist nichts weiter als die Kunst, Vermuthungen aufzustellen, die Kunst, aus vielen Lügen diejenige hervorzuheben, die der Wahrheit am nächsten kommt.

Habt ihr wohl je die Cleopatra, oder die Kassandra, oder ein anderes derartiges Buch gelesen? Der Verfasser wählt eine bekannte Begebenheit heraus, diese modelt er nach seinen Ansichten, schmückt sie mit Einzelnheiten von seiner Erfindung aus, mit Personen, die niemals existirten, mit Charaktergemälden seiner Phantasie und setzt so Erdichtung auf Erdichtung, um sein Buch angenehm zu machen. Ich finde keinen großen Unterschied zwischen solchen Romanen und euren Geschichten, außer vielleicht, daß der Romanschreiber sich seiner Einbildungskraft überläßt, der Geschichtsschreiber aber sich der Phantasie Anderer unterordnet. Ich füge noch bei, daß, wenn man will, der erstere noch einen moralischen Zweck, es sei nun ein edler oder unedler, sich setzt, während der andere daran gar nicht denkt.

Man kann mir entgegnen, es komme weniger auf geschichtliche Treue, als vielmehr auf wahrhafte Schilderung von Sitten und Charakteren an. Wenn nur das menschliche Herz treffend gezeichnet werde, so sei es nicht von Belang, ob die Begebenheiten treu wiedergegeben worden wären; denn überhaupt, wird man nebenbei bemerken, was thun wir mit den vor 2000 Jahren

geschehenen Thaten? Man hätte Recht, wenn die Charakterzeichnungen nämlich recht naturgetreu wären; aber wenn die Meisten ihr Modell nur in der Phantasie des Geschichtsschreibers haben, so verfällt man ja eben in die Unbequemlichkeit zurück, der man entgehen wollte und räumt der Autorität des Geschichtsschreibers das ein, was man der des Lehrers entziehen wollte? Soll mein Zögling nur Phantasiestücke zu sehen bekommen, so will ich sie lieber selbst zeichnen, als dies der Hand eines Andern überlassen. Sie werden dann gewiß wenigstens mehr für ihn passen.

Die gefährlichsten Geschichtsschreiber für einen jungen Menschen sind die, welche Urtheile fällen. Thatsachen! Thatsachen! Beurtheilen soll er sie selbst. Nur so kann er Menschenkenntniß sammeln. Wenn des Verfassers Urtheil ihn unaufhörlich leitet, so sieht er nur durch das Glas eines Andern, und wenn dasselbe ihm fehlt, sieht er gar nichts mehr.

Die Geschichte der Neuzeit lasse ich auf sich beruhen; nicht allein, weil sie keine Physiognomie mehr hat und weil die Menschen unserer Zeit einander alle gleich sind, sondern auch, weil unsere Geschichtsschreiber einzig und allein auf's Brilliren aus sind, nur darauf Bedacht nehmen, mit starken Farben aufgetragene Charaktergemälde zu geben, wenn sie auch weiter gar nichts darstellen[6]. Im Allgemeinen geben die Alten weniger Malerei, bringen weniger Witz, und mehr Verstand in ihre Urtheile. Dennoch aber muß man auch unter ihnen eine große Auswahl treffen und darf anfänglich nicht die wählen, die die Thatsachen am häufigsten beurtheilen, sondern die, welche am einfachsten erzählen.

---

6) So Davila, Guicciardin, Strada, Solis, Machiavel und zuweilen sogar de Thou. Vertot ist vielleicht der einzige, der zu zeichnen versteht, ohne zu malen.

Ich möchte einem Jünglinge weder den Polybius, noch den Sallust an die Hand geben. Tacitus ist eine Lectüre für erfahrene Leute, junge Männer sind nicht im Stande ihn zu verstehen. Erst muß man aus den menschlichen Handlungen die Grundzüge des Menschenherzens studirt haben, bevor man die Tiefen seines Geistes ergründen will; ehe man in den Grundsätzen lesen will, muß man in den Handlungen zu lesen gelernt haben. Das Studium von Maximen setzt Erfahrung voraus. Die Jugend muß nichts im Allgemeinen vornehmen, ihr ganzer Unterricht muß auf Einzelnheiten hinauslaufen.

Thucydides ist, nach meinem Urtheile, das wahre Muster des Historikers. Er erzählt die Thatsachen ohne Räsonnements. Aber er läßt keinen Umstand unberührt, der uns selbst zu einem Urtheile nöthigen könnte. Was er erzählt, stellt er dem Leser vor Augen, er selbst stellt sich nicht zwischen den Leser und die Begebenheiten, er zieht sich in den Hintergrund, man glaubt nicht sowohl zu lesen, als vielmehr zu schauen. Unglücklicher Weise spricht er beständig nur vom Kriege und man findet in seinen Erzählungen fast nichts, als das allerdürftigste Zeug von der Welt, nämlich die Beschreibung von Schlachten. Der Rückzug der Zehntausende und die Commentarien des Cäsars haben fast gleiches Gute und gleiche Fehler. Der gute Herodot, der ohne Malerei, ohne untergelegte Maximen, aber fließend, naiv erzählt und in interessante Einzelnheiten eingeht, wäre vielleicht der Beste unter den Historikern, wenn eben diese Einzelnheiten nicht manchmal in kindische Einfalt übergingen, die mehr dazu beiträgt, die Jugend zu verderben, als sie zu bilden. Man muß schon viel urtheilen gelernt haben, wenn man ihn lesen will. Vom Titus Livius will ich nichts erwähnen, er wird weiter unten an die Reihe kommen;

aber er ist Staatsmann, Redner, kurz alles, was für das Jugendalter sich nicht eignet.

Die Geschichte überhaupt ist darin mangelhaft, daß sie nur sinnlich auffallende und hervorstechende Thatsachen aufzeichnet, die man durch Namen, Orte und Jahrzahlen festhalten kann; während sie die langsam und stufenweis fortschreitenden Ursachen der Ereignisse stets unberücksichtigt läßt, weil sie nicht auf die angegebene Art aufgemerkt werden können. Oft sucht man in einer gewonnenen oder verlorenen Schlacht den Grund einer Staatsumwälzung, obgleich dieselbe schon vorher unvermeidlich geworden war. Der Krieg offenbart in der Regel nur Begebenheiten, die schon vorher durch moralische Ursachen bedingt waren, wiewohl die Geschichtsschreiber dieselben selten zu durchschauen verstehen.

Zwar hat der philosophische Geist unsers Jahrhunderts viele Schriftsteller solchen Reflectionen zugewandt; dennoch aber zweifle ich, daß die Wahrheit durch ihre Arbeiten gefördert worden ist. Aller hat sich die Systemwuth bemächtigt, keiner will die Dinge sehen, wie sie sind, sondern wie sie in sein System passen.

Dazu kommt noch, daß die Geschichte weit öfter Thatsachen als Menschen zeichnet, weil sie letztere nur in gewissen hervorstechenden Momenten, wo sie in ihren Gallakleidern sind, auffaßt. Sie stellt nur den öffentlichen Menschen dar, der sich auf das Sehenlassen vorbereitet hat. Sie begleitet ihn nicht in sein Hauswesen, in sein Arbeitszimmer, in seine Familie, in den Kreis seiner Freunde, sie zeichnet ihn nur, wenn er öffentlich auftritt; sie malt mehr sein Kleid, als seine Person.

Ich möchte für den Anfang im Studium des menschlichen Herzens am liebsten Lebensbeschreibungen vorschlagen; denn hier mag sich der Mensch in den Hintergrund ziehen, wie er will, der Geschichtsschreiber verfolgt ihn aller Wege. Er läßt ihm keinen

Augenblick Ruhe, vergönnt ihm keinen Winkel, um dem forschenden Auge des Beobachters zu entgehen; und gerade wenn er sich am meisten geborgen glaubt, läßt ihn der Andere am besten sehen. „Diejenigen — sagt Montaigne — welche Biographieen schreiben, sagen mir am meisten zu, sobald sie mehr Betrachtungen als Begebenheiten lieben, sich mehr um das Innere, als das Aeußere kümmern; darum ist auch Plutarch mein Mann."

Allerdings ist der Geist der Gesellschaft oder des Volkes etwas himmelweit Verschiedenes von dem Charakter eines Einzelnen und man würde das menschliche Herz sehr unvollkommen studiren, wenn man den Menschen nicht auch in Masse zum Gegenstand seiner Forschung nehmen wollte; allein der Anfang im Beurtheilen der Menschen muß denn doch mit dem Studium des Einzelnen begonnen werden und wer die Neigungen jedes Einzelnen genau kennt, müßte auch alle die Gesammtwirkungen eines Volkskörpers vorherbestimmen können.

Ich muß hier noch einmal auf die Alten zurückweisen, und zwar aus Gründen, die ich schon angegeben habe, noch mehr aber, weil alle die vertraulichen und geringfügigen Einzelnheiten, wie wahr und charakteristisch sie auch sein mögen, aus unserer modernen Schreibweise verbannt erscheinen. Daher werden die Menschen von unsern Autoren in ihren Privatleben eben so aufgeputzt, als wie sie auf der Bühne des Lebens erscheinen. Der Anstand, der in den Schriften so wenig wie in Handlungen verletzt werden soll, erlaubt nichts weiter öffentlich zu sagen, als was er öffentlich zu thun erlaubt. Da man nun also die Menschen nicht anders zeichnet, als so wie sie sich repräsentiren, so lernt man sie auch aus unsern Büchern eben so wenig kennen, als wie auf unsern Theatern. Mag man darum immerhin das Leben der Könige

schreiben und hundertmal von Neuem sich daran machen, wir werden doch keine Suétone wieder bekommen[7]).

Plutarch ist vortrefflich in solchen Einzelnheiten, in die wir gar nicht einzugehen wagen. Er besitzt eine unerreichbare Anmuth, große Menschen durch Kleinigkeiten zu malen; und er ist in der Wahl seiner Züge so glücklich, daß oft ein Wort, ein Lächeln, eine Geberde hinreicht zur Charakteristik seines Helden. Mit einem Scherze richtet Hannibal sein niedergeschlagenes Heer wieder auf und bewirkt, daß es lachenden Muthes in das Treffen rückt, das ihm Italien in die Hände gibt. Agesilaus, auf einem Stecken reitend, läßt mir den Sieger des großen Königs liebenswürdig erscheinen. Cäsar geht durch ein ärmliches Dorf, scherzt vertraulich mit seinen Freunden und enthüllt uns dabei, ohne dies zu überlegen, den Schalk, der vorgab, er wünschte nichts weiter in der Welt, als dem Pompejus gleich zu sein. Alexander verschluckt eine Arzenei und äußert dabei kein Wort; das war der schönste Moment seines Lebens. Aristides schreibt seinen eignen Namen auf die Verbannungskarte, und rechtfertigt dadurch seinen Beinamen. Philopoemen legt seinen Mantel ab und spaltet Holz in der Küche seines Wirthes. — Das ist die wahre Kunst zu malen! Die Physiognomie zeigt sich nicht in großen Zügen und der Charakter nicht in großen Thaten. Das Naturell enthüllt sich in Kleinigkeiten. Oeffentliche Begebenheiten sind etwas zu Gewöhnliches und Vorbereitetes. Und dennoch erlaubt es heut zu Tage die Würde unsern Schriftstellern nur, sich damit abzugeben.

---

7) Ein einziger von unsern Geschichtsschreibern, der den Tacitus in seinen großen Einrahmungen nachahmte, hat sich auch unterfangen, den Sueton nachzuahmen und hier und da die kleinen Züge Comine's nachzuzeichnen. Aber gerade durch diese Dinge, die den Werth des Buches so sehr erhöheten, ist er unsrer Kritik verfallen.

Einer der größten Männer des verflossenen Jahrhunderts war Turenne. Man hat sich daran gewagt, sein Leben durch kleine Einzelnheiten, die ganz geeignet sind, ihn kennen und lieben zu lernen, interessant zu machen. Und doch wie viele andere solcher Züge hat man sich veranlaßt gefühlt, nicht anzuführen, obwohl sie den Mann noch kenntlicher und liebenswürdiger porträtirt haben würden.

An einem sehr warmen Sommertage lag der Vicomte von Turenne in einem weißen Westchen und einer Schlafmütze auf dem Haupte in einem Fenster des Vorzimmers. Einer von seinen Dienern kommt heran und hält, durch den Anzug verführt, den Herrn für einen Küchengehilfen, mit dem er sehr vertraut war. Er schleicht sich leise heran und gibt ihm mit gewichtiger Faust einen derben Schlag auf das Gesäß. Schnell wendet sich der Getroffene um. Der Diener erkennt seinen Herrn und zittert vor Angst. Ganz bestürzt fällt er ihn zu Füßen: „Gnädiger Herr, ich meinte, es sei Georg!“.... Und wenn es auch Georg gewesen wäre, rief Turenne, indem er sich den Hintern rieb, so hättest du ihn doch nicht so sehr schlagen sollen. — So etwas dürft ihr also nicht zu erzählen wagen? Ihr Jammermenschen! Nun so bleibt die Zeit eures Lebens unnatürlich, gemüthlos. Verstählt, verhärtet eure ehernen Herzen im Schlamme eurer Wohlanständigkeit; macht euch verächtlich, um eure Würde zu behaupten. Du aber, geliebter Jüngling, lies diesen Zug. Nicht ohne Bewegung wirst du die ganze Liebenswürdigkeit der Seele darin finden, wie sie sich selbst in der ersten Aufwallung zeigt. Lies auch, wie klein dieser große Mann war, sobald es sich um seine Geburt und seinen Namen handelte. Bedenke, daß dies derselbe Turenne ist, der seinem Neffen überall den Vortritt ließ, damit man in dem Kinde sogleich das Haupt eines regierenden Hauses anerkennen

sollte. Stelle diese Widersprüche zusammen, liebe das Natürliche, verachte die Vorurtheile, sammle Menschenkenntniß.

Es sind sehr wenig Leute im Stande, die Wirkungen zu begreifen, die das so geleitete Lesen auf das in dieser Hinsicht noch unbebaute Gemüth eines jungen Menschen macht. Da wir von unsrer Kindheit an über den Büchern liegen und uns angewöhnt haben, ohne Kopfzerbrechens zu lesen: so kümmert euch auch das, was wir lesen, um so weniger, da wir ebenfalls schon die Leidenschaften und Vorurtheile in uns hegen, von denen die Geschichte und die Lebensbeschreibungen großer Männer voll sind. Daher erscheint uns alles, was sie thun, natürlich, weil wir selbst der Natur entrückt dastehen und wir von uns aus auf Andere schließen. Man vergegenwärtige sich aber einen nach meinen Grundsätzen erzogenen jungen Menschen, man stelle sich meinen Emil vor, rücksichtlich dessen achtzehn ganzer Jahre nur für ein unbeflecktes Urtheil und ein gesundes Herz gesorgt wurde. Man vergegenwärtige sich ihn, mit welchen Augen er beim ersten Aufgehen des Vorhanges die Bühne der Welt betrachtet, oder vielmehr, wie er, hinter die Coulissen gestellt, es mit ansieht, wie die Acteurs ihre Anzüge nehmen und ablegen, wie er die Stränge und die Rollen zählt, wodurch das grobe Blendwerk die Augen der Zuschauer täuscht. Sofort werden, nach dem ersten Staunen, Empfindungen der Scham und der Abneigung, gegen sein Geschlecht eintreten. Es wird ihn empören, wenn er bemerkt, daß das gesammte Menschengeschlecht, sich selbst täuschend, zu solchen Kinderspielen greifen kann; es wird ihm das Herz zerreißen, wenn er sehen muß, daß seine Brüder zu wilden Thieren werden, und sich bloßer Träumereien willen zerfleischen, nur weil ihnen nicht genügt, Menschen zu sein.

Bestimmt wird, bei einer naturgemäßen Entwickelung des

Zöglings, bei nur einiger Klugheit in der Wahl der zu lesenden Bücher von Seiten des Lehrers, bei nur geringer Veranlassung zur Anstellung solcher Betrachtungen, diese Uebung für den Zögling ein förmlicher Lehrgang in der praktischen Philosophie werden, sicher wenigstens ein besserer und ein besser verstandener als alle die leeren Spekulationen, durch die der Geist der Jünglinge in unsern Schulen wirr gemacht wird. Wenn Cyneas, nachdem er die romanhaften Entwürfe des Pyrrhus ruhig angehört hat, ihn darauf fragt, welcher reelle Nutzen ihm eigentlich aus der Eroberung der Welt entspringen werde, den er nicht auch schon jetzt, ohne dergleichen folternde Anstrengungen, genießen könne: so erblicken wir darin nur einen glücklichen Einfall, den wir so hinnehmen. Emil aber wird darin eine sehr weise Bemerkung sehen, eine Bemerkung, die er vorher schon selbst bei sich gemacht hatte und die gar nicht aus seinem Kopfe heraus will, da er das Vorurtheil nicht hegt, das den Eindruck davon schwächen könnte. Findet er nun im Verfolge der Lebensgeschichte dieses Unsinnigen, daß das Ende aller seiner großen Entwürfe doch nur der Tod aus Weibeshand war; so wird er, anstatt diese vermeintliche Heldenlaufbahn zu bewundern, in allen den Unternehmungen dieses großen Feldherrn, in allen den schlauen Windungen dieses gewaltigen Staatsmannes, nichts als Schritte erblicken, jenen unglücklichen Dachziegel aufzusuchen, der seinem Leben und seinen Entwürfen durch einen schmachvollen Tod ein Ende machte.

Nicht alle Eroberer sind gemeuchelt worden; nicht alle Usurpatoren sind in ihren Unternehmungen gescheitert. Mehrere erschienen in den Augen derer, die von den gewöhnlichen Vorurtheilen geblendet sind, glücklich. Derjenige aber, der sich nicht mit dem Scheine begnügt, der die Glückseligkeit der Menschen nur nach dem Gemüthszustande abwägt, der wird gewahr, daß sie in Mitten ihrer

glorreichen Erfolge unglücklich sind; der bemerkt, wie sich in ihrem Glücke auch ihre Wünsche und ihre ewig wachen Besorgnisse ausdehnen und vergrößern; er sieht sie in ihrem Vorschreiten stets außer Athem und doch nie zum Ziele gelangen: er wird sie den unerfahrenen Alpenreisenden vergleichen, welche die Alpen zum ersten Male übersteigen und bei jedem Gebirge meinen, jetzt hätten sie es überstanden, aber sobald sie auf einem Gipfel angekommen sind, mit Entmuthigung gewahr werden, daß noch weit höhere Massen vor ihnen liegen.

Augustus unterjochte alle seine Mitbürger, besiegte alle seine Nebenbuhler und beherrschte darauf vierzig Jahre lang das größte Reich, das je existirt hat. Allein konnte diese unermeßliche Herrschaft es abwenden, daß der Herrscher mit dem Kopfe gegen die Wand rannte und seinen weitläufigen Palast mit Klagen erfüllte, als er vom Varus die aufgeriebenen Legionen zurückverlangte? Hätte er übrigens aber auch über alle seine Feinde gesiegt, was würden diese eiteln Triumphe ihm genützt haben, so lange allerhand andere Plagen unaufhörlich um ihn her sich lagerten, so lange seine besten Freunde ihm nach dem Leben trachteten und es dahin mit ihm kam, daß er die Schande oder den Tod aller seiner Anverwandten zu beweinen hatte? Der Aermste wollte die Welt beherrschen, und war nicht im Stande sein Haus zu regieren! Und was war die Folge dieser Familienvernachlässigung? Er sah in der Blüthe der Jahre seinen Neffen, seinen Adoptiv-Sohn, seinen Eidam untergehen; mit seinem Enkel kam es so weit, daß er die Wolle seiner Bettdecke verschlang, um sein elendes Leben noch um ein paar Stunden zu fristen. Seine Tochter und seine Enkelin starben, nachdem sie ihn mit ihrer Schande belastet hatten, die eine im Elende und durch Hunger auf einer wüsten Insel, die andere im Kerker durch die Hand des Henkers. Er selbst endlich,

der letzte Rest seiner unglücklichen Familie, wurde durch sein eignes Weib dahin gebracht, sich ein Ungeheuer zum Nachfolger zu wählen. Das war das Schicksal dieses Weltbeherrschers, dessen, der wegen seines Ruhmes und seines Glückes so gefeiert worden ist. Sollte ich annehmen müssen, daß auch ein Einziger von denen, die ihn bewundern, um diesen Preis an seiner Stelle gewesen sein möchte?

Ich habe jetzt den Ehrgeiz zum Beispiele genommen; allein das Walten jeder anderen Leidenschaft bietet ähnliche Belehrungen für denjenigen dar, welcher, um sich selbst kennen zu lernen und sich auf Unkosten der Gestorbenen zu witzigen, die Geschichte studiren will. Es tritt jetzt der Zeitpunkt heran, wo das Leben des Antoninus dem Jünglinge eine weit näher liegende Belehrung bietet, als das des Augustus. Emil wird sich in den fremdartigen Gegenständen, auf die er bei diesen neuen Studien stößt, gar nicht wieder zu erkennen vermögen; aber er wird das Blendwerk der Leidenschaften von dem Entstehen derselben zerstreuen lernen; und da er sieht, daß dieselben von jeher die Menschen verblendet haben, so hat er auch einsehen gelernt, daß dieselben auch ihn auf gleiche Weise blenden könnten, sobald er sich ihnen überließe*). Ich weiß wohl, daß diese Lehrweise kaum geeignet erscheint für Emil; sie wirkt für sein Bedürfniß vielleicht zu langsam, ist unzureichend; allein erinnert euch auch, daß es nicht eigentlich das ist, was er aus diesem Studium profitiren soll. Als ich damit begann, ver-

*) Es ist immer das Vorurtheil, das in unsern Herzen das Ungestüm der Leidenschaften nährt. Der, welcher nichts sieht als das, was ist, und nichts schätzt als das, was er kennt, läßt sich von der Leidenschaft wenig hinreißen. Die Irrthümer in unsern Urtheilen erzeugen das Entflammen aller unsrer Begierden.

folgte ich einen ganz andern Zweck und sicher ist es die Schuld des Lehrers, wenn dieselbe nur schlecht erreicht wird.

Bedenkt, daß sobald sich die Eigenliebe entwickelt, das bezugreiche Wörtchen: Ich, sich aller Wege in's Spiel mischt, und daß der Jüngling Andere nie beobachtet, ohne dabei auf sich selbst zurückzukommen und sich mit Andern zu vergleichen. Daher kommt es darauf an, zu kennen, welchen Rang er sich selbst anweise unter seines Gleichen, sobald er sie seiner Untersuchung unterworfen hat. In der Art und Weise, wie man junge Leute Geschichtliches lesen läßt, finde ich das Streben, sie, so zu sagen, in alle die Personen umzuwandeln, welche ihnen vorgeführt werden. Man bemüht sich, sie bald Cicero, bald Trajan, bald Alexander sein zu lassen; man setzt sie herab, wenn sie auf ihr eignes Selbst zurückkommen; versucht es, ihnen Widerwillen gegen ihre Ichsucht einzuflößen. Diese Methode hat gewiß Vortheile, das will ich nicht leugnen; aber wenn es meinem Emil nur ein einziges Mal bei diesen Vergleichungen einfiele, daß er lieber ein Anderer als er selbst sein möchte, und wäre dieser Andere Sokrates, wäre es Cato, so ist alles fehl geschlagen. Der, welcher sich selbst fremd zu werden beginnt, kommt bald dahin, sich ganz vollständig zu verlieren.

Nicht die Philosophen kennen die Menschen am besten; diese erblicken sie nur durch die Brille philosophischer Vorurtheile und nirgends gibt es der Vorurtheile so viele als in dieser Wissenschaft. Ein Wilder hat ein weit gesünderes Urtheil über uns Menschen, als ein Philosoph. Dieser sieht seine eignen Fehler ein, entrüstet sich über die unsrigen und spricht bei sich selbst: Wir sind alle Bösewichter. Jener aber beobachtet uns ohne alle Gemüthsbewegung und bemerkt: Ihr seid Narren. Er hat Recht, denn keiner thut das Böse, um des Bösen willen. Mein Zögling ist ein

solcher Bilder, nur mit dem Unterschiede, daß Emil mehr überlegt, mehr Ideen verarbeitet, unsere Irrthümer mehr in der Nähe gesehen hat, mehr sich vor sich selbst in Acht nimmt und nur das, was er kennt, seinem Urtheile unterwirft.

Unsre eignen Leidenschaften reizen uns gegen die Leidenschaften der Andern auf; nur unser Vortheil heißt uns die Bösen verabscheuen. Thäten sie uns nichts zu leid, so würden wir anstatt Haß, vielmehr Mitleid mit ihnen haben. Das Uebel, das uns schlechte Menschen zufügen, läßt uns das vergessen, was sie sich selbst Böses anthun. Wir würden ihnen ihre moralischen Gebrechen leichter vergeben, wenn wir zu durchschauen vermöchten, wie sehr ihr eignes Herz sie bestraft. Aber wir fühlen nur die Beleidigung und sehen die Züchtigung nicht; ihre Ueberlegenheit ist augenfällig, die Strafe aber ist innerlich. Wer da meint, die Früchte seiner Uebelthaten genießen zu können, hat dieselbe Pein auszustehen, als der, welcher damit nicht zum Ziele gekommen ist; nur das Object ist hier ein verändertes, die innere Qual bleibt sich gleich. Vergebens tragen die Lasterhaften ihr Glück zur Schau und verbergen ihr Inneres, ihr Benehmen zeugt ihnen zum Trotze gegen sie. Will man dies aber bemerken, so muß man freilich nicht eben ein solches Herz haben.

Die Leidenschaften, an denen wir Theil haben, verführen uns; die welche unserm Eigennutze schaden, empören uns; daher tadeln wir, durch eine aus den Leidenschaften entstehende Inconsequenz, das an Andern, was wir auch gern nachthun möchten. Widerwille und Verblendung sind unabweislich, wenn man von Seiten Anderer etwas Böses leiden muß, was man doch selbst thun würde, wenn man an ihrer Stelle wäre.

Was gehört also dazu, die Menschen richtig zu beobachten? Ein wirkliches Interesse, sie kennen zu lernen, eine große Unpar=

theilichkeit in Beurtheilung derselben, ein genugsam fühlendes Herz, das fähig ist, alle menschlichen Leidenschaften zu begreifen, aber ruhig genug, selbst nicht hineinzugerathen. Gibt es im Leben irgend einen Zeitpunkt, der diesem Studium günstig ist, so ist es der, den ich für Emil erwählt habe. Früher würden die Menschen etwas Fremdes für ihn gewesen sein, später aber hätte er ihnen selbst geglichen. Das Vorurtheil, das er in vollem Gange findet, hat noch keine Herrschaft über ihn erhalten. Die Leidenschaften, die er wirken sieht, haben sein eignes Herz noch nicht bewegt. Er ist Mensch, er interessirt sich für seine Brüder; aber er ist rechtschaffen, er richtet über seines Gleichen. Und sicherlich wird er, wenn er die Menschen richtig beurtheilt, nicht an dem Platze eines von ihnen sein wollen; denn der Zweck, dessen willen sie sich abmühen, fußt auf Vorurtheilen, die er nicht theilt, und kommt ihm daher wie ein Luftschloß vor. Er für seinen Theil kann alle seine Wünsche befriedigen. Denn wovon wäre er auch abhängig, da er sich selbst genug und frei von Vorurtheilen ist? Er hat zwei brauchbare Arme, ist gesund[8]), anspruchslos, kennt wenig Bedürfnisse und ist im Stande, dieselben zu befriedigen. Aufgewachsen in der vollkommensten Freiheit, hält er blos die Sclaverei für das größte Uebel. Er bedauert die armen Könige, welche die Sclaven aller ihrer Unterthanen sind; er bedauert die vermeintlichen Weisen, die an ihren eiteln Ruhm gefesselt erscheinen; er bedauert die reichen Thoren als Märtyrer ihres Aufwandes; er bedauert die vergnügungssüchtigen Pflastertreter, die ihr ganzes Leben der Langeweile opfern, um

---

8) Ich glaube, Gesundheit und eine gute Leibes-Constitution mit Recht unter die Zahl der Vortheile rechnen zu dürfen, die er durch seine Erziehung erlangt hat, oder vielmehr unter die Geschenke der Natur, die seine Erziehung ihm bewahrt hat.

zu scheinen, als hätten sie Vergnügen. Selbst den Feind, der ihm Uebels zufügte, wird er bedauern; denn in seiner Verdorbenheit wird er das Elend desselben erblicken. Er wird bei sich sprechen: da jener sich das Bedürfniß aneignete, mir zu schaden, so hat er sein Schicksal von dem meinigen abhängig gemacht.

Nur einen Schritt noch, und wir sind am Ziele. Die Eigenliebe ist ein nützliches, aber ein gefährliches Werkzeug; nur zu häufig verletzt es die Hand, die seiner sich bedient, selten wirkt es etwas Gutes ohne etwas Schlimmes zugleich. Emil überschaut seine Stellung unter den Menschen, findet sich glücklich placirt und fühlt sich versucht, mit dem Werke unsrer Sorgfalt seiner Vernunft ein Compliment zu machen und sein Wohlsein sich zum Verdienste anzurechnen. Er wird zu sich selbst sagen: Ich habe Vernunft, die Andern sind Thoren. Er wird sie bedauern, aber auch verachten; er wird sich gratuliren und eine hohe Meinung von sich bekommen; er wird fühlen, daß er weit glücklicher ist, als Andere, aber sich auch überzeugt halten, daß er dessen würdiger ist. Das ist ein Irrthum, den man sehr zu fürchten hat, weil er schwer auszurotten ist. Bliebe er auf dieser Stufe der Ueberzeugung stehen, so würde durch alle unsre Sorgfalt sehr wenig für ihn gewonnen worden sein, und würde mir die Wahl gelassen, so wüßte ich nicht, ob ich nicht die Täuschungen die aus Vorurtheilen entstehen, den aus Hochmuth entstandenen vorziehen sollte.

Große Männer machen keinen Mißbrauch von ihrer Ueberlegenheit. Sie werden dieselbe inne, — sie fühlen sie, aber sind nichts desto weniger bescheiden. Je mehr sie sind, desto mehr fühlen sie, was ihnen noch abgeht. Sie sind weniger eitel auf ihre Stellung über uns, als demüthig im Bewußtsein ihrer menschlichen Gebrechlichkeit. Und mitten im Besitze gewisser Vor-

züge, sind sie viel zu vernünftig, als daß sie wegen eines Gnadengeschenks, das nicht ihr Werk ist, sich überheben sollten. Der rechtschaffne Mann kann stolz auf seine Tugend werden, denn sie ist sein Werk, worauf aber sollte der Talentvolle stolz sein? Was hat Racine dazu beigetragen, daß er nicht Pradon, was Boileau, daß er nicht Cotin geworden ist?

Hier aber kommt noch ein ganz anderer Umstand in Betracht Wir halten uns stets an den gewöhnlichen Verlauf der Dinge. Ich habe in meinem Zöglinge weder ein überschwengliches Genie, noch auch einen verblüfften Kopf vorausgesetzt. Ich habe ihn nur aus der Zahl der gewöhnlichen Capacitäten heraus gesucht, um zu zeigen, was die Erziehung über den Menschen vermag. Alle seltenen Fälle sind nicht unter der Regel begriffen. Wenn also Emil, zu Folge meiner Sorgfalt, seine Art zu leben, zu sehen, zu empfinden, der Lebensart Anderer vorzieht, so hat er Recht; wenn er aber glaubt, deswillen eine vorzüglichere Creatur zu sein, unter glücklichern Sternen als sie geboren worden zu sein, so hat er Unrecht; täuscht er sich, so muß man ihn aus dem Irrthum reißen, oder besser, dem Irrthume vorbeugen, weil es hernach zu spät sein dürfte, ihn zu zerstören.

Die Eitelkeit ausgenommen, gibt es keine Thorheit, von der ein Mensch nicht geheilt werden könnte, sobald er nicht ein Narr ist. Eitelkeit aber wird, wenn man wirklich davon geheilt werden kann, nur durch die Erfahrung beseitigt. Doch kann man bei ihrem Entstehen wenigstens dem Weiterumsichgreifen hemmend in den Weg treten. Verliert euch also nicht in ausgesuchte Schlußfolgen, wenn ihr dem Jünglinge beweisen wollt, daß ein Mensch ist, wie der Andere und alle einen und denselben Gebrechlichkeiten unterworfen erscheinen. Laßt es ihm erfahren; oder er wird dieß niemals kennen lernen. Es gibt hier noch eine Ausnahme von meinen

Regeln. Daß ich nämlich meinen Zögling vorsetzlich allen Zufällen Preis gebe, die ihn beweisen können, daß er nicht klüger ist als Andere. Die Geschichte mit dem Taschenspieler ließe sich auf tausenderlei Weise wiederholen. Ich ließe die Schmeichler alle ihre Kunstgriffe auf ihn anwenden. Verleiteten ihn Unbesonnene, über die Stränge zu schlagen, so ließe ich ihn Gefahr laufen; verführten ihn Spitzbuben zum Spiele, so würde ich ihn in ihren Klauen lassen, damit er betrogen würde [9]; ich würde geschehen lassen, daß sie ihn benebelten, rupften, auszögen. Wenn sie ihn zuletzt ganz entblößt hätten, und dann sich über ihn lustig machten, so würde ich ihnen in seinem Beisein noch danken für die Lection, die sie ihm gegeben hätten. Die einzigen Schlingen, vor welchen ich ihn zu schützen mir angelegen sein lassen würde, wären die

---

9) Im Uebrigen wird unser Zögling schwer in diese Falle gehen, er, dem so viele angenehme Beschäftigungen nahe liegen, er, der sich sein Lebtage nicht langweilt, und daneben kaum weiß, wozu das Geld nützt. Wenn freilich die Hebel, womit man die Kinder regiert, Eigennutz und Eitelkeit sind, so dienen diese beiden, auch späterhin den Buhldirnen und den Beutelschneidern zur Benutzung. Wenn man die Habsucht der Kinder durch Preisvertheilungen, durch Belohnungen aufregen, wenn man die zehnjährigen Knaben bei öffentlichen Schulacten mit Beifallsbezeugungen überschwemmen sieht: so wird man auch gewahr werden, wie sie im zwanzigsten Jahre ihre Börse in dem Spielhause und ihre Gesundheit an übelberichteten Orten sitzen lassen. Man kann jederzeit wetten, daß der Geschickteste in der Classe später der größte Spieler und der liederlichste Mensch werden wird. Nun können zwar Mittel, die man in der Kindheit nicht anwendet, im Jünglingsalter auch nicht eben gemißbraucht werden. Aber man erinnere sich, daß mein fester Grundsatz der ist, die Sache immer auf die Spitze zu stellen. Darum suche ich gleich im Anfange dem Laster vorzubeugen, glaube darauf immer noch an seine Möglichkeit, und suche Heilmittel dagegen.

Buhldirnen, und die einzige Schonung, die ich ihm erwiese, würde darin bestehen, daß ich alle Gefahren, in die ich ihn gerathen, und alle Beschämungen, die ich ihm widerfahren ließe, mit ihm theilte. Ich würde Alles stillschweigend erdulden, ohne Klage, ohne Verweis, ohne je ein Wort darüber zu verlieren. Seid versichert, daß bei solcher Schonung und Haltung Alles, was er mich für sich tragen sieht, mehr Eindruck auf sein Herz machen werde, als was er selbst leidet.

Ich kann nicht umhin, hier der falschen Würde zu erwähnen, womit manche Erzieher sich umkleiden, weil sie auf eine alberne Art die Weisen spielen wollen. Dem zufolge erniedrigen sie ihre Zöglinge und befleißigen sich, dieselben stets als Kinder zu behandeln, als ob sie in allen Dingen zwischen sich und ihnen einen Unterschied anbringen müßten. Im Gegentheil, anstatt ihren jugendlichen Muth niederzubeugen, wendet vielmehr Alles an, ihre Lebendigkeit zu erhöhen, stellt sie euch gleich, damit sie es werden können; und können sie sich nicht bis zu euch erheben, so laßt euch herab zu ihnen, ohne falsches Ehrgefühl, ohne Bedenken. Erwägt, daß eure Ehre von nun an nicht mehr auf euch, sondern auf eurem Zöglinge ruht; theilt seine Fehler, um ihn von denselben zu heilen; nehmt seine Schande mit auf euch, um dieselbe auszulöschen; ahmt jenem tapfern Römer nach, der sein Heer fliehen sah und, nicht im Stande, dasselbe wieder zu sammeln, sich an die Spitze der Flucht stellte, während er sprach: „Sie fliehen nicht, sie folgen ihrem Feldherrn.“ Hat er sich dadurch etwa entehrt? Bestimmt nicht. Er mehrte seinen Ruhm, während er ihn zum Opfer brachte. Die Gewalt der Pflicht, die Schönheit der Tugend zwingen, selbst ohne unsern Willen, uns Beifall ab und werfen unsre unvernünftigen Vorurtheile über den Haufen. Und sollte ich bei Ausübung meines Amtes rücksichtlich Emils

eine Ohrfeige bekommen, ich würde mich wegen der Ohrfeige nicht rächen, ich würde mich vielmehr ihrer überall rühmen, und ich glaube nicht, daß es auf der Erde einen Menschen gibt, der so feil wäre, daß er mich deswillen für ehrlos erklären möchte*). Hiermit soll nun nicht gesagt sein, daß der Zögling bei dem Lehrer eben so beschränkte Aussichten vermuthen dürfte, als die seinigen sind, oder vielleicht denselben Leichtsinn rücksichtlich des sich Verführenlassens. Eine solche Meinung taugt wohl für ein Kind, das nichts zu sehen, nichts zu vergleichen versteht, daß die übrige Welt nur mit dem Maßstabe seines Ichs mißt und sein Vertrauen nur denen schenkt, die sich wirklich in dasselbe einzuschmeicheln verstehen. Aber ein Jüngling in Emils Alter und so verständig als er, ist nicht so thöricht, eine solche Verwechselung zu begehen, und es wäre auch nicht gut, wenn er es thäte. Das Zutrauen, das er zu seinem Erzieher haben muß, ist ganz anderer Art; es muß auf das Ansehen der Vernunft, auf die Ueberlegenheit an Einsichten, auf die Vorzüge, die der Jüngling zu durchschauen im Stande ist und deren Nutzen er einsieht, gestützt sein. Eine lange Erfahrung hat ihn überzeugt, daß er von seinem Führer geliebt werde; jetzt soll er sich nun auch überzeugen, daß dieser Führer ein verständiger, aufgeklärter Mann ist, der sein Glück will und er weiß, wodurch ihm dasselbe bereitet werden kann. Er muß zu der Einsicht kommen, daß es in seinem eignen Interesse liege, den Rath seines Erziehers zu hören. Wenn sich also der Meister täuschen ließe wie sein Schüler, so würde sein Recht verfallen, Gehorsam von diesem zu verlangen, oder ihm Lehren zu ertheilen. Noch weniger muß der Zögling annehmen dürfen, daß der Meister ihn absichtlich in die Schlinge gerathen lasse,

---

*) Ich irre mich, ich kenne einen, es ist Herr von Formey.

oder daß er seiner Einfalt sogar selbst Fallstricke lege. Was ist also zu thun, um beide Uebelstände mit einander und auf einmal zu vermeiden? das Erste und das Natürlichste ist: einfach und aufrichtig zu sein, wie er selbst; ihn auf die Gefahren aufmerksam zu machen, denen er sich aussetzt; ihm sie klar, augenfällig, aber ohne Uebertreibung, ohne Mißlaune, ohne pedantischen Wortkram zu zeigen, vornehmlich aber, ohne ihm die Warnungen in Form von Befehlen zu ertheilen, bevor sie letzteres nicht wirklich geworden sind, oder dieser gebieterische Ton nicht schlechterdings angenommen werden muß. Bliebe er dann noch hartnäckig, wie dieß wohl öfters geschehen dürfte, so lasse man ihn gehen, begleite ihn, thue, was er thut, und zwar mit Lust, ungezwungen; man lasse sich los; finde, wo möglich, eben so viel Vergnügen, als er. Werden die Folgen zu bedenklich, so seid ihr ja immer bei der Hand, ihnen Einhalt zu thun. Aber wie muß nicht unterdessen der junge Mensch, der Zeuge von eurer Vorsicht und eurer Gefälligkeit wird, betroffen werden von ersterer und gerührt von letzterer! Alle seine Fehler sind eben so viele Bande, die er euch liefert, damit ihr ihn im Nothfalle daran fesseln könnt. Hier nun besteht die größte Geschicklichkeit des Erziehers darin, die Gelegenheit nur unter den Umständen herbei zu ziehen oder die Ermahnungen nur dann in Anwendung zu bringen, wenn er vorher durchschaut hat, ob der Jüngling ihm nachgeben, oder ob er auf seinem Kopfe beharren werde, auf daß er ihn zwar immer durch die Erfahrung witzigen könne, doch ohne ihn zu großen Fährlichkeiten auszusetzen.

Warnt ihn vor seinen Fehlern, ehe er in dieselben verfällt. Ist er aber hineingerathen, so macht ihm keine Vorwürfe darüber; ihr würdet dadurch nur seine Eigenliebe entzünden und aufregen. Eine Belehrung, die aufreizt, hilft zu gar nichts. Ich kenne nichts alberneres, als das Wort: „Ich habe es dir gleich ge-

sagt." Das beste Mittel, ihn an das zu erinnern, was man gesagt hat, ist, daß man es vergessen zu haben scheint. Ja ihr müßt sogar, wenn ihr bemerkt, daß er sich schämt, weil er auch nicht geglaubt hat, diese Demüthigung mit freundlichen Worten leise zu verwischen suchen. Sicher wird er euch immer mehr in sein Herz schließen, wenn er sieht, daß ihr euch über ihn vergeßt, und daß ihr aufrichtet, wo ihr niederbeugen könntet. Wollet ihr aber seinem Mißmuthe noch Vorwürfe beigesellen, so würde er einen Haß auf euch werfen und sich's zum Gesetze machen, nicht wieder auf euch zu hören, gleichsam um euch zu zeigen, daß er euren Ermahnungen nicht das Gewicht beilege, das ihr ihnen gebt.

Die Art und Gestalt eures Trostes kann wieder ein Unterricht für ihn werden, der um so nützlicher erscheint, als er dabei gar nicht daran denkt. Wenn ihr sagt: „ich bin überzeugt, tausend andere begehen dieselben Fehler;" so reißt ihr ihn mit einem Male aus allen seinen Himmeln; ihr bessert ihn, indem ihr ihn nur zu bemitleiden euch den Anschein gebt; denn es ist für einem, der etwas besseres zu sein glaubt, wie andere Leute, eine vernichtende Entschuldigung, wenn er sich mit ihrem Beispiele trösten soll; das heißt, zu der Erkenntniß kommen, daß das Höchste, was man erstreben kann, darin bestehe, andern nicht den Vorrang über sich zu lassen.

Die Zeit der Fehler ist die Zeit für die Fabeln. Den Schuldigen unter fremder Maske tadeln, heißt: belehren ohne zu beleidigen, denn der Zögling selbst begreift die Wahrheit der Nutzanwendung, indem er sich treu darin abgespiegelt sieht. Ein Kind, das nie durch Lobsprüche verzogen worden ist, lernt nichts aus der Fabel, wie ich schon aus einander gesetzt habe. Aber der Flatterhafte, der bereits die Beute eines Schmeichlers geworden

ist, durchschaut zur Verwundrung klar, daß der Rabe ein Thor war. Er zieht also aus einer Handlung eine Lehre; und die gemachte Erfahrung, die er bald würde vergessen haben, prägt sich, durch die Fabel, seinem Gedächtnisse ein. Es gibt keine moralische Erkenntniß, zu welcher man nicht durch die Erfahrung gelangen könnte, werde dieselbe nun an sich selbst, oder an Andern gemacht. In den Fällen, wo diese Erfahrung mit Gefahr verbunden ist, nimmt man ihre Belehrung lieber aus der Geschichte, anstatt sie an sich selbst zu machen. Erscheint aber der Versuch ohne bedenkliche Folgen, so ist es gut, wenn der Jüngling denselben selbst ausgesetzt wird. Alsdann aber führt man, vermöge der Nutzanwendung in der Fabel, die in Erfahrung gebrachten einzelnen Fälle, auf Grundsätze zurück.

Ich meine indessen nicht, daß man diese Grundsätze aus der Fabel förmlich herausziehen, oder wörtlich anführen soll, denn nichts ist unnützer und unverständiger als die gewöhnlich an die Fabeln gehängte sogenannte Moral. Als ob diese Moral nicht vielmehr durch die ganze Fabel verbreitet sein müßte, so daß sie jedem Lehrer gleich selbst in die Augen springt! Warum durch die Anhängung derselben dem Lehrer das Vergnügen rauben, sie von selbst zu finden? Das Lehrtalent besteht eben darin, daß man dem Schüler Vergnügen an dem Unterrichte beizubringen wisse. Soll er sich aber dabei wirklich wohlbefinden, so darf sein Geist bei allen euern Belehrungen nicht so unthätig bleiben, daß er zum Verständniß eurer Worte gar nichts beizutragen habe. Die Eigenliebe des Lehrers muß der des Schülers auch einen Platz vergönnen. Er muß zu sich sagen dürfen: Ich begreife es, ich durchschaue die Sache, ich bin thätig, ich unterrichte mich. Etwas, warum der Hanswurst in der italienischen Komödie so lästig wird, ist die sichtliche Mühe, die er sich gibt, dem Par-

terre die Plattheiten zu erklären, die doch jeder schon selbst versteht. Ich will nicht, daß der Lehrer ein Hanswurst sei, noch weniger aber ein Schriftsteller. Man muß sich stets verständlich machen, aber nicht immer alles selbst sagen. Wer alles sagt, der erklärt wenig, denn man hört am Ende nicht mehr auf ihn. Was sollen die vier Verse, die La Fontaine der Fabel vom aufgeblähten Frosche anhängt, bedeuten? Fürchtet er, man habe die Fabel nicht verstanden? Muß dieser große Maler erst die Namen unter die Bilder schreiben, die er gemalt hat? Statt seine Sittenlehre allgemein zu machen, führt er sie vielmehr dadurch auf besondere Fälle zurück, er beschränkt sich gewissermaßen auf die angeführten Beispiele und behindert, daß man sie auf andere Fälle anwende. Ich wünschte, daß man von den Fabeln dieses unnachahmlichen Verfassers, bevor man sie in die Hände der Jugend gäbe, alle die Folgerungen wegschnitte, in denen er sich Mühe gibt, noch zu erklären, was er schon so klar und ausgezeichnet gesagt hat. Versteht euer Zögling die Fabel nicht ohne die beigefügte Erklärung, so haltet euch versichert, daß er sie auch mit derselben nicht verstehen wird.

Auch wäre es noch gut, wenn diesen Fabeln eine mehr didaktische und dem Fortschritte des Jünglings im Denken und Empfinden mehr angepaßte Ordnung gegeben würde. Kann man sich etwas unverständigeres denken, als blos der numerischen Ordnung des Buches zu folgen, ohne Rücksicht auf Bedürfniß oder Gelegenheit? Zuvörderst der Rabe, dann die Heuschrecke, darauf der Frosch, dann die beiden Maulthiere 2c. Die beiden Maulthiere kommen mir nicht aus dem Sinne, so bald ich mich an ein Kind erinnere, das für ein Finanzwesen herangebildet wurde und das man mit Vorstellungen über seine künftige Bestimmung ganz betäubte. Es hatte diese Fabel gelesen, auswendig

gelernt, hergesagt, hundert und aberhundert Mal wiederholt, ohne daß er den geringsten Einwand gegen das Geschäft, dem man ihm gewidmet hatte, daraus gezogen hätte. Ich habe überhaupt Kinder nie irgend eine gründliche Anwendung von einer Fabel machen sehen, ich habe aber auch nie gesehen, daß sich Jemand die Mühe gegeben hätte, ihnen eine solche Anwendung machen zu lehren. Man nennt den moralischen Unterricht als Vorwand zum Fabel lernen; allein die wahre Absicht der Mutter und des Kindes ist, eine ganze Gesellschaft mit dem Kinde, während es die Fabeln hersagt, zu beschäftigen. Daher vergessen die Kinder sie auch, wenn sie groß werden, so bald es sich nicht mehr darum handelt, sie herzusagen, sondern Nutzen daraus zu ziehen. Nochmals also, nur Erwachsenen kommt es zu, sich durch Fabeln zu unterrichten; und jetzt ist die Zeit für Emil, damit anzufangen.

Nur von fern, — denn ich will euch nicht alles mehr sagen — deute ich die Wege an, die vom Ziele abbringen, um sie wieder zu lernen. Ich glaube, wenn man den Weg einschlägt, den ich bezeichne, so wird euer Zögling Menschenkenntniß und Selbsterkenntniß um den möglichst billigen Preis erwerben; ihr werdet ihn in Stand setzen, das Walten des Schicksals zu überschauen, ohne das Loos seiner Günstlinge zu beneiden; in Stand setzen, mit sich zufrieden zu sein, ohne sich weiser zu dünken als Andere. Anfangs habt ihr ihm selbst zum Acteur gemacht, um ihn zum Zuschauer zu bilden. Ihr müßt euer Werk vollenden; denn vom Parterre aus sieht man die Dinge, wie sie oben erscheinen, aber von der Bühne selbst erblickt man sie, wie sie wirklich sind. Um das Ganze zu überschauen, muß man im Mittelpunkte des Panoramas stehen; aber um Einzelheiten zu bemerken, muß man nahe daran treten. Aber unter welchem Titel darf sich ein Jüngling in die Angelegenheiten der Welt

mischen? Welches Recht kann er beanspruchen, in diese nebelhaften Geheimnisse einzudringen? Das Interesse seines Lebensalters dreht sich ja nur um Plane zum Vergnügen; er bestimmt ja zur Zeit noch nichts, als allein sich. Der Mensch ist die unbedeutendste aller Waarenartikel und unter unsern wichtigen Eigenthumsrechten ist das der Person stets das unbedeutendste.

Wenn ich sehe, wie man in den Jahren der allergrößten Thatkraft, die jungen Leute einzig und allein auf spekulative Beschäftigungen hinweist, und wie sie dann, ohne die mindeste Erfahrung, mit einem Schlage in die Welt und in die Geschichte geschleudert werden; so finde ich, daß man die Vernunft dabei nicht weniger beleidigt, als die Natur und es überrascht mich gar nicht, wenn ich bemerke, wie wenig sie sich dabei zu benehmen wissen. Wie viele unnütze Dinge müssen wir durch wunderliche Einfälle erlernen, während die Kunst zu thun und zu lassen, für nichts gerechnet wird? Man behauptet, uns für die Gesellschaft heran zu bilden, und erzieht uns dort, als ob jeder von uns seinen eignen Weg gehen und sein Leben in einer Clause verbringen sollte, oder als ob er mit gleichgiltigen Menschen nur über Luftschlösser zu schwatzen hätte. Ihr glaubt eure Kinder leben zu lehren, wenn ihr sie in gewissen Geschraubtheiten des Körpers und in bestimmten, nichtssagenden Wortformeln unterrichtet. Ich habe meinen Emil auch leben gelehrt, denn ich habe ihn gelehrt, mit sich selbst zu leben und noch mehr, er weiß sein Brot zu verdienen. Dies ist aber noch nicht genug. Wer in der Welt leben will, der muß mit Menschen umzugehen wissen, der muß die Mittel kennen, wodurch man sie fassen kann; er muß Wirkung und Gegenwirkung der besondern Gesellschafts-Interessen abzuwägen im Stande sein, muß die Erfolge so richtig zu berechnen wissen, daß er sich in seinen Unternehmungen selten betrogen

sieht, oder daß er wenigstens immer die besten Mittel zu seinen Zwecken wählen kann. Die Gesetze erlauben Jünglingen nicht, ihre Angelegenheiten selbst zu führen, ihr Vermögen selbst zu verwalten. Allein was würden diese Vorkehrungen helfen, wenn die Jünglinge bis zum gesetzmäßigen Alter durchaus keine Erfahrungen zu sammeln vermöchten? Sie hätten mit dem Warten gar nichts gewonnen und wären im fünf und zwanzigsten Jahre noch eben solche Neulinge, wie im funfzehnten. Allerdings muß man hindern, daß ein junger Mensch, verblendet durch seine Unwissenheit oder auch Leidenschaftlichkeit, sich selbst Schaden zufügt; aber wenigstens ist es in jedem Alter erlaubt, wohlthätig zu sein und jedem Lebensalter ist es möglich, unter Leitung eines verständigen Mannes, Unglückliche in Schutz zu nehmen, die einer Stütze bedürfen.

Die Ammen, die Mütter werden durch die Sorgfalt, die sie den Kindern widmen, mit Liebesbanden an dieselben gekettet. Die Ausübung socialer Tugenden pflanzt die Liebe zur Menschheit tief in unser Herz. Durch Gutesthun wird man selbst gut; ich kenne daher keine sichrere Praxis, als diese. Beschäftigt daher euren Zögling mit guten Handlungen aller Art, die in seinen Bereich gehören. Das Interesse der Bedürftigen sei stets das seinige; er springe ihnen nicht blos mit seinem Beutel, sondern auch mit seinen Mühwaltungen bei; er diene ihnen, er schütze sie, er widme ihnen Kraft und Zeit; er mache sie zum Anwalt ihrer Angelegenheiten, in seinem Leben wird er kein ehrenvolleres Amt begleiten. Wie viele Unterdrückte, die nie gehört worden wären, werden nicht Gerechtigkeit finden, wenn er dieselbe für sie verlangt, er mit dieser unerschrockenen Festigkeit, welche die Uebung in der Tugend verleiht, wenn er die Thüren der Großen und der Reichen aufsprengt; wenn er, nöthigen Falls, bis an die Stufen des

Thrones geht, dort die Stimme der Unglücklichen laut werden zu lassen, denen durch ihr irdisches Elend alle Thüren verschlossen sind, und die über erlittenes Unrecht nicht zu klagen wagen, aus Furcht, darüber noch bestraft zu werden.

Doch, wollen wir denn aus Emil einen irrenden Ritter, einen Vehmrichter, einen Paladin machen? Soll er sich in öffentliche Angelegenheiten mischen; bei Großen, Obrigkeiten und Fürsten den Ausleger und Vertheidiger der Gesetze machen; den Antreiber der Richter, den Anwalt vor den Gerichtsbänken? von dem allen weiß ich nichts. Scherze und lächerliche Namengebungen ändern jedoch nichts an der Natur der Sache. Emil wird alles thun, was er als nützlich und gut erkennt. Weiter wird er nichts unternehmen, und er weiß, daß von dem, was für seine Jahre sich nicht eignet, auch rücksichtlich seiner nichts nützlich und gut ist. Er weiß, daß seine ersten Pflichten Rücksichten gegen sich selbst heißen; daß junge Leute Mißtrauen in sich setzen, daß sie vorsichtig sein müssen in ihrem Benehmen, ehrerbietig gegen ältere Leute, zurückhaltend und bescheiden, um nicht über Nichts ein Aufhebens zu machen, nachgiebig in gleichgiltigen Dingen, aber fest, wenn es das Gute gilt und muthvoll, wenn die Wahrheit zu sagen ist. So waren jene berühmten Römer. Ehe sie zu Staatsämtern gelassen wurden, verbrachten sie ihre Jünglingsjahre mit Verfolgung von Verbrechen und Vertheidigung der Unschuld, ohne dabei ein anderes Interesse zu haben, als sich dadurch, daß sie der Gerechtigkeit dienten und die guten Sitten schirmten, heranzubilden.

Emil liebt weder Lärm noch Streit, und zwar nicht blos unter Menschen[10], sondern sogar unter Thieren nicht. Nie hat

10) Würde man aber Händel mit ihm anfangen, wie dürfte er sich

er zwei Hunde zusammen gehetzt; nie eine Katze durch einen Hund verfolgen lassen. Diese friedliebende Gesinnung ist ein Werk seiner Erziehung, die nie der Eigenliebe und der hohen Meinung von sich Nahrung gegeben und ihn darum abgezogen hat, sein

---

dabei benehmen? Ich erwiedere, daß er nie Händel bekommen, daß er nie so weit gehen wird, welche bekommen zu können. Aber, bemerkt ihr, wer ist denn am Ende sicher vor einer Ohrfeige, oder vor der Beleidigung eines Groben, eines Betrunkenen, eines Saufbolds, der auf Beschimpfungen ausgeht, um das Vergnügen haben zu können, den Gegner zu Boden zu strecken? Das ist etwas Anderes. Weder die Ehre eines Bürgers, noch gar das Leben desselben darf von der Gnade eines Grobian, eines Betrunkenen, eines Händelmachers abhängen und gegen derartige Vorfälle ist man eben so wenig geschützt, wie gegen das Herabfallen eines Dachziegels. Eine Ohrfeige oder eine erlittene Ehrenkränkung haben Folgen im bürgerlichen Leben, denen keine Weisheit vorbauen, die kein Richterstuhl zu sühnen vermag. Die Unzureichenheit der Gesetze gibt in diesem Falle dem Beleidigten seine Unabhängigkeit; er ist alsdann seine eigne Obrigkeit, selbst Richter zwischen dem Beleidiger und sich; er ist der eigne Ausleger und Vollstrecker des Naturgesetzes; er ist sich Gerechtigkeit schuldig und kann sich dieselbe nur allein verschaffen. Es gibt auf der ganzen Erde keine Regierung, die so unverständig wäre, in solchem Falle die Selbsthilfe zu bestrafen. Ich sage aber damit nicht, daß er hingehen soll, sich zu schlagen; das ist eine Albernheit; ich sage nur, er sei sich Gerechtigkeit schuldig, und könne sie sich allein verschaffen. Wäre ich Regent, so wollte ich dafür stehen, daß ohne alle die eiteln Duell-Gesetze in meinen Staaten nie eine Ohrfeige gegeben werde, nie eine Beleidigung erfolgen sollte, und zwar durch ein ganz einfaches Mittel, in das sich kein Gericht zu mischen hätte. Es sei dem jedoch, wie ihm wolle, Emil kennt in diesem Falle sein Recht und auch das Beispiel, daß er alsdann der Sicherheit jedes Mannes von Ehre schuldig ist. Der festeste Mann kann nicht verhindern, daß man ihn beleidige, wohl aber wird er verhindern können, daß man sich dieser Beleidigung lange rühmen kann.

Vergnügen im Herrschen oder in dem Unglücke Anderer zu finden. Er leidet, wenn er leiden sieht. Er hat ein gefühlvolles Temperament. Der Grund, warum man in der Jugend oft hart wird und sich an den Leiden eines empfindenden Wesens ergötzt, ist darin zu finden, daß ein Rückfall von Eitelkeit uns zu dem Glauben verleitet, wir seien durch unsre Weisheit oder durch unsre Ueberlegenheit vor solchen Unfällen geschützt. Wer aber gegen eine solche Geistesrichtung verwahrt worden ist, kann auch nicht in den Fehler verfallen, den sie hervorbringt. Emil liebt also den Frieden. Bilder von Glückseligkeit erheitern ihn, und kann er zu deren Verwirklichung beitragen, so ist dies blos ein neues Reizmittel zur Theilnahme. Ich habe nicht angenommen, daß Emil beim Anblicke Unglücklicher nur jenes dürre und grausame Mitleiden empfinden werde, das sich begnügt, Uebel zu bejammern, die es heilen kann. Seine Gutherzigkeit ist thatkräftig und bringt ihn alsbald auf Mittel und Wege, auf die er bei einem rohern Herzen nie oder doch viel später würde gefallen sein. Sieht er Zwietracht unter seinen Genossen, so sucht er sie zu versöhnen; erblickt er Bekümmerte, so unterrichtet er sich über die Ursache ihres Kummers; bemerkt er, daß zwei Menschen sich hassen, so verlangt ihm, die Ursache ihrer Feindseligkeit zu wissen; sieht er, daß ein Unterdrückter seufzt unter den Hudeleien eines Mächtigen oder Reichen, so forscht er nach den geheimen Kunstgriffen, die man anwendet, solche Hudeleien zu verdecken; und bei seinem Interesse, das er an allen Unglücklichen nimmt, sind ihm die Heilmittel gegen solche Uebel nie etwas Gleichgiltiges. Was haben wir also zu thun, um aus dieser Gemüthsstimmung auf eine seinem Alter gemäße Art Nutzen zu ziehen? Seine Sorgfalt und seine Kenntnisse haben wir zu regeln, seinen Eifer haben wir zur Vermehrung der ersten beiden zu benutzen.

Ich ermüde nicht, es zu wiederholen, daß ihr der Jugend den Unterricht mehr in Thaten als in Worten ertheilen müßt. Was sie aus der Erfahrung lernen können, sollen sie nicht aus Büchern lesen. Welch' ein alberner Vorsatz, sie im Reden zu üben, ohne einen Gegenstand zu haben, den sie besprechen könnten; zu glauben, daß sie auf der Schulbank die gewaltige Sprache der Leidenschaften und die Macht der Ueberzeugungskunst sich aneignen dürften, dort, wo sie ohne alles Interesse sind, Niemanden zu überzeugen haben! Alle Uebungen in der Rhetorik erscheinen dem, der keinen Vortheil für sich dabei herauskommen sieht, als ein bloßes Gewäsch. Was kümmert sich denn ein Schüler darum, wie Hannibal sich benahm, als er seine Soldaten anfeuerte, die Alpen zu überschreiten? Wenn ihr ihn, statt dieser prunkvollen Reden, instruirtet, wie er es anzufangen habe, um den Rector zum Freigeben einer Stunde zu bewegen, seid versichert, er würde auf eure Regeln besser achten.

Wenn ich einen Jüngling in der Redekunst zu üben hätte, dessen Leidenschaften schon alle entwickelt wären, so würde ich ihm beständig Gegenstände bieten, die seinen Leidenschaften schmeichelten, ich würde mit ihm durchgehen, welche Sprache er gegen Leute führen müsse, die er seinen Wünschen geneigt machen wollte. Mein Emil aber befindet sich in keiner für die Redekunst so vortheilhaften Verfassung. Eingeschränkt fast nur auf das physische Bedürfniß, bedarf er Anderer viel weniger, als diese seiner bedürfen; und da er für sich von ihnen nichts zu verlangen hat, so berührt ihn das, wovon er sie überzeugen will, so wenig, daß es ihn unmöglich stark in's Feuer bringen kann. Es erklärt sich hieraus, daß er überhaupt nur einer einfachen und wenig gekünstelten Sprache bedarf. Er ist nicht sententiös, denn seine Begriffe

haben sich noch zu wenig verallgemeinert; er ist nicht bilderreich, denn er geräth selten in Feuer.

Aber deswegen ist er noch nicht phlegmatisch und kalt. Dies lassen weder sein Alter, noch seine Sitten, noch seine Jahre zu. Die Lebensgeister, die er wohl zusammen gehalten und in seinem Blute gleichsam destillirt hat, strömen, in Mitten des Jugendfeuers, eine Wärme durch sein junges Herz, die ihm aus den Augen leuchtet, die man in seinen Reden spürt, in seinen Handlungen bemerkt. Seine Sprache hat Accent, zuweilen selbst Heftigkeit. Die edle Empfindung, die ihn begeistert, ertheilt ihm Kraft und Schwung. Durchdrungen von der zartesten Menschenliebe, drücken seine Worte die Bewegung der Seele aus. Sein edler Freimuth hat, ich weiß nicht was, Reizenderes als die künstliche Beredtsamkeit Anderer; oder vielmehr, nur er ist wahrhaft beredt, da er, um sich mitzutheilen, ja nur den Hörern sein Gefühl zeigen darf.

Je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr komme ich zu der Ueberzeugung, daß, sobald man die Barmherzigkeit nicht in Worten bestehen, sondern Thatsache werden läßt, er, durch die gegebene Gelegenheit, aus den guten oder schlimmen Folgen auf die Ursachen davon zu schließen, eine Masse nützlicher Kenntnisse sammeln werde, die man sonst durchaus in dem Geiste eines Jünglings nicht wecken könnte; ich gewinne die Ueberzeugung, daß er neben den wirklichen Einsichten, die sich in der Schule erwerben lassen, noch eine viel bedeutendere Wissenschaft sich zu eigen machen wird, nämlich die Anwendung des Erworbenen, aufs Leben. Bei so viel Theilnahme gegen seines Gleichen muß er nothwendiger Weise in guter Zeit deren Handlungen, Neigungen und Vergnügungen würdigen und schätzen und überhaupt dasjenige, was zur Glückseligkeit der Menschen beitragen oder ihr nachtheilig werden kann, viel richtiger beurtheilen lernen, als diejenigen dies können, die sich für

Niemand interessiren, und daher auch nie etwas für Andere thun. Leute, die immer nur ihre Angelegenheiten betreiben, werden viel zu heftig dafür eingenommen, als daß sie andere Dinge richtig zu beurtheilen vermöchten. Während sie alles nur auf sich beziehen, während sie ihre Begriffe von gut und schlecht nur nach ihrem Interesse bestimmen, häufen sie in ihrem Kopfe tausend lächerliche Vorurtheile auf und bei dem geringsten Nachtheile, der ihnen begegnet, meinen sie sofort das ganze Weltgebäude zusammenstürzen zu sehen.

Laßt uns also die Selbstliebe über andere Wesen erweitern, so werden wir sie in Tugend verwandeln, und es gibt kein Menschenherz, in dem diese Tugend nicht zu wurzeln vermöchte. Je weniger der Gegenstand unsrer Sorgfalt uns selbst unmittelbar betrifft, desto weniger ist die Täuschung aus einem gesonderten Interesse zu fürchten; je mehr man dies Interesse verallgemeinert, desto mehr fließt es mit der Billigkeit gegen Jedermann zusammen, und unsre Liebe zur Menschheit ist nichts anderes, als Liebe zu Recht und Gerechtigkeit. Wollen wir daher, Emil solle die Wahrheit lieben, wünschen wir ihm die Kenntniß derselben, so laßt uns dahin trachten, daß sein Ich bei seinen Geschäften immer aus dem Spiele bleibe. Je mehr seine Sorgfalt dem Glücke Andrer gewidmet ist, desto verständiger, desto weiser wird sie erscheinen, desto weniger wird er sich über den Begriff gut und schlecht täuschen. Nie aber wollen wir in ihm eine blinde Vorliebe für etwas aufkommen lassen, die sich blos auf gewisse persönliche Eigenschaften oder auf ungewisse Voraussetzungen stützt. Warum sollte er aber auch eben Einen schaden, um dem Andern nützlich zu werden? Liegt ihm doch wenig daran, wem bei der Theilung der größte Treffer zufällt, wenn er nur zu dem größtmöglichsten Glücke Aller beizutragen vermag. Das ist, nach dem eignen Interesse, das

höchste Interesse des Weisen; denn jeder ist ja ein Theil seiner Gattung, nicht aber ein Theil eines andern Einzelwesens.

Um zu verhindern, daß das Mitleid in Schwäche ausarte, muß man es also verallgemeinern, d. h. auf das gesammte Menschengeschlecht ausdehnen. Alsdann überläßt man sich demselben nur in so weit, als es sich mit der Gerechtigkeit vereinbaren läßt denn unter allen Tugenden ist die Gerechtigkeit diejenige, die das Meiste zum Gemeinwohle der Menschheit beiträgt. Aus Vernunft, aus Liebe zu uns selbst müssen wir noch mehr Mitleid mit unsrer Gattung, als mit unserm Nächsten haben; das Mitleid mit bösen Menschen ist daher eine sehr große Grausamkeit gegen die Menschheit.

Im Uebrigen bedenke man ja, daß alle die Mittel, durch die ich meinen Zögling von seinem Ich abzulenken suche, doch stets in directer Beziehung zu ihm stehen, weil dadurch nicht nur ein inneres Wohlbehagen erzielt wird, sondern weil ich auch an seiner eignen Ausbildung arbeite, wenn ich ihn auf diese Weise Andern zum Nutzen wohlthätig mache.

Ich habe bisher die Mittel angegeben, jetzt will ich den Erfolg darstellen. Was für herrliche An- und Absichten sehe ich nicht in seinem Kopfe sich gestalten! Welche erhabene Gefühle ersticken nicht in seinem Herzen den Keim jeder kleinlichen Leidenschaft! Welche Bestimmtheit in seinem Urtheile, welche Richtigkeit in seinen Schlüssen sehe ich nicht in ihm durch diese veredelten Neigungen sich bilden, durch diese Erfahrungen, welche die Wünsche einer großen Seele in den begrenzten Schranken des Möglichen concentriren, welche bewirken, daß der Höhergestellte, der Andere nicht zu sich hinanzuziehen vermag, sich zu ihnen herabläßt! Die wahrhaften Rechtsgrundsätze, die wirklichen Muster des Schönen, alle Verhältnisse moralischer Wesen, alle Ideen der Gesellschaftsordnung prägen sich seinem Innern ein. Er weiß, wo jedes Ding

seinen Platz hat, er kennt die Ursache, die es verrückt. Er weiß, wie das Gute bewirkt werden kann, und kennt die Hindernisse desselben. Ohne die menschlichen Leidenschaften an sich selbst erprobt zu haben, kennt er doch ihre Täuschungen und ihr Gaukelspiel.

Ich gehe weiter, fortgerissen durch die Gewalt der Gegenstände, ohne mich durch das Urtheil der Leser einschüchtern zu lassen. Schon lange finden mich diese im Lande der Chimären, ich, meiner Seits, finde sie unausgesetzt im Lande der Vorurtheile. Allerdings entferne ich mich beträchtlich von der gewöhnlichen Meinung, aber dem ungeachtet vergegenwärtige ich sie mir jeden Augenblick in meinem Geiste. Ich prüfe sie, ich denke über sie nach, nicht um ihr zu folgen oder ihr auszuweichen, sondern sie auf der Wage der Vernunft zu wägen. So oft mich diese nöthigt, davon abzuweichen, so weiß ich auch schon aus Erfahrung und lasse es mir gesagt sein, daß ich keinen Nachahmer haben werde. Ich weiß, daß man darauf versessen ist, nur das Augenfällige für Möglich zu halten, und daß man also den von mir gebildeten jungen Menschen, für ein Gebilde der Phantasie, für etwas Erdachtes ausgeben wird, weil er denen, womit man ihn vergleicht, so ganz unähnlich ist; bedenkt aber nicht, daß er natürlich ein anderer sein muß, weil er ganz anders erzogen worden ist, ganz verschieden fühlen lernte, ganz anders unterrichtet wurde, als ihre Zöglinge. Es würde im Gegentheil viel wunderbarer sein, wenn er den ihrigen gliche, als wenn er so wäre, wie ich ihn darstelle. Er ist kein Mensch durch Menschen gebildet, er ist ein Naturzögling. Allerdings muß er eine ganz fremdartige Erscheinung sein.

In den ersten Abschnitten dieses Werkes habe ich keine Beobachtungen aufgestellt, die nicht Jedermann so gut wie ich hätte machen können; denn wir Alle müssen ja mit unsern Beobachtungen von ein und demselben Punkte, nämlich von der Geburt des

Menschen, ausgehen. Je weiter wir aber vorrücken, ich, die Natur anzubauen, ihr, um dieselbe zu zerstören, um so weiter müssen wir uns von einander entfernen. Mein Zögling war im sechsten Jahre wenig verschieden von den eurigen, weil euch bis dahin noch die Zeit gefehlt hatte, sie zu verbilden. Jetzt aber haben beide Theile keine Aehnlichkeit mehr mit einander; und in den Jahren des vollendeten Mannes, denen sich der meinige nähert, muß er sich als etwas ganz Verschiedenes von den eurigen darstellen, wenn nicht alle meine Mühe verloren gewesen sein soll. Die Menge des Erworbenen ist sich vielleicht auf beiden Seiten gleich; aber das Erworbene selbst ist sich ganz unähnlich. Ihr erstaunt, hier in diesem erhabene Gefühle anzutreffen, wovon sich bei den eurigen nicht die geringste Spur findet; bedenkt aber auch, daß diese schon Philosophen und Theologen sind, während Emil kaum weiß, daß es eine Philosophie gibt, während er von Gott kaum sprechen gehört hat.

Käme man mir also mit dem Einwurfe: Alles, was du voraussetzest, besteht in Wahrheit gar nicht; die jungen Leute sind gar nicht so beschaffen; sie haben die oder jene Leidenschaft; sie handeln so oder so: so würde mir das vorkommen, als wenn man leugnen wollte, daß es auch hochgewachsene Birnbäume gäbe, weil man in unsern Gärten lauter Zwergbäume trifft.

Ich bitte diese, mit ihrer Kritik so schnellfertigen Richter, doch zu bedenken, daß ich das, was sie da sagen, eben so gut weiß, als sie es wissen; daß ich vermuthlich länger darüber nachgedacht, daß ich kein Interesse habe sie zu täuschen, daß ich also ein Recht habe, zu fordern, sie möchten sich zum mindesten Zeit zu der Untersuchung nehmen, in welcher Hinsicht ich mich wohl täusche. Sie mögen die ganze menschliche Beschaffenheit wohl untersuchen, mögen den ersten Entfaltungen des menschlichen Her-

zens unter diesen oder jenen Umständen nachspüren, um zu erkennen, welch' ein großer Unterschied zwischen zwei Individuen blos durch die Macht der Erziehung herbeigeführt werden könne. Alsdann mögen sie meine Erziehungsmethode mit den Wirkungen, die ich ihr beilege, vergleichen, und mir dann erklären, wo ich falsch geschlossen habe. Ich werde mich dann stillschweigend für besiegt halten.

Was mich aber noch sichrer macht und, wie ich glaube, noch mehr rechtfertigt, sicher zu sein, ist der Umstand, daß ich frei von aller Systemwuth bin, daß ich so wenig als möglich mich einer blos logischen Schlußfolgerung überlasse, vielmehr mich allein auf Beobachtungen stütze. Ich setze mich nicht auf das fest, was ich mir einbilde, sondern auf das, was ich gesehen habe. Es ist richtig, ich habe meine Erfahrungen nicht innerhalb der Mauern einer Stadt gesammelt, auch nicht unter nur einer Classe von Menschen; aber, nachdem ich alle Stände und alle Völker, die nur an einem, der Beobachtung gewidmeten, Leben vorüber gehen konnten, mit einander verglichen hatte, so habe ich dasjenige als erkünstelt hinweg gethan, was ich zwar bei dem einen, aber nicht bei dem andern Volke antraf, was ich in dem einen und nicht zugleich auch in dem andern Stande fand und ich habe nur das als einen integrirenden Bestandtheil des Menschen betrachtet, das ich als etwas jedem Alter, jedem Range, jedem Volke Gemeinsames antraf.

Behaltet ihr nun diese Methode im Auge und beobachtet die Kindheit eines jungen Menschen, der keine eigenthümliche Form erhielt, der so weit als thunlich, auch nicht das Geringste auf Autorität und Aussprüche gibt: wem meint ihr wohl wird derselbe mehr gleichen, meinem Zöglinge oder den eurigen? Seht da, das ist, nach meinem Bedünken, die zu lösende Aufgabe, sobald man sich unterrichten will, ob ich geirrt habe.

Der Mensch beginnt das Denken nicht eben so leicht, hat er aber einmal damit begonnen, so hört er auch nicht wieder auf. Wer einmal gedacht hat, denkt immer, und ist der Verstand einmal im Nachdenken geübt, so kann er nie wieder zur Unthätigkeit zurück kehren. Man könnte also glauben, daß ich einer Seits zu viel, andrer Seits zu wenig gethan hätte, weil der menschliche Geist von Natur nicht so geneigt sei, sich zu erschließen und ich ihn doch Fähigkeiten zugeeignet habe, die er nicht besitzt, darauf aber ihn zu lange in einen Ideenkreis einpferche, den er durchbrochen haben sollte.

Allein erstens müßt ihr bedenken, daß einen naturgemäßen Menschen bilden wollen, noch nicht heißt, einen Wilden aus ihm machen und ihn in tiefe Wälder bannen; er soll nur, wenn er in den Wogendrang des gesellschaftlichen Lebens geräth, sich nicht mit fortreißen lassen weder durch Leidenschaften, noch durch die Thorheiten der Menge. Er soll nur mit eignen Augen sehen, nur mit seinem Herzen fühlen; es soll ihn keine Autorität beherrschen, außer die Autorität seiner Vernunft. Natürlich müssen ihn in dieser Lage die Masse Gegenstände, die ihn berühren, die häufigen Gefühle, die in ihm sich regen, die verschiedenen Mittel, seine wirklichen Bedürfnisse zu befriedigen, eine beträchtliche Anzahl Ideen an die Hand geben, die er außerdem nie gehabt oder wenigstens nur nach und nach erhalten haben würde. Der dem Geiste natürliche Fortschritt ist beschleunigt, aber nicht aus seiner Lage verrückt worden. Derselbe Mensch, der in den Wäldern dumm bleiben muß, wird in den Städten vernünftig und verständig, auch wenn er ein bloßer Zuschauer gewesen wäre. Nichts ist so geeignet einen Weisen zu bilden, als die Thorheit, die man beobachtet, ohne daran Theil zu haben; und sogar derjenige, der sie mitmacht, unterrichtet sich noch dabei, wenn er sich nur nicht ganz durch sie

verstricken läßt und die Irrthümer derjenigen nicht theilt, die sie begehen.

Dann zweitens bedenkt, daß wir vermöge unsrer Seelenkräfte fast nur auf sinnlich wahrnehmbare Gegenstände hingewiesen werden, während wir für abstracte Ideen aus der Philosophie und für rein intellectuelle Begriffe fast gar keinen Sinn haben. Um uns bis zu ihnen zu erheben, müssen wir uns entweder von den Banden des Körpers befreien, an den wir so bedeutend gefesselt sind, oder wir müssen stufenweise und allmählig ein Object nach dem andern erglimmen oder müssen urplötzlich, im Sprunge, mit einem Riesenschritte über die Kluft zu gelangen versuchen. Hierzu jedoch ist wenigstens die Kindheit nicht fähig, da ja der Mann noch mancher Leitern sich bedienen muß, die übrigens nur für ihn eingerichtet sind. Die erste abstracte Idee ist die erste Sprosse; aber ich begreife nur mit Mühe, wie man ihre Construction anfangen will.

Das unerforschliche, das All umfassende Wesen, das die Welt regiert und die ganze Wesenkette bildet, ist für unsre Augen nicht sichtbar, für unsre Hände nicht fühlbar; keiner unsrer Sinne faßt es. Das Werk steht da, aber der Baumeister tritt in den Hintergrund. Es ist eine Angelegenheit von großer Bedeutung, endlich einzusehen, daß er ist. Und sind wir endlich so weit gekommen, und fragen wir uns dann: Was ist er? Wo ist er? so verirrt, so verwickelt sich unser Geist und es vergehen uns die Gedanken.

Locke will, daß man mit der Lehre von den Geistern beginnen und alsdann auf die Lehre von den Körpern übergehen solle. Das aber ist der Weg zum Aberglauben, zu Vorurtheilen, zum Irrthume. Es ist nicht der Weg der Vernunft, nicht einmal der Weg der geregelten Natur; es heißt das, sich die Augen verbinden,

um sehen zu lernen. Man muß die Körperwelt lange studirt haben, um einen wahren Begriff von der Geisterwelt zu bekommen, um annehmen zu können, daß es Geister gibt. Der entgegengesetzte Weg führt zum Materialismus.

Kurz da unsre Sinne die ersten Werkzeuge unsrer Erkenntniß sind, so sind die körperlichen und sinnlichen Gegenstände auch die einzigen, wovon wir unmittelbare Vorstellungen empfangen. Das Wort Geist hat keinen Sinn für einen Nicht-Philosophen. Für das Volk und für die Kinder ist ein Geist blos etwas Körperliches. Denn träumen sie nicht von Geistern, welche schreien, reden, zuschlagen, poltern? Man wird mir doch aber zugestehen, daß Geister, die Arme und Sprachwerkzeuge haben, den Körpern sehr ähnlich sind. Darum haben sich auch alle Völker, die Juden nicht ausgenommen, ihren Gott als ein persönliches Wesen gedacht. Auch wir sind in unsern Benennungen von Geist, von Dreieinigkeit, von Personen meist wahre Anthropomorphisten. Allerdings lehrt man uns nachbeten, Gott ist überall; aber wir glauben auch, daß die Luft überall ist, wenigstens so weit die Atmosphäre reicht; und das Wort Geist bedeutet ursprünglich ja weiter nichts als Hauch, Wind. Sobald man die Völker gewöhnt hat, Worte nachzusprechen, die sie nicht verstehen, kann man sie auch leicht alles nachsprechen lassen, was man will.

Das Empfinden unsrer Einwirkung auf andere Körper hat uns anfänglich auf die Meinung gebracht, daß die Einwirkung jener auf uns in gleicher Weise erfolge, wie die unsrige auf sie. So begann der Mensch, Alles zu beleben, was er in Thätigkeit erblickte. Da er sich ohnmächtiger fühlte, als die meisten dieser Wesen um ihn her, und die Grenze ihrer Kraft nicht zu überblicken vermochte, so nahm er sie für unbegrenzt, und machte in demselben Augenblicke, wo er sie als Körper hinstellte, auch Götter

aus ihnen. In den ersten Zeitaltern der Menschheit kannten die Menschen, die über alles staunend erschraken, nichts Todtes in der Natur. Der Begriff Materie bildete sich eben so langsam in ihnen, wie der Begriff Geist, weil der erstere Begriff eben auch nur eine Abstraction ist. So erfüllten sie denn das Universum mit lauter sinnlichen Göttern. Die Gestirne, die Winde, die Berge, die Flüsse, die Bäume, die Städte, die Häuser sogar, alles hatte seine Seele, seinen Gott, sein Leben. Labans Fratzenbilder, die Manitous der Wilden, die Fetische der Neger, alle Gebilde der Natur und der Menschen waren die ursprünglichen Gottheiten der Sterblichen. Der Polytheismus war ihre erste Religion und wird stets die Religion aller schwachen und furchtsamen Menschen bleiben, die nicht genug Bildung besitzen, um die ganze Wesenkette unter eine einzige Vorstellung zu bringen, um mit dem Worte Substanz einen richtigen Begriff zu verbinden. Denn dies ist in der That die größte aller Abstractionen. Jedes Kind also, das an einen Gott glaubt, ist nothwendiger Weise ein Idolatrist, wenigstens ein Anthropomorphist; und hat die Phantasie einmal einen Gott gesehen, so wird sich ihm der Verstand nur in den seltensten Fällen denken können. Das ist der Irrthum, zu dem der von Locke vorgeschlagene Weg grade hinführt.

Ist man, ich weiß freilich nicht wie? auf den abstracten Begriff: Substanz gekommen, so zeigt sich, sobald man nur eine Totalsubstanz annehmen will, daß man ihr Eigenschaften beilegen muß, die sich mit einander nicht vertragen und gegenseitig ausschließen, z. B. das Denken und das Ausgedehntsein, von denen die erstere Eigenschaft ihrem Wesen nach theilbar ist, während die andere alle Theilbarkeit ausschließt. Außerdem begreift man, daß das Denken, oder wenn man will, das Empfinden, eine ursprüngliche und unzertrennliche Eigenschaft derjenigen Substanz ist, wo

es einmal angetroffen wird, daß aber eine gleiche Beschaffenheit mit dem Ausgedehntsein rücksichtlich seiner Substanz statt findet. Hieraus schließt man, daß Wesen, welche eine dieser Eigenschaften verlieren, auch ihre Substanzialität verlieren, zu welcher diese Eigenschaften gehören, daß folglich der Tod nur eine Trennung der Substanzen sei, daß also die Wesen, in denen beide Eigenschaften sich vereinigt finden, aus zwei Substanzen bestehen, denen beide Eigenschaften angehören.

Indessen bedenke man aber noch, welch' ein großer Unterschied zwischen dem Begriffe der beiden Substanzen und der Natur des göttlichen Wesens liegt; zwischen der unbegreiflichen Vorstellung von der Einwirkung unsrer Seele auf unsern Körper und der Vorstellung von der Einwirkung des göttlichen Wesens auf alle übrigen Wesen die Begriffe: Schöpfung, Vernichtung, Allgegenwart, Ewigkeit, Allmacht, alles der Gottheit beigelegte Attribute, alles Begriffe, die selbst den Wenigen, die sie zu fassen vermögen, verworren und unklar erscheinen, während sie für das Volk nichts Dunkles haben, weil es davon gar nichts begreift. Wie werden sich diese Begriffe nun mit ihrer ganzen schwindelnden Bewältigung d. h. in ihrer Dunkelheit, jungen Gemüthern darstellen, die noch mit den ersten Operationen der Sinne beschäftigt sind, die nichts begreifen, was sie nicht betasten können? Umsonst liegen alle Abgründe der Unendlichkeit offen da; ein Kind kann dadurch nicht mit Entsetzen erfüllt werden; seine schwachen Augen sind nicht im Stande, die Tiefen derselben zu ergründen. Für ein Kind ist alles unendlich; es versteht nicht, eine Sache zu begrenzen; nicht darum, weil es einen zu großen Maßstab anlegt, sondern weil sein Verstand zu kurzsichtig ist. Ich habe auch an Kindern bemerkt, daß sie das Unendliche nicht sowohl jenseits, als vielmehr diesseits der ihm bekannten Räumlichkeiten setzen. Sie beurtheilen

einen unendlichen Raum weit mehr nach ihren Füßen, als mit ihren Augen; für sie dehnt er sich nicht weiter aus, als wie sie sehen, wohl aber weiter, als sie gehen können. Unterhält man sie von der Allmacht Gottes, so werden sie Gott fast für eben so mächtig halten, wie ihren Vater. Da in allen Dingen ihre Kenntniß der Maßstab für das Mögliche ist, so halten sie auch stets das, was man ihnen erzählt, für geringer, als das, was sie schon wissen. So beschaffen sind überhaupt die natürlichen Urtheile schwacher und unwissender Seelen. Ajax würde gezittert haben, wenn er sich hätte mit dem Achilles messen sollen, aber den Jupiter fordert er heraus, weil er den Achilles kannte, den Jupiter aber nicht. Ein schweizerischer Bauer, der sich für reicher hielt als alle andere Leute, und den man begreiflich machen wollte, was ein König zu bedeuten habe, fragte mit stolzer Miene, ob ein König wohl hundert Kühe auf der Alp zu halten im Stande wäre.

Ich merke schon im Voraus, wie viele Lehrer ganz erstaunt darüber sein werden, daß ich mit meinem Zöglinge noch nicht über Religion gesprochen habe, obwohl ich sein ganzes Jugendalter durchgegangen bin. Im funfzehnten Jahre wußte er noch nicht, ob er eine Seele habe und vielleicht ist es im achtzehnten noch zu früh, ihm dies beizubringen; denn wenn er es vor der rechten Zeit erfährt, läuft er Gefahr nie Kenntniß davon zu erhalten.

Wenn ich die Dummheit symbolisch darzustellen hätte, die unsre Galle erregen kann, so würde ich einen Pedanten malen, welcher die Kinder aus dem Katechismus unterrichtet. Wenn ich ein Kind närrisch machen wollte, so würde ich es nöthigen, mir das zu erklären, was es denn eigentlich redet, wenn es aus seinem Katechismus auffsagt. Man entgegne mir nicht, daß der größte Theil der christlichen Glaubenslehren in Geheimnissen bestehe, und

warten wollen, bis der menschliche Geist fähig wäre, dieselben zu begreifen, hieße nicht, warten wollen, bis das Kind ein Mann sei, sondern hieße, warten wollen, bis der Mensch nicht mehr sei. Ich antworte darauf, erstlich gibt es Geheimnisse, die dem Menschen nicht blos zu begreifen, sondern auch zu glauben unmöglich fallen; und ich sehe nicht, was man dabei, daß man dieselben Kindern lehrt, anders gewinnt, als daß man dieselben frühzeitig in Lügen unterweist. Zum andern behaupte ich noch, daß man, wenn Geheimnisse zulässig sein sollen, wenigstens begreifen muß, daß sie Unbegreiflichkeiten sind. Kinder aber sind dazu noch nicht fähig. Für das Lebensalter, wo alles Geheimniß ist, gibt es keine eigentlichen Geheimnisse.

Man muß an Gott glauben, damit man selig werde. Dieses Dogma, falsch verstanden, ist der Grund zur blutigsten Unduldsamkeit, die Ursache all des eiteln Unterrichts, welcher der menschlichen Vernunft den Todesstoß gibt, weil er sie gewöhnt, sich mit Worten bezahlen zu lassen. Ohne Zweifel darf man nicht einen Augenblick verlieren, um die ewige Seligkeit zu erwerben: ist es aber zu ihrer Erwerbung hinlänglich, gewisse Worte nachzusprechen, so sehe ich nicht ein, was uns hindern soll, den Himmel nicht eben so gut mit Staaren und Elstern, als mit Kindern zu bevölkern.

Die Verpflichtung, etwas zu glauben, setzt die Möglichkeit dazu voraus. Der Philosoph, der nichts glaubt, hat unrecht, weil er die Vernunft mißbraucht, die er angebaut hat, durch die er im Stande ist, die Wahrheiten zu erkennen, die er verwirft. Aber ein Kind, das die christliche Religion bekennt, was glaubt es? das, was es begreift. Aber es begreift so wenig das, was man es sagen läßt, daß, wenn ihr ihm das Gegentheil davon sagtet, es dies eben so willig annehmen würde. Der Glaube der Kinder

und auch sogar der vieler Erwachsener ist eine Sache der Geographie. Sollen sie mehr belohnt dafür werden, daß sie zu Rom, als daß sie zu Mecca geboren worden sind? Dem einen sagt man: Mahomed ist zu verehren, und er betet nach: Mahomed ist zu verehren. Dem Andern sagt man: Die heilige Jungfrau ist zu verehren und er spricht nach: Die heilige Jungfrau ist zuverehren. Jeder von beiden hätte das bejaht, was der andere bejaht, wenn sie versetzt geboren worden wären. Kann man nun von zwei sich so gleichen Gesinnungen abgehen, und den einen fürs Paradies, den andern für die Hölle bestimmen? Wenn ein Kind sagt: Ich glaube an Gott, so ist es eigentlich nicht Gott, woran es glaubt, sondern es ist Peter oder Jacob, die es ihm gesagt haben, daß es ein Etwas gebe, daß man Gott nennc; und es glaubt an denselben auf die Art, wie Euripides spricht:

O Jupiter! Doch kenn' ich sonst dich nicht,
Als deinen Namen blos 11).

Allgemein ist die Lehre, daß ein Kind, das vor den Jahren der Vernunft stirbt, der ewigen Seligkeit nicht verlustig werde. Die Katholiken lehren dasselbe in Betreff aller Kinder, welche die Taufe empfangen haben, auch wenn dieselben niemals etwas von Gott gehört haben sollten. Es gibt also Fälle, in welchen man selig werden kann, ohne an Gott zu glauben; und diese Fälle finden Statt in der Kindheit und im Wahnsinn, wo also der menschliche Geist zu Verrichtungen untauglich ist, die zur Erkenntniß Gottes nothwendig sind. Die ganze Verschiedenheit also, die ich zwischen euch und mir wahrnehme, besteht darin, daß ihr

---

11) Plutarch, Abhandlung über die Liebe. — Das Obige waren die Anfangsworte des Trauerspiels: Menalippus. Allein das Geschrei des Athieniensischen Volkes zwang den Euripides, diesen Eingang abzuändern.

behauptet, die Kinder besäßen in ihrem siebenten Jahre die Fähigkeit, Gott zu erkennen, und daß ich ihnen dieselbe noch in ihrem funfzehnten abspreche. Ich mag nun aber recht haben oder nicht, so handelt es sich doch keineswegs hier von einem Glaubensartikel, sondern von einer einfachen naturhistorischen Beobachtung.

Zu Folge dieses Grundsatzes leuchtet es ein, daß dergestalt ein Mensch, selbst wenn er Zeit eines langen Lebens nicht an Gott glaubte, deswillen doch des ewigen Lebens nicht verlustig gehen wird, sobald nur seine Verblendung nicht eine freiwillig übernommene war, und ich setze hinzu, daß das letztere nie der Fall sei. Ihr seid rücksichtlich Blödsinniger mit mir einig, wenn eine Krankheit sie ihrer Geistesfähigkeiten, aber nicht der Eigenschaft: Mensch, folglich nicht des Anspruchs an die Wohlthaten ihres Schöpfers beraubte. Warum wollet ihr denn nicht auch rücksichtlich derjenigen mit mir einig sein, welche seit ihrer Kindheit von aller menschlichen Gesellschaft entfernt, ein ganz wildes Leben geführt haben und aller Einsichten beraubt erscheinen, die man in dem Umgange mit Menschen erwirbt[12]? Es ist nämlich eine erwiesene Unmöglichkeit, daß ein solcher Mensch mit seinen Betrachtungen sich je bis zur Erkenntniß des wahren Gottes erheben könne. Die Vernunft sagt uns, daß ein Mensch nur wegen der Fehler seines Willens strafbar sei, daß aber eine unvermeidliche Unwissenheit ihn nie zum Verbrechen angerechnet werden könne. Hieraus geht hervor, daß vor dem Richterstuhle der ewigen Gerechtigkeit jeder Mensch, der gläubig ist, die nothwendigen Einsichten dazu vorausgesetzt, als Gläubigen beurtheilt, und nur

---

12) Ueber den Naturzustand des menschlichen Geistes und über die Langsamkeit seiner Fortschritte, lese man den ersten Theil der Abhandlung über die Ungleichheit nach.

derjenige für einen Ungläubigen geachtet werden wird, dessen Herz sich der Wahrheit verschließt.

Hüten wir uns jedoch, denen die Wahrheit mittheilen zu wollen, die sie nicht zu fassen vermögen: denn das heißt so viel, als: Irrthum einschmuggeln wollen. Immer besser, gar keine Begriffe von der Gottheit zu haben, als niedrige, phantastische, beleidigende und unwürdige. Es ist ein geringeres Uebel, das göttliche Wesen nicht zu kennen, als es zu lästern. Lieber wollte ich, sagt der ehrliche Plutarch, daß man glaubte, es gäbe gar keinen Plutarch in der Welt, als daß man ihm nachsagte, Plutarch ist ungerecht, neidisch, eifersüchtig, herrisch und verlangt mehr als er Andern einräumt.

Der große Nachtheil solcher corrupten Vorstellungen, welche man von der Gottheit in die Kinderseelen bringt, besteht darin, daß diese Vorstellungen Zeit ihres Lebens nicht wieder zu verdrängen sind, und daß solche Menschen auch als Männer die Gottheit nur nach ihrer Kinder-Weise aufzufassen vermögen. Ich habe in der Schweiz eine gute und fromme Hausmutter gekannt, die von der Wahrheit dieses Satzes so überzeugt war, daß sie durchaus ihren Sohn in seiner Kindheit nicht in der Religion unterrichtet wissen wollte, weil sie fürchtete, er möchte sich mit diesen rohen Begriffen befriedigen und dann im Alter der Vernunft bessere Einsichten zu erlangen vernachlässigen. Dieser Knabe hörte stets nur mit Andacht und Ehrfurcht von Gott reden und sobald er selbst von ihm sprechen wollte, wurde ihm Stillschweigen auferlegt, weil der Gegenstand für ihn zu erhaben und zu groß wäre. Dieses Zurückdrängen machte ihn immer wißbegieriger, und seine Eigenliebe sehnte sich nach dem Augenblicke, wo er das Geheimniß erfahren sollte, das man ihm mit solcher Sorgfalt verbarg. Je weniger man mit ihm von Gott redete, je weniger

man zugab, daß er selbst von ihm sprach, desto mehr beschäftigte er sich mit demselben. Ueberall sahe dieses Kind Gott. Was ich von dieser Geheimhaltung fürchten würde, sobald man sie unvorsichtig anwendete, wäre eine zu große Erhitzung der Einbildungskraft des jungen Menschen. Man kann seinen Kopf dadurch so alteriren, daß man am Ende eher einen Fanatiker, als einen Gläubigen aus ihm zieht.

Jedoch für meinen Emil haben wir nichts dergleichen zu fürchten, weil er keinem Gegenstande, der über seine Fassungskraft hinaus geht, Aufmerksamkeit schenkt und mit der entschiedensten Gleichgiltigkeit Dinge anhört, die er nicht versteht. Es gibt gar zu viel für ihn, rücksichtlich dessen er sich sagt: „das ist Nichts für mich," so daß ein mehr oder weniger bei ihm gar nicht in Betracht kommt. Wenn also diese großen Fragen ihn zu beschäftigen beginnen, so rührt das nicht daher, daß er davon sprechen hörte, sondern daß das naturgemäße Wachsthum seiner Einsichten seine Forschung auf dergleichen Gegenstände lenkt.

Wir wissen, auf welchem Wege der angebaute menschliche Geist diesem Geheimnisse sich nähert und gern gebe ich zu, daß er, sobald man der Natur freien Lauf läßt, selbst im Schooße der Gesellschaft erst in einem spätern Lebensalter darauf kommen wird. Weil aber in eben diesem Gesellschaftsleben unvermeidliche Ursachen liegen, durch die das Erwachen der Leidenschaften beschleunigt wird, so müßte man alsdann das Wachsen der Einsichten eben so beschleunigen, um einen Regulator für die Leidenschaften zu haben, oder es würde eine Abweichung von der Ordnung der Natur erfolgen und das Gleichgewicht aufgehoben werden. Wenn man es nicht in seiner Gewalt hat, eine gar zu reißende Entwicklung in den gehörigen Schranken zu halten, so muß man mit gleicher Eile alles herbeiziehen, was nur irgend

in den Zusammenhang gehört, damit die Ordnung nicht verletzt, die Harmonie nicht unterbrochen werde und der Mensch, der in allen Augenblicken seines Lebens als ein Ganzes erscheinen soll, durch einen Theil seiner Seelenkräfte nicht hierhin und durch den andern dorthin gezogen werde.

Aber welche Schwierigkeiten sehe ich hier entgegentreten! Schwierigkeiten, die um so bedeutender sind, weil wir sie weniger von Dingen zu erwarten haben, als vielmehr von dem Kleinmuthe derer, die sich nicht getrauen, dieselben zu überwinden. Wir wollen wenigstens versuchen, sie kennen zu lernen. Ein Kind soll in der Religion seines Vaters erzogen werden. Täglich beweißt man ihm klar und bündig, daß diese Religion, was es auch für eine ist, die einzig wahre sei; daß die andern nur Verirrungen und Abgeschmacktheiten wären. Die Kraft der Beweisgründe hängt dabei genau von dem Lande ab, wo man dieselben führt. Ein Türke in Constantinopel, der den Christianismus sehr lächerlich findet, mag nur nach Paris gehen und sehen, in welchem Aestim dort der Mohamedanismus steht! Die vorgefaßte Meinung feiert vor allen auf dem Gebiete der Religion ihre Triumphe. Wir aber haben uns ja vorgenommen, das Joch der Vorurtheile überall abzustreifen, wir wollen ja der Autorität nirgends etwas einräumen, wir haben uns ja vorgenommen, den Emil nie etwas zu lehren, als das, was er in allen Zonen aus sich selbst zu schöpfen im Stande sein wird, in welcher Religion wollen wir also ihn unterweisen? Welcher Religionspartei wollen wir unsern Naturmenschen zuführen? Die Antwort ist, nach meinem Dafürhalten, sehr einfach. Wir wollen ihn weder dieser, noch jener zuführen, aber wir wollen ihn befähigen, diejenige zu wählen, auf die er kommen muß, wenn er seine Vernunft am zweckmäßigsten verwendet.

— — Ich schreite über Feuer,
Das sich mit trügerischer Asche deckt *).

Es sei! der Eifer und ein redliches Herz haben bisher die Stelle des Verstandes ersetzt. Ich hoffe, daß diese Bürgen mich im Falle der Noth nicht verlassen sollen. Lehrer, besorgt von mir keine ängstlichen Rücksichten, die einem Wahrheitsfreunde nicht geziemen. Nie werde ich meines Wahlspruches vergessen; aber man wird mir wohl gestatten, Mißtrauen in meine eignen Urtheile zu setzen. Anstatt euch darum zu sagen, wie ich über diese Angelegenheit denke, will ich euch berichten, wie ein Mann dachte, der mehr Gewicht hatte, als ich. Ich stehe für die Wahrheit der Thatsachen, die ich erzähle; sie sind dem Verfasser des nachstehenden Aufsatzes wirklich begegnet. Ihr selbst möget dann beurtheilen, ob sich daraus etwas Nützliches für den hier zu verhandelnden Gegenstand herleiten läßt. Ich will dabei auch weder meine, noch eines Andern Meinung als Norm aufstellen, ich will sie nur zur Prüfung offen darlegen.

*) Incedo per ignes,
Suppositos cineri doloso. (Horat. II, Ode I.)

Ende des zweiten Bandes.

Druckfehler.

S. 23 Z. 3 v. o. l. keinen st. einen.
" 46 " 2 " " " trübt st. täubt.
" 51 " 3 " " " nichts st. nicht.
" 56 " 15 " " " dieselbe st. dieselben.
" 57 " 16 " " l. unentbehrlichsten st. entbehrlichsten.
" 59 " 2 " " l. haben st. heben.
" 63 " 13 " " " Ideenverbindung st. Idealverbindung.
S. 64 Z. 8 v. u. l. dich diese selbst würde vergessen haben lassen? st. die selber dich würde vergessen haben.
" 64 " 4 v. u. l. aufdrängen st. aufdringen.
" 83 " 3 v. o. l. erlangt st. verlangt.
" 125 " 17 v. o. l. euch st. auch.

Druck von C. G. Naumann in Leipzig.

Staatliche Bibliothek Passau

Lc

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rousseau, Jean-Jacques,

Emile oder über die Erziehung

Bd.: 2

Leipzig (1844)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Le (b) 108-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11342771-6